

Obererzgebirgische Zeitung

General-Anzeiger für das gesamte Obererzgebirge

Verlagsausdruck und Verlag von Heinrich Meißner, Buchhändler, Zwickau, Markt 21

Festnummer

zum

25jährigen Jubiläum

am 8. September 1929



In Dankbarkeit und Verehrung gedruckt von

Heinrich Meißner

Obererzgebirgische Zeitung.

Nationale Zeitung für Industrie, Landwirtschaft, Bürgertum, Beamte, Angestellte und Arbeiter.

Bezugspreis:
Monatlich 1.80 M.
Zutragegebühr 20 ¢
Wochenkarte 45 ¢
Einzel-Nr. 10 ¢, Sonnabend-Nr. 15 ¢

Telef. 3242 u. 3243

Tageblatt / Geschäfts-



und Familien-Anzeiger

Begründet 1854

für Buchholz, Annaberg, Schleifau, Scheibenberg, Schwarzenberg, Elsterlein, Jöhstadt, Oberwiesenthal und für die Gemeinden Crottendorf, Walthersdorf, Frohnau, Annaberg-Kleinröderswalde, Mildenan, Cunersdorf, Sehma, Cranzahl, Neudorf, Dr. Rothenselma, H.-U.-Wiesenthal, Niederschlag, Stahlberg, Bärenstein, Kühberg, Königswalde, Wiesenbad, Wiesa, Schönsfeld, Tannenberg, Dörfel, Hermannsdorf, Ober- u. Untersiebnitz, Mittweida-Marktersbach, Raschau, Grünstädtel, Pöhl, Rittersgrün, Langenberg, Schwarzbach etc.

Anzeigenpreis:
Millimeter-Zeile (40 mm breit) 8 ¢
Kleinanzeigen bis 60 mm Höhe 6 ¢
Ähnliche mm-Zeile (97 mm breit) 20 ¢
Langzeilen (97 mm breit) mm-Zeile 25 ¢
Wiederholungs-Rabatte nach Tarif.

General-Anzeiger für das gesamte Obererzgebirge

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ ist das zur Veröffentlichung der amtlichen Bekanntmachungen behördlicherseits bestimmte Blatt

Rotationsdruck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Geschäftsstelle in Annaberg, Buchholzer Straße 25.

Nummer 210

Verantwortlicher:
Amt Annaberg-Buchholz 3242 und 3243

Sonntag, den 8. September 1929

Gen.-Verb.-Giro Buchholz Nr. 1
Postfach-Konto Leipzig 4239 —

76. Jahrgang

1854

75 Jahre

1929

Obererzgebirgische Zeitung

Dich grüß ich tausendmal: Heimat — in Berg und Tal . . . Jubiläumssonntag morgen! Da ziemt sich an dieser Stelle heute ein besonderer Gruß hinaus in unsere gebirgische Heimat, in deren Hütten und Häusern unsere „Obererzgebirgische Zeitung“ nun 75 Jahre lang als treuer Eckhart Einkehr hält. Daß unser Jubiläumstag ein Sonntag ist, macht ihn uns besonders feiertäglich. Heimatglockenklang soll ihn uns einläuten und dankbar stimmen gegen den Allmächtigen, der in den verflossenen Jahrzehnten uns sichtbar gesegnet!

Draußen ist unter Gottes fürsorglicher Hand in Sonnenschein und Regen die neue Ernte gereift. Vor einem Erntefeld, in dem die Aehren sich golden unter der Schwere der Körner neigen, soll man dankbar die Hände falten! Auch uns ist in Gottvaters segnendem Sonnenschein, in Sturm- und Wettertagen eine Erntesaat gereift, vor der wir heute bei dem 75jährigen Bestehen unseres Hauses dankbar die Hände falten in stiller Freude über die stete Entwicklung und über den gewaltigen Aufschwung der Obererzgebirgischen Zeitung, die uns im Auf und Nieder der Geschichte von Heimat und Vaterland beschieden waren.

75 Jahre — im Erdendasein wohl der ganze Inhalt eines Menschenlebens, in der Geschichte einer Heimatzeitung aber ein bedeutsamer Abschnitt, ein Markstein auf dem Wanderpfad, an dem wir sinnend einmal stehen bleiben, um Rückschau zu halten auf schwere Wege, die wir mit den Geschicken unseres Volkes gegangen, an dem wir aber auch spähend Ausschau halten auf das, was da kommen will und kommen soll.

Da horch! Sonntagsglocken klingen! Die Heimat grüßt von Berg und Tal. Heimat du: Zum Beten ich die Hände falte, dich, teure Heimat, Gott erhalte! Ja, das sei unser still Gebet an unserem Jubeltag; die Heimat ist's ja, um die wir sorgen und bangen, der wir dienen, der unser ganzes Sein gehört — ihr unser ganzes Leben!

Wie könnte das auch anders sein? Heimat und Heimatzeitung, alte treue Wandergesellen sind es ja seit nun einem Dreivierteljahrhundert, verbunden in Freud und Leid. Eins spiegelt sich im anderen, und wenn wir in unseren Zeitungen nachschlagen, dann grüßt uns allüberall das liebe Gesicht unserer Bergheimat. — „Was durch des Lebens Raft und Gang zu Dorf und Stadt die Schwalbe sang, was Wanderlust am Weg erlauscht, der Bach durch's stille Tal gerauscht, das klingt durch unsre Blätter fort und wie so Baum und Strauch verdorrt — im Sonnendrang schwillt frisch das Blut: O Schwalbe, sing den Jungen gut!“ Ja, so ist's mit uns: Was wir während der 75 Jahre in den stattlichen Bänden unserer Obererzgebirgischen Zeitung niedergeschrieben haben, das ist in Freud und Leid der Heimat ab-

gelauscht. Und die ganze Liebe zur Heimat ist dazu hineingelegt worden und predigt zu uns in tausendfältiger Sprache. Und nicht wir allein sind es, die von der Heimat schreiben und lehren, all die zahlreichen Freunde und Mitarbeiter unserer Obererzgebirgischen Zeitung in Stadt und Land sind es, die Jahr um Jahr ihr Bestes geben, die mit uns das hohe Lieb ihrer Heimat, ihres Heimatstädtchens, ihres Heimatbüschchens anstimmen.

Und blätterst Du, lieber Leser, auch heute in der vor Dir liegenden Festschau unserer Zeitung nach, Du findest sie überall wieder, die treuen Mitarbeiter und Helfer der Obererzgebirgischen Zeitung; da grüßen sie Dich und uns alle! Aus der engeren Heimat findest Du den Gruß der treuen Vertreter des Staates, der Stadt- und Landgemeinden unseres großen Leserbezirkes, der Vertreter der Industrie, von Handel und Gewerbe, grüßen Heimatdichter und Heimatschriftsteller mit ihrem treuen, deutschen Wort. Aber auch berufene Politiker, Staatsleute und Wirtschaftsführer leihen heute die Feder zu unserer Festschau. Ihnen Allen gebührt unser besonderer Dank, suchen sie doch durch uns das Herz unserer Leser auf, mit denen sie alle in geistiger Gemeinschaft sich fühlen.

Ein seltsamer Zauber ist es, der sich so um die 75 Jahre Obererzgebirgischer Zeitung wie Silberfäden spinnt. Ein alter treuer Säemann streut aus nimmermüden Händen reichen Samen in die liebe Heimat Erde. Das ist wie silberner Bergseggen vergangener Jahrhunderte, von denen in Wort und Bild die heutige Ausgabe unserer OZ berichtet, ist wie das Samenkorn guten wahren Glaubens an Volk und Vaterland, das uns Männer von hehrstem Patriotismus und glühendster Vaterlandsliebe im Ernst der Stunde heute in die Herzen der Leser streuen.

Allen den führenden Persönlichkeiten unseres Volkes und den treuen Mitarbeitern, die in der vorliegenden Jubiläumsausgabe Worte von bleibendem Wert für die Leserschaft unserer OZ gefunden haben, wie auch den zahlreichen Inserenten und Geschäftsfreunden sei an dieser Stelle von ganzem Herzen gedankt.

Gute Säemannsarbeit ist es, die hier ausgestreut worden ist; daß sie nun in Gottes Gnadensonnenschein während der Zeit des vor uns liegenden Säkulums zur neuen Ernte reife, ist unser Wunsch.

In solcher Zuversicht geben wir denn die Jubiläumsausgabe unserer Obererzgebirgischen Zeitung in die Hände unserer Leserschaft. Wir danken ihr für die stete Treue, die sie uns bewahrt hat und bitten sie, in guten und bösen Tagen sich wie bisher um die alte Heimatzeitung zu scharen, und allzeit mit uns einzutreten im Kampf für Recht und Freiheit unseres deutschen Vaterlandes.

In diesem Sinne ein herzliches „Glück auf!“ für die Zukunft.

S. S.

Verlag der Obererzgebirgischen Zeitung

Friedrich Seidel.



Die Glückwünsche der Sächsischen Regierung

Grußworte des Kabinetts

Zum fünfundsiebzigjährigen Bestehen Ihres Blattes spricht Ihnen die Regierung des Freistaates Sachsen die warmsten Glückwünsche aus. Die oft zu Unrecht unterschätzte Provinzpresse stellt ein wertvolles Kulturgut dar, das wohl geeignet ist, der Allgemeinheit gute Dienste zu leisten. Auch Ihre Zeitung, die sich aus bescheidenen Anfängen zu einem im oberen Erzgebirge vielverbreiteten Organ entwickelte, hat an solcher Arbeit erheblichen Anteil. Möge sie noch viele Jahre im Dienste des Gemeinwohls wirken.

Dr. Bünger, Ministerpräsident.



Meist seit Jahrzehnten eng mit der Bevölkerung ihres Verbreitungsbezirktes verwachsen, viel enger zumeist, als es bei großstädtischen Zeitungen der Fall ist, hat die Provinzpresse die bedeutsame Aufgabe, der geistige Mittelpunkt für einen ganzen Bezirk zu sein und vor allem entscheidend dazu beizutragen, das Heimatgefühl lebendig zu erhalten. Dieses Heimatgefühl, die Liebe zu dem Stück Erde, auf dem man geboren ist und auf dem man lebt und wirkt, ist aber gerade in unserer Zeit ein besonders wertvolles Attribut für den einzelnen Bürger wie auch für den Staat. Es kommt hinzu, daß die heimatische Presse oft die einzige Verbindung mit der Heimat für diejenigen darstellt, die in anderen Teilen unseres Vaterlandes oder im Ausland leben. Und dieses Wirken für ein gesundes Heimatempfinden ist ja besonders wichtig in einem Bezirke, der, wie das Lesergebiet der Obererzgebirgischen Zeitung, Grenzland ist und dem daher eine besondere deutsche kulturelle Bedeutung zukommt.

Ich bin davon überzeugt, daß die Obererzgebirgische Zeitung wie bisher, so auch in den kommenden Jahrzehnten ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung in dieser Richtung geltend machen wird, und ich spreche ihr in diesem Sinne zu ihrem 75. Geburtstage die besten Wünsche für eine günstige, ideelle und wirtschaftliche Weiterentwicklung aus.

Staatsminister Richter.

Ein 75jähriges Zeitungsjubiläum ist nicht nur eine außerordentliche Anerkennung für die Tatkraft und Umsicht der Leitung des Unternehmens, sondern ist auch ein Zeichen dafür, daß die „Obererzgebirgische Zeitung“ es jederzeit verstanden hat, ihre Leser an sich zu fesseln. Als Tageszeitung unseres schönen Erzgebirges auf der Heimatliebe aufbauend, hat sie den Blick geweitet für die großen Aufgaben und Zusammenhänge unserer Landes- und Reichspolitik. Mit der Staatsumwälzung des Jahres 1918 ist ihr wie der gesamten Presse die unvergleichlich hohe Aufgabe zugewachsen, unser Volk in seiner Gesamtheit zur Mitarbeit am neuen Staate und damit zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu erziehen.

Selbst für ein persönlich geleitetes Unternehmen liegt in der Zeit der Vergesellschaftung und Vertrustung unserer Wirtschaft für die Zukunft die Bedeutung der Zeitung besonders auch darin, die Initiative und Selbstverantwortung der Persönlichkeit im Wirtschaftsleben zu sichern. Nur wenn unserem Volke eine möglichst große Zahl selbständig und frei schaffender Existenzen erhalten bleibt, die es zum sozialen Ausgleich und zum Aufstieg des Einzelnen braucht, wird das Deutsche Reich für alle Zeiten von Bestand sein.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ hat in ihrer Vergangenheit auf Grund dieser glücklichen Schichtung unseres Volkes von aufstrebender und ruhmvoller Entwicklung unseres Deutschen Reiches berichten können. Möge ihr 100jähriges Jubiläum wieder ein einiges, starkes und in all seinen Teilen glückliches und zufriedenes Volk finden.

Weber, Sächs. Finanzminister.



Als Sohn der alten Erzgebirgsstadt Annaberg beglückwünsche ich mit besonderer Freude die „Obererzgebirgische Zeitung“ zur Jubelfeier des 75jährigen Bestehens! Möge sie auch ferner zu ihrem Teile dazu beitragen, das Vertrauensverhältnis zwischen Justiz und Volk zu stärken und den Sinn für Recht und Gerechtigkeit lebendig zu erhalten.

Justizminister Dr. Mannsfeld.

Der O. Z.-Gruß des Reichsaußenministers Dr. Stresemann

Im Tage des 75jährigen Bestehens der „Obererzgebirgischen Zeitung“ gedenke ich gern der Zeit, in der ich mit dem Erzgebirge persönlich eng verbunden war. Nicht nur politisches Heimatgefühl, sondern menschliches Erleben verbindet mich mit dem Erzgebirge, und die Zeit, in der ich im Hause meines Freundes, des verstorbenen Stadtrats Slesina in Buchholz, im politischen Kampf, in Wahlversammlungen und beim geselligen Zusammensein mit den Menschen des Obererzgebirges zusammenkam, gehört mit zu den stärksten Eindrücken und Erinnerungen meines Lebens. Die Wahlkämpfe um 1906/07 und 1911/12, die zwischen diesen Kämpfen liegende Zeit parlamentarischen Wirkens und ständiger Fühlungnahme mit der Bevölkerung des Erzgebirges lassen, soweit diese Zeit auch zurückliegen mag, die Erinnerung an wirtschaftliches und politisches Aufstreben des deutschen Volkes erstehen. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ kann am Tage ihres 75jährigen Bestehens mit Stolz und Genugtuung zurückblicken auf ihr Wirken im Geiste der Vaterlandsliebe und der Heimattreue. Die Entwicklung des deutschen Volkes ist inzwischen Wege gegangen, die von der Höhe welt-politischer Geltung und wirtschaftlichen Aufstiegs in die Tiefen des Niedergangs führten. Mühsam ist der Weg zum Wiederaufstieg, von dem wir noch weit entfernt sind, der aber Ziel aller Deutschen ist. Ich weiß, daß die „Obererzgebirgische Zeitung“, der ich zu ihrem Jubiläumstage meine herzlichsten Glückwünsche ausspreche, ihre ganzen Kräfte diesem Ziele widmet.

Stresemann.

Buchholz, 8. September 1929
Nummer 210 * 2. Beilage

75 Jahre Geschichte der O. Z. in Wort und Bild

„Am Webstuhl der Zeit“ von Siegfried Seidel.

Am Webstuhl der Zeit — in meiner Erinnerung wird da ein Bild lebendig von einem alten Teppichweber, der mir während des Krieges vor mehr als 10 Jahren auf dem Balkan in einer der engen Straßen von Stolpe, der Stadt Uesküb am Barbar, begegnete. Hochmittagsonne lag auf dem Flecken. Vor den Bazaren und Geschäften betrieben die Handwerker ihr Gewerbe. Ich sah da einen Mann kostbare Filigranarbeit anfertigen, ein anderer sticht Schuhe und Opanten, wieder ein anderer mühte sich mit Händen und Füßen, aus roter Tonerde Schüssel und Teller zu formen — ganz am Ende der engen Straße gewahrte ich aber einen Teppichweber. Ein alter Türke war es, mit langem weißen Bart, und ich hatte Lust und Zeit, dem Alten ein wenig zuzusehen; sah, wie er sehr geschickt die Fäden aneinanderknüpfte, und wie unter seiner Hand ein schöner buntfarbiger Teppich entstand.

Vor mir mochte es auf und nieder, Männer kamen und Frauen, Mazedonier, Griechen und Serben, Albaner, Montenegro — im Fez und Turban kamen sie, in langen Kasanen, die Frauen mit schwarzen Tüchern und buntesten Schleiern angetan, ein Bild schier so bunt, wie der Teppich, der da vor mir lag.

Da kam mir in den Sinn, daß doch hinter jedem dieser Menschen auch ein feiner Faden herginge, und daß über uns ein großer Meister sein müsse, der all die Fäden und Geschicke der Menschen sorgfältig ordne.

Und siehe, noch während ich so meine Betrachtungen hatte, war auf dem schlanken Minarett Muezzin erschienen, um mit seinem Lobgesang die Sonne anzubeten. Das Klang so feierlich und war so schön, daß auch ich in der Moschee meines Herzens jetzt die Teppiche ausbreitete, auf denen fromme Moslems ihrer Gottheit nahen. Allah ist groß — und groß sind seine Werke!

Und wieder stehe ich am Webstuhl der Zeit. Gar seltsam spinnen die Fäden in Winkeln und um Mauern des eigenen Hauses, in dem Vater und Großvater gewirkt und geschaffen. 75 Jahre — ein Alter schier so hoch und betagt wie das des alten Teppichwebers, der mir im Orient begegnete, — doch von so ganz anderer Art.

Gewiß, auch unsere Jubilarin, unsere „Obererzgebirgische Zeitung“, ist Teppichweberin am großen Webstuhl der Zeit. Ein Stück lebendiger Geschichte hat sie ja hineingeflochten in die Arbeit — all die 75 Jahre hindurch bis auf diesen Tag. Fäden der Erinnerung, sorgfältig aneinandergereiht, führen uns da zurück bis zur Wiege des Unternehmens.

Freilich, es ist ein gar weiter Weg, den wir da zu gehen haben, zurück von der Rotationsmaschine bis zur einfachen Holzpresse, auf der unsere „O. Z.“ in den ersten Jahren gedruckt wurde. Ich selbst hätte mich wohl kaum zurückgefunden in jene Zeit der Entstehung unserer Zeitung, hätte ich nicht einmal geforscht beim Vater und in Großvaters Hinterlassenschaft, hätte ich nicht noch lebende, treue Mitarbeiter ausgefragt und nicht zuletzt auch wertvolles Material in der anlässlich des 50jährigen Jubiläums unserer Zeitung erschienenen Festschau von dem in unserem Buchholz noch bestens bekannten Heimatforscher Herrn Dr. Richard Maule gefunden. Auch einen alten Zeitungsträger hatte ich ausfindig gemacht, der die ersten Ausgaben unserer Zeitung selbst von Haus zu Haus getragen hatte und manch interessante Angaben zu machen wußte.

Nach alledem, was ich da gehört und gelesen habe, ergibt sich, daß das Unternehmen aus den denkbar einfachsten Verhältnissen heraus durch mannigfache, bedeutsame Etappen hindurch mit viel Fleiß und Mühe zu seiner jetzigen Größe gelangte. Das Geburtshaus unserer Zeitung befindet sich in Buchholz am Zusammenchnitt der Karlsbader- und Katharinenstraße. Es ist das jetzt den Paul Senffart'schen Erben gehörende Haus, welches sich damals im Besitz des Kaufmanns Gert befand. In engem Raum zusammengedrängt befand sich dort die gesamte Druckereianrichtung, die aus wenigen Sehlästen und einer alten Handpresse bestand. Die Druckerei gehörte einem aus Leipzig stammenden Buchdrucker.

Karl Lindner, der mit der Herausgabe der „Obererzgebirgischen Zeitung“ am 8. September 1854 begann. Lindner ist also der Gründer des Unternehmens. Wir wissen nicht, ob er die Zeitung herausgab, um die Arbeiter seiner Offizin vollaus zu beschäftigen, oder auf Zureden von Freunden, Industriellen und Stadtvätern. Jedenfalls ist es nicht im Drang und Hochdruck des allgemeinen Geschäftsganges geschehen.

Was Lindner aber mit der Herausgabe der Zeitung bezweckte, das geht aus der sehr originellen und humorvoll gehaltenen Bekanntmachung hervor, mit der er die Erstausgabe der „O. Z.“ dem Publikum übergab. Unsere Leser finden diese

einer Zeitung wagte, legt Zeugnis ab von seinem fortschrittlichen Sinn, von Entschlossenheit und Tatkraft. Dr. Maule schreibt über ihn: „Der Begründer Lindner zeigte sich in der Probenummer als ein spasshaft unterhaltender Redakteur. Sonst war er eine altväterliche, fast theatrale Erscheinung, ein ziemlich großer, runder Mann mit kleinen, feinen Händen, überhaupt nicht von robuster Konstitution. Sein glattrasiertes, regelmäßiges, selbst im Alter noch auffällig hübsches Gesicht war von dunkelblonden Locken umrahmt, besonders von einer Stirnlode geziert. Er trug einen schwarzen Samtrock mit weiten, rotgefütterten Ärmeln, Spitzenmanschetten und Jabot.“

Die Druckerei wurde bald größer und Lindner verlegte deshalb seinen Betrieb vom ehemaligen Gertschen nach dem ehemaligen, neben der Apotheke liegenden Müller-Haus, das jetzt Herrn Albin Siegel gehört. Dort betrieb er sein Handwerk in dem jetzigen Franz Kung'schen Laden. Die ersten Ausgaben der „O. Z.“ sind im Format 25×35 cm erschienen, gewiß gegenüber dem heutigen Format ein kleines Blatt, und doch war es den Leuten damals noch zu groß. Auf vielseitig ausgesprochenen Wunsch, daß die „O. Z.“ in bequemem Format erscheinen möchte, war mit Beginn des Jahres 1856 diesem Vorschlag nachzukommen versucht worden, indem das Format sogar auf die Hälfte verkleinert, dafür aber der Umfang auf 8 Seiten erweitert wurde.

Die „O. Z.“ erschien 1. Bl. wöchentlich einmal, immer Freitags. Das genügte den Leuten damals, und die Zeitung war dafür ja sehr billig. Sie kostete vierteljährlich 5 Ngr., in Böhmen 20 Kr. Die Inseratenpreise hatte man nach der erfolgten Bekanntmachung ein wenig zu heben gesucht. Sie waren im Anfang in Sachsen pro Zeile 5 Pfg., in Böhmen pro Zeile 2 Kr. Das kleine Format von nur 20×26 cm ist scheinbar aber doch nicht allorts so beliebt gewesen, denn am 1. April 1856, also schon in demselben Jahr, änderte man das Format wieder auf 25×35, und wir lesen in Nr. 21 der „O. Z.“ vom Dienstag, den 1. April 1856, folgendes:

„Dem hochgeehrten Publikum übergeben wir unser Blatt wiederum und fortan immer in dem alten, allgemein beliebten Format, aber wöchentlich zweimal und zu dem vierteljährlichen Preis von 10 Ngr. Wir werden unseren werthvollen Lesern und Leserinnen die interessanteste Lektüre ernsten und heitern und wissenschaftlichen Inhaltes bieten und von Zeit zu Zeit durch Extra-Beilagen zu erfreuen suchen. — Die Inserate werden nur mit fünf Pfennigen für die dreispaltige Zeile und mit fünfzehn Pfennigen für die durchgehende Zeile gewöhnlicher Schrift berechnet. — Wir empfehlen unser Blatt Ihrer fortwährenden Guts.“

Die Expedition der Obererzgebirgischen Zeitung.

Wir erfahren also u. a. aus dieser Bekanntgabe, daß die „O. Z.“ vom 1. April 1856 ab wöchentlich zweimal, und zwar Dienstags und Freitags erscheint. Sie kostet jetzt das Doppelte — also 10 Ngr. vierteljährlich. Der Gründer der Zeitung hat von da ab das Unternehmen ca. 2 Jahre lang betreut. Die Zeitungsdruckerei selbst hatte Lindner also eigentlich nur vier Jahre betrieben. Am 17. September 1858

hat Lindner die Zeitung an seinen Schwiegervater

C. G. Ademann verkauft.

Ueber den Verkauf der „Obererzgebirgischen Zeitung“ an Ademann



Friedrich Georg Seidel

geb. 1. Juli 1803 in Waldenstein i. Vogtl.



Hermann Hollstein

geb. 10. März 1830 in Friedebach (Kreis Altenburg)

gest. 26. März 1895 in Buchholz i. Sa.

Vor 40 Jahren

Erstausgabe, von uns nachgedruckt, als besondere Beilage in unserer heutigen Festschau.

Wir hatten vor 25 Jahren unseren Lesern schon einmal eine Kopie dieser Erstausgabe der „Obererzgebirgischen Zeitung“ übergeben. Diese Kopie wird sich noch im Besitz vieler Familien befinden, und diese glauben oft, daß es sich um eine Originalausgabe der „O. Z.“ Nr. 1 handelt. Wir klären deshalb an dieser Stelle den Sachverhalt auf und teilen mit, daß sich unseres Wissens eine Originalausgabe der ersten Nummer unserer „Obererzgebirgischen Zeitung“ nur im Staatsarchiv zu Dresden befindet. Unser Nachdruck ist aber vor 25 Jahren genau nach dieser im Staatsarchiv befindlichen Zeitung erfolgt.

Lindner war der erste am Orte, der die schwarze Kunst Gutenbergs betrieb. Daß er sich auch gleich an die Herausgabe

mann ist in der „D. Z.“-Ausgabe vom 21. September 1858 folgende Bekanntgabe erschienen:

Anzeige und Empfehlung.

Nachdem der ergebenst Unterzeichnete die hiesige Buchdruckerei käuflich an sich gebracht und damit auch der Druck und Verlag dieses Blattes auf ihn übergegangen ist, erlaubt er sich, dieses sowohl — in welchem er wie bisher das Neueste und Interessanteste der Tagesereignisse und Politik in gedrängter Kürze, sowie auch Gutes zur Unterhaltung und Belehrung bringen wird — der Günst seiner geehrten Leser, als auch seine gut eingerichtete Buchdruckerei dem Wohlwollen des gesamten hiesigen und auswärtigen Publikums angelegentlich zu empfehlen und die Bitte hinzuzufügen, das seinem Vorgänger geschenkte Vertrauen auch ihm zu Theil werden zu lassen, welches er durch pünktliche, prompte und billige Ausführung der ihm werdenden Aufträge zu rechtfertigen sich bemühen wird.

Buchholz, im September 1858. C. G. Adermann.

Die Zeitung wurde sorgfältig redigiert und sauber gedruckt, so daß die Leserschaft schon damals stolz auf ihre „D. Z.“ war. Adermann konnte dem Unternehmen leider nur ein halbes Jahr vorstehen. Am 28. März 1859 erlag er einem Schlaganfall. Die Witwe Adermanns führte das Geschäft wohl noch ein Jahr weiter, mußte es dann aber doch verkaufen und zog von Buchholz fort.

Ueber das Leben und Wirken Lindners und Adermanns, deren Namen mit der Geschichte unseres Hauses allzeit verbunden bleiben, berichten wir an anderer Stelle (8. Beilage. Seite 29) unserer Festschau ausführender. Ich komme jetzt zur

Aera

Hermann Hollstein.

Durch den plötzlichen Tod Adermanns kam am 10. Februar 1860 die „Obererzgebirgische Zeitung“

in den Besitz von Julius Hermann Hollstein.

der, aus Eisenberg in Thüringen stammend, das Geschäft von den Adermann'schen Erben käuflich übernahm und vorläufig in dem ehemals Müller'schen Haus weiterführte. So lesen wir an der Spitze der „D. Z.“-Ausgabe Nr. 12 vom Freitag, den 10. Februar 1860, die folgende Bekanntgabe:

„Nachdem ich die hiesige, zeitlich den Adermann'schen Erben gehörende Buchdruckerei käuflich übernommen habe und hiermit zugleich das Verlagsrecht der „Obererzgebirgischen Zeitung“ auf mich übergegangen ist, so erlaube ich mir, Solches zur Kenntnis des hiesigen, wie auswärtigen Publikums zu bringen, indem ich zugleich bitte, das meinen Vorgängern bewiesene Wohlwollen auch mir gütigst zu Theil werden zu lassen.“

Die Herausgabe der genannten Zeitung betreffend, versichere ich, daß mein Bestreben dahin gehen soll, den Ansprüchen, welche an ein Lokalblatt gestellt werden können, in möglichst Weise zu genügen, und gestatte mir außerdem noch, zu bemerken, daß ich durch Anschaffung neuer Typen zc. in den Stand gesetzt bin, alle in meine Buchdruckerei gelangenden Aufträge bestens auszuführen.

Buchholz, 10. Februar 1860.

Hermann Hollstein.

Hermann Hollstein ist am 10. 3. 1830 in Friedrichstannstedt bei Eisenberg im Anhaltischen geboren. Nach seiner Schulzeit erlernte er das Buchdruckerhandwerk und kam so in die alte Buchdruckerei Leipzig zu C. G. Naumann, ein Unternehmen, das in Buchdruckerkreisen Weltruf hatte und führend im Gewerbe war. Hollstein lernte dort eine Tochter Gustav Naumanns kennen, vermählte sich mit dieser und suchte sich mit Hilfe Naumanns eine eigene Existenz, die er durch die Uebernahme des Adermann'schen Buchdruckereibetriebes dann auch gefunden hatte. Durch rastlose und stets unermüdete Arbeit brachte Hollstein das Geschäft schnell vorwärts. Die Räume wurden bald zu eng. Es folgte deshalb

der Umzug des Betriebes nach der Marktstraße

in das Haus, welches Hollstein vom Fleischermeister Melzer käuflich erworben hatte. Ueber die Geschichte dieses Hauses, welches wir unseren Lesern in Witze zeigen, ist in Nr. 20 vom Sonntag, den 16. Mai 1926, in unserer illustrierten Beilage „Erzgebirgische Heimatblätter“ ausführlich berichtet. Uns interessiert heute aber zu wissen, wie f. Zt. die Druckerei der „D. Z.“ eingerichtet war, die im Hause Marktstraße 3 sich ein eigenes Heim gegründet hatte. Die Herstellung der Zeitung war noch immer äußerst primitiv. Damals hatte man zum Druck der Zeitung noch eine alte hölzerne Presse, neben der ein Farbtisch stand. Auf letzterem wurde die Farbe angerieben und nach jedem Druck mußte die Form, also der Satz, zu der damals noch ganz kleinen 4seitigen Zeitung eingewälzt werden. Die Zeitungsherstellung war also eine recht mühsame Sache. Später wurde eine eiserne Handpresse angeschafft. Trotzdem ermöglichte es J. H. Hollstein, daß

die „Obererzgebirgische Zeitung“ vom 1. Oktober 1870 an dreimal wöchentlich erschien.

Er gibt dies u. a. am 27. September 1870 in Nr. 77 der „D. Z.“ wie folgt bekannt:

Einladung zum Abonnement auf die „Obererzgebirgische Zeitung“.

Vom 1. Oktober an wird die Obererzgebirgische Zeitung nicht mehr, wie zeitlich, zweimal wöchentlich, sondern dreimal, und zwar Dienstags, Donnerstags und Sonnabends früh erscheinen. Wir glauben, dadurch nicht nur den Wünschen unserer geehrten Abonnenten nachzukommen, sondern auch den Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen, und geben uns somit der Hoffnung hin, unser Unternehmen durch recht zahlreiche Beteiligung an dem bevorstehenden Abonnement unterstützen zu sehen, und zwar umsomehr, als der Preis bloß um 2½ Ngr. vierteljährlich erhöht werden wird, das Blatt pro Quartal also nur 12½ Ngr. kostet. Durch ein dreimaliges Erscheinen sind wir in den Stand gesetzt, die Berichte über die neuesten Zeitereignisse möglichst schnell zu bringen; ebenso werden wir durch interessante Romane zc. unsere freundlichen Leserinnen und Leser zu unterhalten bemüht sein. Ferner machen wir auf unseren Tageskalender aufmerksam, in

welchem alle amtlichen und nichtamtlichen Bekanntmachungen aus hiesiger Gegend, sofern dieselben nicht schon an anderer Stelle unseres Blattes Aufnahme gefunden, in einem Auszuge veröffentlicht werden. Inserate finden bei billiger Berechnung die weiteste Verbreitung.

Bestellungen auf unsere Zeitung nehmen alle Postanstalten, sowie die auf der ersten Seite des Blattes verzeichneten Annahmestellen entgegen; auch können Bestellungen bei den Ausrägern bewirkt werden.

Die Expedition der Obererzgebirgischen Zeitung.

Der Jahrgang 1870 unserer „D. Z.“, in dem wir diese Bekanntmachung finden, ist ganz besonders interessant. Er ähnelt in vieler Beziehung dem Jahrgang 1914. Beide Jahrgänge bringen Mobilmachung und Kriegsnachrichten.

Hochinteressant sind alle die Zeitungs-Ausgaben, die von Kampf und Sieg gegen den alten Erbfeind berichten. Dichter wie Ferdinand Freiligrath u. a. leihen ihre Feder der „D. Z.“, um stolzem, deutschem Hochgefühl Ausdruck zu geben. Zeitung und Zeit, wir fühlen hier besonders wieder, wie sie zusammengehören.

Das Zeitungsunternehmen nahm in den Jahren nach 1870 eine recht rege Entwicklung, so daß an das alte Haus

im Jahre 1881 nach der Hoffeile ein Anbau ausgeführt

werden mußte, der für die Secherei erweiterte Räume brachte.

Im Jahre 1871 schaffte sich Hollstein die erste Schnellpresse an. Im folgenden Jahre (1872) wurde die „Obererzgebirgische Zeitung“

Amtsblatt.

Die Zeitung wurde jetzt auch immer begehrt, so daß sich Hollstein entschließen mußte,

vom 1. April 1873 ab die Zeitung viermal wöchentlich

herauszugeben. In Nr. 37 der „D. Z.“ vom 29. März 1873 ist darüber zu lesen:

Die „Obererzgebirgische Zeitung“

wird, um den vielen an uns ergangenen Wünschen nachzukommen, vom 1. April d. J. an anstatt 3mal, 4mal wöchentlich erscheinen, und zwar Dienstags, Donnerstags, Sonnabends und Sonntag. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei der Post, incl. Bestellgebühr, 12½ Ngr., und bei unseren Expeditionen, incl. Bringerlohn, 15 Ngr. Wir bitten, das uns bisher geschenkte Wohlwollen auch für die Zukunft zu bewahren und laden zu recht zahlreichem Abonnement auf das mit dem 1. April beginnende neue Quartal ein.

Die Expedition der Obererzgebirgischen Zeitung.

Als Hollsteins treuer Mitarbeiter wird u. a. Clemens Landgraf genannt, ein Mann, der nicht allein praktisch tätig war, sondern der auch mit der Feder fortzukommen. 1877 allerdings siedelte Landgraf nach Pöschappel über und übernahm die „Glück auf“-Druckerei. An Stelle Landgrafs kam aus dem schwiegerväterlichen Unternehmen — also von Naumann-Leipzig her — am 24. Juni 1877 Oskar Waengler, ebenfalls ein Fachmann von Beruf, der auch die Redaktion der Zeitung übernahm, besonders aber für kunstvolle Ausgestaltung der Druckfachen sich einsetzte. Waengler stammt aus Gubrau in Schlesien. Zur kaufmännischen Führung nahm Hollstein im Jahre 1881 seinen Schwiegersohn Arno Weisbach mit in das Geschäft, der sich vor allem auch um den Ausbau der Abzählungsabteilung bemühte und dem Geschäft zahlreiche Aufträge aus Annaberg zuführte. Weisbach ist ein geborener Erzgebirger. Sein Vater war der Schneidemühlener Anton Weisbach in Granzahl. Beide ständigen Mitarbeiter — Waengler und Weisbach — verließen 1888 wieder das Geschäft und gründeten in Annaberg die wohlbekannte Firma Weisbach und Waengler, lithographische Anstalt, Buch- und Steindruckerei.

Gelegentlicher Mitarbeiter der „D. Z.“ war auch Herr Schuldirektor Schöninger, in städtischen Angelegenheiten nahm Herr Bernhard Freund, der damalige Stadtverordnetenvorsteher, gern das Wort in der „D. Z.“. Stadtkassierer Kaden war ebenfalls ein eifriger Mitarbeiter.

Den wissenschaftlichen Vorträgen des unter der Leitung des Herrn Hermann Adler stehenden Kaufmännischen Vereins, der damals hier als erster namhafte Gelehrte (wie Prof. Onken-Gießen, Riehl-München, Rugler-Tübingen u. a.) zu seinen Veranstaltungen gewann und diese letzteren der Öffentlichkeit zugänglich machte (auch von Annaberg wurden die Vorträge gut besucht) widmete die „D. Z.“ eingehende Berichterstattung.

In technischer Beziehung wäre vielleicht kurioserweise zu erwähnen, daß die erste Kraftmaschine, ein 1 PS Deuker Gasmotor — manchmal, wenn's mit der D. Z. „höchste Eisenbahn“ war, verlagte, nicht „losgehen“ wollte und es manchen Tropfen Schweißes bedurfte, bis der Motor sich endlich seiner Pflicht bewußt wurde und die inzwischen in Aktion getretene Drehmannschaft ablöste. Kritische Stunden!

Auch in den Folgejahren nahm die „D. Z.“ anlässlich patriotischer und anderer Gedenktage Gelegenheit, sich zum Sprachrohr der damaligen allgemeinen Hochstimmung zu machen. Wer erinnert sich nicht gern der Sedanfeiern, wenn von den umliegenden Höhen bei „Flammenstokes Geleucht“ die Böller im Tale widerhallten und Buchholz im feenhaften Lichterglanz erstrahlte? Tempi passati! 1888, beim Tode des alten 90jährigen Kaisers, gab die „D. Z.“ ein Gedenkbild heraus, das ein Faksimile der letzten Unterschrift des Kaisers enthielt, der noch auf dem Sterbette „keine Zeit hatte, müde zu sein“.

Papa Hollstein wußte mit allen Behörden des Verbreitungsbezirktes gute Fühlung zu halten. Ein treuer Freund und Vertreter der „D. Z.“ war der damalige Scheibenberg Stadtkassierer Fischer. Lehrer Richter in Unterwiesenthal bemühte sich als mündlicher Dichter des Fichtelberges in der „D. Z.“. Damals war der Fichtelberg kaum von Sommerausflüglern, geschweige denn als Winterportplatz, aufgeführt; erst die Eisenbahn, deren Projekt selbstverständlich auch in der „D. Z.“ „ventilirt“ wurde, brachte den Aufschwung für Oberwiesenthal.

Die viermalige Ausgabe der Zeitung genügte auch sehr bald nicht mehr. Es gab immer mehr zu berichten, und das Lesebedürfnis wurde immer größer.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ wurde deshalb am

1. November 1882 Tageszeitung.

An der Ausgabe Nr. 171 vom 29. Oktober 1882 hat Hollstein dies wie folgt bekanntgegeben:

Abonnementseinladung:

Dem Bedürfnis nach einem Tagesblatt entsprechend und vielfach ausgesprochenen Wünschen Folge gebend, erscheint vom 1. November d. J. ab die Obererzgebirgische Zeitung täglich.

Dieselbe kostet pro Vierteljahr Mt. 1.75, durch die Post bezogen Mt. 1.90 incl. Bestellgebühr.

Durch Holte Berichterstattung sowohl der Weltbühne als auch der wissenschaftlichen Vorträge, durch gute Romane und Erzählungen im Neulichen und in der belletristischen Sonntagsbeilage, durch übersichtliche Zusammenstellung und leserlichen Druck werden wir fortgesetzt bemüht sein, die Obererzgebirgische Zeitung zu einem angenehmen und interessanten Tagesblatt zu gestalten, sowie das Hatten mehrerer Zeitungen entbehrlich zu machen, und zweifeln wir daher nicht, daß diese uneigennütige Neuerung nicht allein einer gütigen Aufnahme in unserem bisherigen Abonnentenkreise begegnen, sondern daß dieselbe der Obererzgebirgischen Zeitung auch viele neue Freunde zuführen wird.

Bestellungen auf die Monate November und Dezember nehmen unsere Ausräger, sowie alle Postanstalten und deren Landbriefträger, für Crottendorf und Balthersdorf auch Herr Ernst Junger entgegen.

Auf die Obererzgebirgische Zeitung kann hierorts auch

wöchentlich

abonniert werden. Es ist dies eine vielfach gewünschte Einrichtung, die sich überall da, wo sie eingeführt wurde, schnell beliebt gemacht hat und denen, welchen die Ausbringung der vierteljährlichen Abonnementsgebühr nicht möglich ist, gestattet, sich von den Tagesneuigkeiten, von Arbeitsangeboten, Verkäufen zc. zu unterrichten. Gegen den vorher zu bezahlenden Abonnementspreis von 18 Bfg. erhält der Abonnent eine zur Abholung von 6 laufenden Nummern unserer Zeitung berechnete Karte.

Wir hoffen, daß auch diese neue Einrichtung vielfach benutzt werden wird und zeichnen

Achtungsvoll

Expedition der Obererzgebirgischen Zeitung.

Aus der abgedruckten Bekanntmachung erfahren wir also auch, daß unsere hier am Ort bekannten Wochenarten ihren Geburtstag am 1. November 1882 hatten.

Im Jahre 1884 machte sich die Anschaffung einer zweiten Schnellpresse nötig.

Mit der Errichtung der Tageszeitung

ging im inneren Betrieb der „Obererzgebirgischen Zeitung“ vor allem aber ein aufregenderes Leben los.

Der Fachmann weiß, wieviel Haß und Eile das Wort „Tageszeitung“ in den Betrieben bringt. War auch damals um 1882 die Welt noch nicht so schnelllebig wie heute, so mußte doch tagtäglich eine Fülle Arbeit beschäftigt werden, zu der man eben früher zwei oder drei Tage Zeit hatte. Das verantwortliche J. H. Hollstein, der inzwischen auch älter geworden war, noch einen Fachmann zu suchen, der ihm tatkräftig zur Seite stehen und vor allem eben Erfahrungen aus dem Betriebe der Tageszeitungen mitbringen konnte.

Im „Allgemeinen Anzeiger für Druckereien“, einem bekannten, in Frankfurt a. M. erscheinenden Fachblatt, las er so im Jahre 1884 das folgende Inserat:

Für Buchdruckerien!

Beaufsichtigung späterer Uebernahme eines rentablen Buchdruckereigeschäftes, resp. Beteiligungs a. e. i. wünscht ein junger Buchdrucker, im Besitz einiger Vermögens, mit einem Prinzipal in Verbindung zu treten. Gest. Offerten erbeten zc.

Der Aufgeber dieses Inserates war kein anderer als mein Vater — damals erst 21 Jahre alt —, der jetzige Inhaber der Zeitung „Friedrich Seidel“.

* * *

Auf das eben erwähnte Inserat erhielt mein Vater mehrere Angebote. Darunter auch ein solches von J. H. Hollstein, Buchholz.

Nach kurzem Briefwechsel kam es zu dem folgenden vertraulichen Schreiben J. H. Hollsteins, welches der reichen Charakteristik der Person meines Großvaters und der genauen Schilderung damaliger Verhältnisse wegen nachstehend zum Teil abgedruckt sei.

In dem an meinen Vater gerichteten Engagementsbrief Hollsteins vom 13. Mai 1884 heißt es u. a.:

„Aus armer Familie Friedrichstannstedt, aus dem westlichen Kreise Altenburgs stammend, habe ich mir in ca. 10 Jahren als Gehülfe 500 Thaler gespart, war zuletzt 4 Jahre bei C. G. Naumann als Werkseher und nachdem ich 1. Oktober 1859 die damals sehr kleine Druckerei hier mit Holzpresse, 2mal wöchentlich erscheinendem Blatt (damals nicht Amtsblatt), 250 Auflage, für 2000 Thaler gekauft, wovon 1300 Thaler auf 6 Jahre Ratenzahlungen blieben, — 800 Thaler Caution für das Blatt stellte mein späterer Schwiegervater, — heirathete ich im Februar 1860 die älteste Tochter meines Prinzipals, des alten Papa Naumann. 1872 wurde nach langem Bemühen mein Blatt Amtsblatt. Durch fortgesetzten Fleiß habe ich es zu etwas gebracht. Jetzt beschäftigt ich 6 Gehilfen, 3 Lehrlinge; ein verh. Geschäftsführer, zugleich tüchtiger Abzählungsleger leitet die Druckerei, während mein Schwiegersohn, Kaufmann, die Comptoirarbeiten besorgt. Es ist noch eine dritte tüchtige durchaus befähigte Kraft für mein Geschäft nothwendig, da Schwiegersohn und Geschäftsführer mit Arbeiten überbürdet sind und das Geschäft noch erweitert werden kann. Ich möchte mich nach und nach zurückziehen.“

Vor 3 Jahren habe wegen Vergrößerung des Geschäfts angebaut, langt aber kaum jetzt zu.

Ich habe Augsburger Schnellpresse, eine der besten Tretpressen, liegenden 1. Pferd. Gasmotor (Deuker). Eine zweite Schnellpresse gedenke ich baldigst anzuschaffen. Sehr viel feinere Abzählungen für hier und besonders aus dem ¼ Stunde entfernten Annaberg, auch Buntdrucke werden geliefert. Sie werden ersen hieraus, daß mein Geschäft leistungsfähig“ zc.

War der Großvater selbst ein Mann, der sich aus der Armut heraus eine bedeutende Stellung im Leben erworben hatte, so verstand er es auch, seine Mitmenschen richtig einzuschätzen. Ein reicher Mann, der das Geld ererbt hatte, galt in seinen Augen nichts. Wer sich aber durch eigener Hände Arbeit sein Geld selbst hauer verdient und gespart hatte, der war sein Mann, und als einen solchen hatte J. H. Hollstein auch den jungen Seidel erkannt, dessen eingefandte Zeugnisse deutlich zeigten, daß er überall, wo er gewesen, in bestem Ansehen stand. Sein Gehrmelster Tischendorf hatte ihm zudem wegen seiner guten Fortschritte auch einen Teil der Bezahlung geschenkt; das imponierte dem alten Meister Hollstein besonders, und er berief Seidel am 23. Mai 1884 zu sich in die Offizin. Am 1. Juli 1884 trat dieser die Stellung in Buchholz an. Damit begann die

Aera

Friedrich Seidel

welche sich für die Weiterentwicklung der „Obererzgebirgischen Zeitung“ besonders segensreich gestaltete.

Friedrich Georg Seidel

wurde am 7. Juli 1863 im Schloß zu Falkenstein i. B. geboren.

Sein Vater, Amtsgerichts-Controllleur Friedrich Wilhelm Seidel, hatte unter Adolph von Trübschler und besonders nach dessen Tod die Verwaltung der ausgedehnten v. Trübschlerschen Besitzungen, zu denen auch zwei Förstereien und eine Oberförsterei gehörte, nebenamtlich mit übernommen. Adolph von Trübschler wurde — erst 31 Jahre alt — in der Revolutionszeit am 14. August 1849 in Mannheim standrechtlich erschossen. Er hatte dasselbe Schicksal wie Robert Blum, mit dem zusammen er Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung war. Sie mußten beide ihre politische Ueberzeugung mit dem Tode besiegeln.

Ein Bild Adolph von Trübschlers bringen wir in der heutigen Nummer der „Illustrierten Wochenbeilage“ der „D. Z.“, ebenso Bilder vom Falkensteiner Schloß und eine Gesamtansicht der Stadt Falkenstein.

Bei dem großen Brand 1859 wurde das alte Schloß zu Falkenstein mit vernichtet. Unter meines Großvaters Aufsicht ist der neue Schloßbau entstanden und bis zur Volljährigkeit des Barons Oswald v. Trübschler (des späteren Kammerherrn) unter seiner Verwaltung geblieben. Meine Großeltern hatten 12 Kinder: 8 Mädchen und 4 Buben. Von den letzteren sind 2 im Kindesalter gestorben. Alle sind im Falkensteiner Schloß geboren. Sie hatten eine schöne sonnige Kindheit.

Mein Vater war von diesen 12 Kindern der Zweitjüngste. Der schöne große Schloßgarten mit dem Schloßfelsen, an dem so manche Kindererinnerung haftet, war das Ideal meines Vaters. Das ist auch die Veranlassung gewesen, daß er in Buchholz, als er im Geschäft schon vorwärts gekommen war, den großen Wildpark in aller nächster Nähe der Station Königsstraße anlegte und ein Parkhäuschen (vgl. Bild in den Heimatblättern) hineinbaute, das immer sein Lieblingsaufenthalt sein wird.

Mein Vater besuchte in Falkenstein die v. Trübschler'sche Stiftungsschule. Am 5. April 1877 ist er in die Buchdruckerei von Adolph Gröger als Seherlehrling eingetreten und Weihnachten 1880 von dessen Nachbesser, Clemens Tischendorf, freigesprochen worden. Nachdem er noch einige Monate als Gehilfe in der Lehrdruckerei tätig war, wurde ihm eine Stellung in Mühlhausen in Thüringen angeboten. Dort sollte eine neue Tageszeitung herausgegeben und die Druckerei erst neu eingerichtet werden. Mein Vater nahm das Anerbieten an, wollte vorher aber erst in der Welt sich etwas umschauen, wie es i. Zt. zukunftsichig war. Er wanderte von Falkenstein über Leipzig, Magdeburg, Berlin, Stettin, Stralsund, Insel Rügen, Rostock, Lübeck, Kiel. Dort erreichte ihn ein Telegramm, daß er die angenehme Stellung nun sofort antreten solle. Per Bahn ging es dann über Hamburg, Hannover, Göttingen nach Mühlhausen, wo inzwischen die ersten Schriften und die Maschinen eingetroffen waren, so daß die Druckerei eingerichtet werden konnte. Bald wurde die erste Nummer der „Mühlhäuser Zeitung“ herausgegeben, die überall gern gelesen wurde. Es war kein leichtes Unternehmen für den Herausgeber Ernst Hofer. Die Zeitung brachte ihm viele Sorgen, doch aber auch schöne Erfolge. Mein Vater denkt noch gerne an das schöne Verhältnis, das zwischen der Familie Hofer und dem Personal bestand.

Nach einjähriger angestrengter Tätigkeit in der Hoferschen Druckerei suchte mein Vater aus Gesundheitsrücksichten aber doch in einen ruhigeren Betrieb zu kommen. Er ging am 12. Juni 1882 nach Bad Homburg vor der Höhe zu J. G. Steinhäuser, in dessen Verlag die Homburger Kurliste dreisprachig erschien (deutsch, englisch und französisch). Hier hat mein Vater die Glanzperiode Homburgs unter Kaiser Wilhelm I. miterlebt. Fürstlichkeiten aus aller Welt gaben sich dort alljährlich Rendezvous. Es herrschte ein internationaler Verkehr, wie er seitdem nirgends wieder zu finden ist.

Von Homburg aus bereifte mein Vater ganz West- und Süddeutschland. Bei Mannheim suchte er auch die Stätte auf, an der Adolph v. Trübschler erschossen wurde. An der Landstraße vor der Stadt stand ein Gedenkstein, der an Trübschlers Tod erinnerte.

Nach Homburg konditionierte mein Vater dann in Leipzig in der Emil Berger'schen Schriftgießerei, wo ihm eine Stelle für Griechenland angeboten wurde, die er auch gerne annehmen wollte. Er sollte sich für die Hofbuchdruckerei von Prof. Dr. Andreas Papageorgios in Athen drei Jahre verpflichten. Durch die militärische Ausbildung war ihm das aber unmöglich gemacht worden.

Was dem Vater in der Jugend vorenthalten blieb, ist mir — dem Sohn — durch das Kriegsgeschehen zugefallen, und es berührt mich eigenartig, daß es mir vergönnt war, den „götterreichen, heiligen Olymp“ von unserer mazedonischen Front aus oft gesehen zu haben.

Später ging mein Vater, einer Aufforderung Steinhäusers nachkommend, nochmals nach Bad Homburg, von wo aus er dann die Leitung der Otto Wimmer'schen Buchdruckerei in Schmalkalden in Thüringen übernahm. Von dort kam er im Jahre 1884 erstmalig nach Buchholz.



Friedrich Georg Seidel
geb. 7. Juli 1863 in Falkenstein i. Vogtl.

Er hatte sich in seinen Stellungen reiche Kenntnisse, besonders im Zeitungswesen, angeeignet, so daß er glaubte, einem mittleren Betrieb selbständig vorstehen zu können. Auch ein kleines bescheidenes Vermögen hatte er sich erspart.

Der Drang nach Selbständigkeit, sein rastloses Streben nach eigener Existenz ganz durch eigene Kraft trieb Seidel aber doch bald wieder von Buchholz fort. Er verließ am 9. Mai 1885 nach seinem Eintritt im Oktober 1885 für die Umgebung von Chemnitz, besonders für die Ortschaften der Strumpfindustrie, die „Lokal-Nachrichten“, dazu später für die Ortschaften der Spielwarenindustrie die „Grünhainischen Nachrichten“ und für das Zschopautal den „Zschopautalboten“.

Er war im September 1885 in die Abtendruckerei von Bruno Diesel-Chemnitz, die in der Inneren Klosterstraße im „Goldenen Helm“ ihr Domizil hatte, als Teilhaber eingetreten.

Zu dieser Zeit existierte in Chemnitz nur das „Chemnitzer Tageblatt“ und der im Verlag von Alexander Wiede wöchentlich einmal erscheinende „Landbote“.

Seidel gründete nun trotz seiner Jugend — er war damals erst 22 Jahre alt — und trotz seiner bescheidenen Mittel bald nach seinem Eintritt im Oktober 1885 für die Umgebung von Chemnitz, besonders für die Ortschaften der Strumpfindustrie, die „Lokal-Nachrichten“, dazu später für die Ortschaften der Spielwarenindustrie die „Grünhainischen Nachrichten“ und für das Zschopautal den „Zschopautalboten“.

Diese Zeitungen wurden überall, besonders auch von der Chemnitzer Geschäftswelt, freudig aufgenommen und unterstützt und entwickelten sich innerhalb weniger Jahre immer mehr. Sie wurden bald Amtsblatt der verschiedensten Behörden.

Die Räume in der Klosterstraße wurden gar bald zu eng. Eine größere Maschine mußte angeschafft werden, und deshalb siedelte die Diesel & Seidel'sche Druckerei Ende Juli 1887 nach der Theaterstraße über, in das i. Zt. Otto Wolschlag'sche Geschäftshaus neben der Tageblattdruckerei.

Hollstein war über die Seidel'sche Zeitungs-Neugründung ganz überrascht und schrieb dem jungen Seidel anerkennende Briefe nach Chemnitz, in denen er ihm aber auch immer und immer wieder nahelegte, zurück nach Buchholz zu kommen, da er krankheits halber sein Geschäft doch bald in jüngere Hände legen wollte, Weisbach und Waengler sich inzwischen aber in Annaberg selbständig gemacht hatten.

Im Jahre 1888 kam dann Seidel auch nach Buchholz zurück und trat zunächst als Teilhaber in die Hollstein'sche Druckerei ein. Er versuchte erst, beide Geschäfte, das in Chemnitz und das in Buchholz gemeinsam zu führen. Da dies aber für die Dauer zu ausreibend war, verkaufte er das Chemnitzer Geschäft am 1. August 1891, nachdem Diesel vorher ausgetreten war und Seidel an dessen Stelle (unterm 24. Oktober 1889) seinen damaligen Buchhalter Oskar Naumann als Teilhaber aufgenommen hatte, an letzteren. Die Erben des dann später verstorbenen Naumann führen die Druckerei heute noch unter der Firma Seidel und Naumann in Chemnitz weiter, derselben Firma, bei der seit langen Jahren das amtliche Fernsprechbuch für den Oberpostdirektionsbezirk Chemnitz gedruckt wird.

Der Erfolg der im Oktober 1885 ins Leben gerufenen Seidel'schen Zeitungen brachte ein Geld-Consortium auf den Gedanken, auch für Chemnitz selbst noch eine neue billige Zeitung zu gründen, da das Tageblatt der Allgemeinheit i. Zt. zu teuer erschien.

Im Jahre 1888 wurden dann mit Großkapital die „Chemnitzer Neuesten Nachrichten“ gegründet, die monatlang ganz umsonst und dann später für wenig Groschen Haus für Haus geliefert wurden. Die Vertreter der Seidel'schen Zeitungen wurden in festes Engagement genommen, und so wurden auch die Abonnenten derselben, ebenso auch die Abonnenten des Wiede'schen „Landboten“ den „Chemnitzer Neuesten Nachrichten“ zugeführt. 10 Jahre später wurde dann auch die „Chemnitzer Allgemeine Zeitung“ gegründet.

Mit dem Wiedereintritt meines Vaters

in die Hollstein'sche Buchdruckerei im November 1888 begann nun eine rastlose Arbeit am Ausbau der „D. Z.“. So hat er ihr, die bis dahin wie alle anderen Lokalblätter der näheren und weiteren Umgebung in kleinem Format erschien, am 9. Dezember 1888 zunächst das noch heute bestehende

Format der Großstadtpresse

gegeben, die Zeitung immer weiter ausgebaut und damit dem gesamten Zeitungswesen im oberen Erzgebirge einen außergewöhnlichen Ansporn und Aufschwung gegeben.

Nachdem Hollstein das Geschäft in guten Händen wußte, zog er sich immer mehr zurück. Ein schweres Asthmaleiden machte ihm zudem recht zu schaffen.

Am 1. Oktober 1892 übergab er dann die Druckerei und den Verlag der „Obererzgebirgischen Zeitung“

in den Alleinbesitz Friedrich Seidels,

der inzwischen auch sein Schwiegersohn geworden war.

Ueber die Geschäftsübergabe berichtet die nachfolgende Bekanntmachung, die der Nr. 230 vom 2. Oktober 1892 entnommen ist:

P. P.

Meinen werthen Geschäftsfreunden und den geehrten Lesern der „Obererzgebirgischen Zeitung“ hierdurch die ergebene Mittheilung, daß ich am heutigen Tage meine seit 33 Jahren innegehabte

Buchdruckerei und den Verlag der Obererzgebirgischen Zeitung meinem Schwiegersohn und mehrjährigen Mitarbeiter

Herrn Friedrich Georg Seidel

übergeben habe.

Es ist mir Herzensbedürfnis, bei dieser Gelegenheit für das mir während der langen Reihe von Jahren in so hohem Maße entgegengebrachte Vertrauen meinen besten Dank auszusprechen und verbinde ich hiermit die ergebene Bitte, in gleich freundlicher Gefinnung auch meinen Nachfolger unterstützen zu wollen.

Hochachtungsvoll J. H. Hollstein.

Mit Bezug auf vorstehende Mittheilung gestatte ich mir, hierdurch ergebenst anzugeben, daß ich die

Buchdruckerei und den Verlag der Obererzgebirgischen Zeitung am heutigen Tage übernommen habe und unter der Firma

J. H. Hollstein Nachfolger

in bisheriger Weise fortführen werde.

Die Buchdruckerei ist mit den neuesten, praktischsten Maschinen, sowie mit reichem modernen Schriftmaterial ausgestattet und im Stande, auch den weitestgehenden Anforderungen gerecht zu werden. Als Fachmann werde ich stets bemüht bleiben, durch saubere, geschmackvolle Ausführung der mir übertragenen Arbeiten, durch technische Sorgfalt und prompte Bedienung die alten Verbindungen zu erhalten und neue zu gewinnen.

Wie die Obererzgebirgische Zeitung aus kleinen Anfängen heraus sich zu ihrer heutigen Gestalt entwickelt und in immer weiteren Kreisen sich zahlreiche Freunde erworben hat, so hoffe ich, daß dieselbe auch unter meiner Leitung überall in Stadt und Land freundliche Aufnahme finden wird. Mit allen Kräften werde ich bemüht sein, dem Bedürfnis einer geistig regamen und rüstig vorwärts strebenden Bevölkerung Genüge zu leisten, indem ich der Ausstattung der „Obererzgebirgischen Zeitung“ meine ganz besondere Sorgfalt zuwenden werde. Um den totalen Theil der Zeitung recht umfassend gestalten zu können, sind mir Mittheilungen aus dem Leserkreise über örtliche Begebenheiten stets willkommen und werden solche gern honorirt. Daß ich allen an mich ergehenden Wünschen gerecht zu werden bestrebt sein werde, darf man sich versichert halten.

Indem ich bitte, mich durch Zuweisung von Druck- und Infertionsaufträgen, sowie durch recht zahlreiche Abonnements-betheiligung und Weiterempfehlung der Obererzgebirgischen Zeitung in Freundestreifen zu unterstützen, verspreche ich, das mir entgegengebrachte Vertrauen nach jeder Richtung hin zu wahren.

Mein Unternehmen freundlichen Wohlwollens bestens empfehlend, zeichne ich mit aller Hochachtung Friedrich Georg Seidel.
Buchholz, am 1. Oktober 1892.

Leider war dem alten Inhaber J. H. Hollstein nur ein ganz kurzer Ruhestand vergönnt. In der Ausgabe Nr. 72 der „D. Z.“ am 26. März 1895 lesen wir bereits von seinem Ableben. Es heißt dort:

Nach längerem schweren Leiden ist heute früh der langjährige Herausgeber und verantwortliche Redakteur der „Obererzgebirgischen Zeitung“,

Herr Julius Hermann Hollstein

im Alter von 65 Jahren sanft entschlafen. Am 10. Februar 1860 hatte der nunmehr heimgegangene die Buchdruckerei und den Verlag der genannten Zeitung übernommen und beides bis zum Oktober 1892 in Besitz gehabt. Nach einem mühe- und arbeitsvollen Leben zog sich derselbe von diesem Tage ab von seiner langjährigen Thätigkeit zurück, um noch einige Jahre der Ruhe zu leben. Aber nur allzu bald hat ihn der unerbittliche Tod dem Kreise seiner Lieben und seiner zahlreichen Freunde entzogen, und mit ihnen stehen auch alle Diejenigen trauernd an der Bahre,

denen er ein wohlwollender Arbeitgeber und freundlichgestimmter Chef war. Längere Zeit hindurch leidend, hatte er sich durch die Kraft seiner Natur doch immer wieder aufrecht erhalten, bis er heute früh 1/8 Uhr die Augen auf immer schloß. Mag er nun ausruhen von seiner mühevollen, jedoch segneten Arbeit, sein Andenken aber wird Alle, welche dem Verstorbenen im Leben nahe standen, stets ein theures sein und bleiben.

J. H. Hollstein wurde in seinem Erbgräbnis auf dem mittleren Friedhof in Buchholz beigesetzt.

Mein Großvater war, wie Dr. Maue in der Jubiläumsnummer der „D. Z.“ vom 8. September 1904 schrieb: bei all seinen Unternehmungen vorzüglich und sparsam, er hat es aber in hohem Grade verstanden, zuverlässige Berater und gewandte Federn zu gewinnen und für sein Unternehmen zu interessieren. Sein anspruchsloses Wesen, seine Solidarität als Geschäftsmann sind uns in gutem Gedächtnis. Ich selbst, der Enkel, war damals noch ein ganz kleiner Bub. Ich erinnere mich aber doch noch, wie der Großvater mich einmal auf den Schoß nahm und freundlich zu mir sprach. Auch des Tages seiner Beerdigung kann ich mich noch erinnern. Daß die Saat, die der selige Großvater mit nimmermüden Händen ausgestreut hatte, gut war, das zeigte uns ja der nun folgende Aufstieg des Unternehmens, wie wir ihn in der Folge der Zeit durch die ebenfalls unermüdete Tätigkeit und das Vorwärtstreben meines Vaters erleben durften. Gottes Segen lag sichtbar auf dem begonnenen Werke.

Es wachsen die Räume es dehnt sich der Bau...

Noch war der Betrieb der Zeitung und Buchdruckerei im alten Haus an der Marktstraße untergebracht. Das war ein emsig Schaffen und Wirken in diesen engen Räumen.

Der neue Inhaber Friedrich Seidel

hat die „D. Z.“ inhaltlich immer weiter ausgebaut, die Auflage wuchs von Jahr zu Jahr. So ging es an

Neuanfassungen im Maschinenpark.

Im Jahre 1896 hat Seidel eine Doppelschnellpresse und im Jahre 1900 eine Linotype-Setzmaschine (eine der ersten in Sachsen —, also so mancher großen Stadt vorausseilend) angeschafft, so daß der auf unserm Bild ersichtliche Souterrainanbau nötig wurde. Der Maschinenpark wurde im alten Haus und Hinterhaus untergebracht, die Setzerei in dem neuen Souterrainanbau. Ueber einen kleinen Dachgarten führte der Weg zum Druckerei-Kontor in der ersten Etage, wie das unser untenstehendes Bild zeigt.

Die Entwicklung der „Obererzgebirgischen Zeitung“ nahm aber einen angeht schnellen Fortschritt, und bald zeigte sich das alte Hollsteinhaus mit den Anbauten zu klein. Es galt, einen Neubau vorzubereiten, aber auch verschiedene andere Projekte lagen noch vor. Seidel stand mit der Besitzerin des ehemaligen Postgebäudes (Frau Wienbrecht), in dem sich jetzt die Eisenhandlung von Emil Mödel befindet, und auch mit der Besitzerin der Bachschen Villa in Kaufunterhandlungen. Schließlich entschloß er sich aber doch zu einem Neubau. Zu diesem Behufe hatte er ja, vorausschauend, auch schon im Jahre 1900 das an das Hollsteinische Grundstück grenzende Anton Merkelsche Haus an der Marktstraße angekauft. Der Bauplan wurde gründlich durchgearbeitet und sollte nun im Jahre 1906 zur Ausführung kommen. Da trat die Stadt durch Herrn Bürgermeisters Schmiedel an Seidel heran und suchte ihn zu veranlassen, auch das benachbarte Pürsch-Haus noch hinzuzukaufen, das nur durch einen Holzgiebel vom Merkelschen Haus getrennt war und über daselbe hinausragte, weshalb es als große Brandgefahr im Zentrum der Stadt angesehen werden mußte. (Vgl. Bild in der heutigen Nr. der „Erzgeb. Heimatblätter“.) Schweren Herzens, aber im Interesse der Stadt, ließ sich Seidel zu diesem weiteren Kauf, der natürlich die ursprünglichen, schon ausgearbeiteten Baupläne über den Hausen warf, bereitfinden, um, wie es ausdrücklich in dem an Ratsstelle mit den Herren Pürsch und Görlisch abgeschlossenen Kaufvertrage heißt, für die Stadt günstige und für das Stadtbild bessere Verhältnisse zu schaffen. Es waren allerdings zwei teure Baustellen (rund 50 000 Mark), auf denen nun

der Neubau der „Obererzgebirgischen Zeitung“

errichtet werden sollte. Der Kauf war mit großen Sorgen und Opfern verbunden, zu denen sich noch allerlei Schwierigkeiten gesellten. Doch mutig nahm Seidel den Kampf mit den Widerständen auf. Nach hartem Ringen entstand dann in fast zweijähriger Bauzeit der große Neubau, der als Hauptgeschäftsstelle der „D. Z.“ die Aufmerksamkeit aller Fremden erregt.

Mitte Oktober zog die Zeitung in das neue Heim ein und wir lesen darüber in Nr. 243 der D. Z. vom 17. Oktober 1907 u. a. folgendes:

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ ist umgezogen. Weit hat sie es nicht gehabt, nur ein paar Schritte sind es von dem bisherigen Heim zum neuen.

Gleich neben dem bisherigen Heim erhebt sich die neue Arbeitsstätte. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ konnte sich nicht trennen von der alten, lieben Marktstraße, in der sie jung und froh ihr Nest gebaut, von der aus sie hinaus zog nicht nur in alle Teile unserer Stadt, sondern des gesamten Erzgebirges, in jedem Haus, bei Arm und Reich ein gern gesehener Gast. Alte Mauern waren es, hinter denen sie bisher wohnte, nicht stolz

und statlich von außen, und von innen kaum wohl bezaubernd. Dennoch sind uns die alten Mauern der „Obererzgebirgischen“ lieb gewesen, sie waren ja die Wiege dessen, was sie jetzt ist, sie sahen die Erfahrungen reifen, welche die Zeitung gewann draußen im Leben, sie sahen die ersten Früchte ersten Schaffens. Wenn wir zurückblicken auf die bisherigen Räume, in denen der nie rastende Begründer Hollstein bereinst sein Werk insallierte, zurück auf die Anbauten, auf welche das Geschäft sich unter seinem

nur in Großstädten zu finden ist, und die modernsten Apparate und Hilfsmaschinen kamen dazu, und so ist die Druckerei der „D. Z.“ eine der

leistungsfähigsten Provinzdruckereien ganz Sachsens geworden.

Wenn mein Vater nach 50jähriger angestrengter, aber auch erfolgreicher Berufstätigkeit sich nun vom Geschäft zurückziehen will, dann kann er gewiß mit dankbarem Herzen und mit größter Genugung auf sein Lebenswerk zurückblicken.

Die „D. Z.“ ist in besonderem Maße ein alteingesessenes Inserationsorgan, vor allem auch der Annaberger Geschäftszeitung. Wie könnte das auch anders sein. Was auf dem Markt der Metropole unseres oberen Erzgebirges zusammenfließt, das erfährt eben beste Publikation nur durch eine Tageszeitung von so bedeutender Stadt- und Landauflage, wie sie die „D. Z.“ seit Jahrzehnten besitzt. Annahmestellen für Inserate hatte die „D. Z.“ schon von den ersten Jahren ihres Bestehens an auch in Annaberg. So hatten sich die Herren Gustav Ziemer, Mag. Seyfert sen. und jun. (Havanna-Haus in Annaberg) u. a. mit der Annahme von „D. Z.“-Inseraten befaßt. Diese Vermittlungstätigkeit gestaltete sich im Verlauf der Jahre immer umfangreicher, und so wurde der schon lange gehegte Gedanke, eine eigene Geschäftsstelle und ein eigenes Haus in Annaberg

zu besitzen, zur Tat. Der Verlag kaufte am 1. Januar 1920 an der verkehrsreichen Buchholzer Straße Nr. 25 das Haus des Kaufmanns Heinrich August Hermann Funke und errichtete dort außer der Annahmestelle im Havannahaus eine eigene Geschäftsstelle, die sich allgemeiner Beliebtheit und eines regen Verkehrs erfreut.

Im Sommer 1929 ist auch in Schwarzenberg eine ähnliche Geschäftsstelle errichtet worden. Das Plafatwiesen in Buchholz hat mein Vater am 18. Januar 1905 übernommen. 12 Zement-Plafatkäulen in moderner Form hat er auf seine Kosten im Stadtgebiet von Buchholz errichten lassen.

Unsere „D. Z.“ hat sich in ganz überraschender Weise gut eingeführt. Heute sind in über 50 Stadt- und Landgemeinden eigene Vertreter für sie tätig. Hatte mein Vater im Jahre 1888 die Zeitung mit einer Leserschaft von ca. 1000 übernommen, so ist heute die Auflage auf über 7000 angewachsen,

se hat sich also im Verlauf von ca. 40 Jahren verviebfacht.

Die D. Z. hat hiermit die schnellste Auflagen-Entwicklung aller im Erzgebirge erscheinenden Zeitungen genommen.

Das ist gewiß ein schöner Beweis der Beliebtheit unseres Heimatblattes, dessen sich außer den Behörden, Vereinen etc. naturgemäß auch alle Geschäftskreise mit großem Erfolg zu Publikationszwecken bedienen.

Eine Abbildung der 75 Jahrgänge der „D. Z.“ bringen wir in der heutigen „Illustrierten Wochenbeilage“ unserer Zeitung.

Im Laufe der Jahrzehnte hatte die „D. Z.“, wie wir aus den bisherigen Niederschriften ersehen, gar manchen Sturm erlebt. Als besonders kritische Zeiten im wahren Sinne des Wortes mußten vor allem aber die hinter uns liegenden Kriegs- und Nachkriegsjahre angesehen werden. Der Krieg selbst brachte durch die Abbeorderung zum Heeresdienste im Kontor und im Betriebe einen ganz empfindlichen Arbeitermangel, demgegenüber sich erklärlicherweise bei den bewegten Kriegszeiten eine Flut von Arbeitsüberhäufung anstaute, die von den wenigen in der Heimat zurückgebliebenen Arbeitskräften bewältigt werden mußte. Ein Extrablatt jagte das andere, Sieg um Sieg kündete es in den ersten Jahren des Krieges. Dann freilich kam das traurige, uns allen bekannte, unglückselige Kriegsende und kurz darauf die Inflation mit ihren Schrecken. Katastrophal wirkte sich die Geldentwertung aus. Die noch so hohen Abonnementsbeträge waren, ehe sie durch die Hand der Vertreter in der Hauptgeschäftsstelle einliefen, nichts mehr wert. Die ganze Willenskraft jedes einzelnen — vom Unternehmer bis zum Arbeiter — mußte aufgegeben werden, diese Zeit zu überstehen, die zu allem Uebel noch gekennzeichnet war vom blutigen Toben des Aufbruchs und Bruderkrieges, der so wie überall im Vaterlande auch in unserem Erzgebirge herrschte.

So sind wir denn mit der Geschichte unseres Unternehmens Schritt für Schritt bis hinein in unsere Zeit gewandert, in eine Zeit, die so ganz, ganz anders aussieht, als die Tage der Gründung und die Jahre des gewaltigen Aufschwunges, den wir auf allen Gebieten unseres Unternehmens mit Gottes Hilfe gehabt haben. — Heute beim Ausklang der verfloffenen 75 Jahre unseres Bestehens finden wir

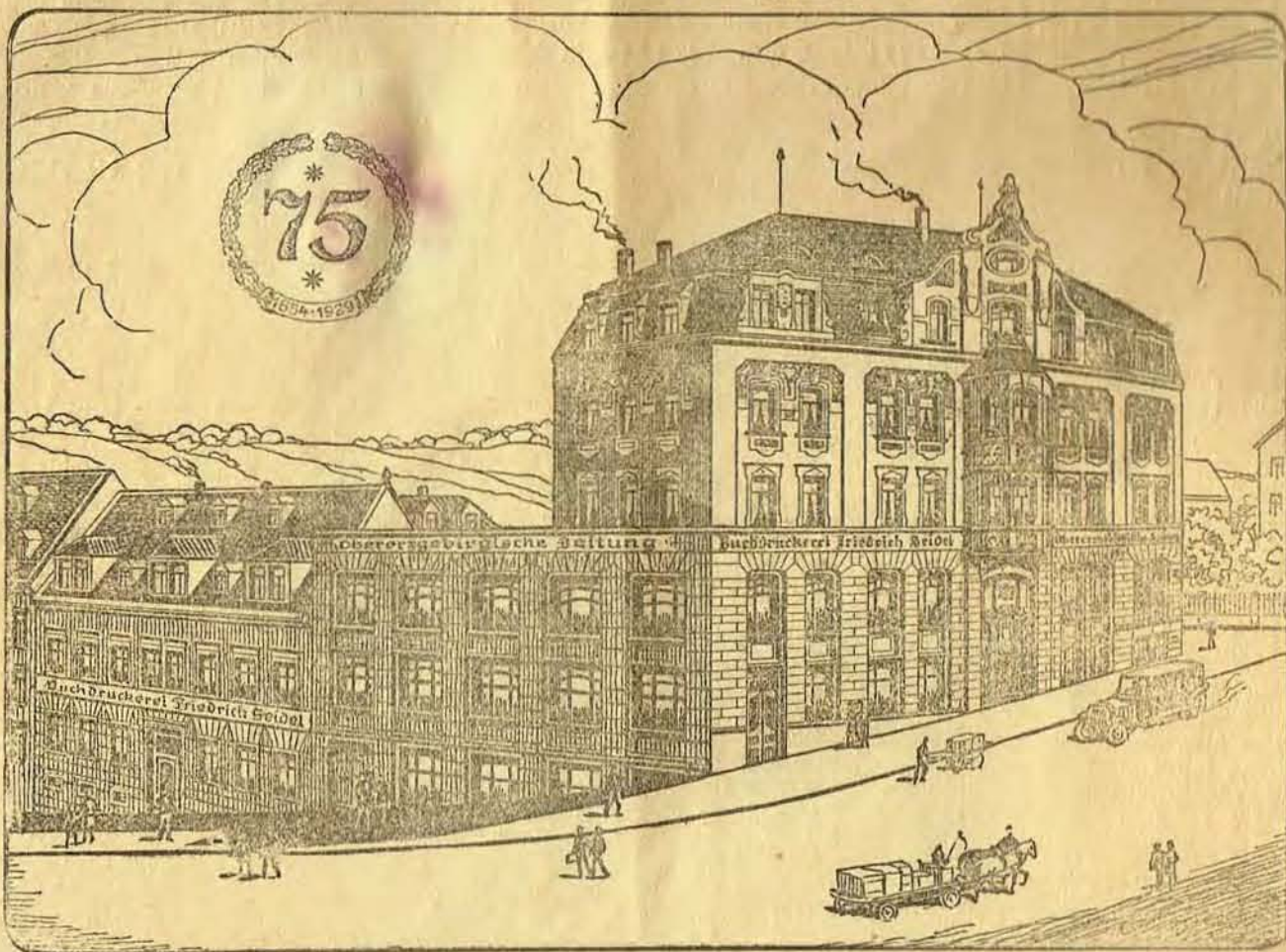
die „D. Z.“ auf einer Höhe wie nie zuvor,

um uns her im deutschen Vaterland freilich nur die Trümmern einer alten, deutschen Herrlichkeit.

Nach um die Masten des alten stolzen Schiffes segt der Sturmwind einer rauhen Wirklichkeit. Da gilt es für uns, für Söhne und Enkel, die berufen sind, dermaleinst das Steuer zu führen, mit fester Hand und klarem Sinn durch Sturm und Wille das Land einer hoffentlich wieder glücklicheren deutschen Zukunft zu erreichen. Und dazu helfe uns Gott!

Einen Rundgang durch unsere Geschäftsräume finden unsere Leser in der 4. Beilage Seite 13 bis 15 dieser Jubiläums-Nummer.

Gott geüß die Kunst!



Geschäftshäuser der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz, Karlsbader Straße und Marktstraße.

Seidels Neubau vom Jahre 1906-07 und der Zwischenbau vom Jahre 1925.

Nachfolger zunächst ausdehnte, so müssen wir mit Genugtuung konstatieren daß das Wachstum des Unternehmens sich von Anfang an immer deutlicher markiert hat. Als aber auch in den zuletzt neugewonnenen Räumen jeder Winkel besetzt war, entschloß sich der derzeitige Besitzer Friedrich Seidel zu einem weit ausholenden Neubau.

Nicht im nüchternen Werttageliebe erhebt sich das neue Geschäftshaus, sondern in einem architektonischen Gewand, um zu zeigen, daß die Arbeit, die hier geleistet wird, das Zweckmäßige und Schöne zum gemeinsamen Ziele hat.

Das neue Geschäftshaus, das von Herrn Baumeister Besche erbaut ist, ist nach modernen Anschauungen so gehalten, daß es seine Bestimmung schon im Außerer kundigst. Es befindet sich in Schottshöhe, über dem Erker, das Antikl Guttenbergs, des Erfinders der „Schwarzen Kunst“, weiter unten das gestülpte Rad, das Rad der Zeit, am Erker nach vorn das Buchdruckerwappen, zur einen Seite die Eule, die Wissenschaft vermittelnd, zur anderen Seite der Bienenstock, den Fleiß und die Schaffensfreudigkeit markierend, ohne welche die Herstellung einer Zeitung sich nicht denken läßt, und über dem Hauptportal in erhabenen Lettern der Buchdruckerpruch „Gott geüß die Kunst“. Das Buchdruckerwappen, das am Portal in heraldischen Rahmen in der Bergfälsung angebracht wurde, Sprüche und Embleme vervollständigen die Charakteristik des Gebäudes. — Jedenfalls besitzt die „Obererzgebirgische Zeitung“ nun ein Heim, das aus hellem Auge dem Vorübergehenden zulacht.

Voll frohen Mutes, mit der Bitte, ihr das bisherige Vertrauen und Wohlwollen zu erhalten, zieht die „Obererzgebirgische Zeitung“ ein in ihre neuen freundlichen Räume. Hoffte sie doch, daß der Wechsel segnet wird durch die guten Wünsche aller ihrer Leser, denen sie auch in Zukunft sein will eine treue, tatkräftige Freundin.

Dieser Wunsch hat sich erfüllt. Auch im neuen Heim lag Gottes reicher Segen auf dem Unternehmen, das immer größer wurde. So machte sich dann im Jahre 1911 schon wieder ein zweistöckiger Erweiterungsbau nach der Hofseite

nötig, da infolge bedeutender Abonnentenzunahme die Doppelschnellpresse nicht mehr genügte und zur Anschaffung einer

Seitigen Rotationsmaschine

geschritten werden mußte. Auch vier weitere Linotype-Setzmaschinen wurden aufgestellt, um den Lesern der „D. Z.“ immer mehr Lesestoff bieten zu können.

Ende 1925 wurde dann auch noch der an der Marktstraße gelegene Souterrainanbau zwischen dem ehemaligen Hollsteinhaus und dem Seidelschen Neubau um zwei weitere Stockwerke erhöht (s. obige Abbildung), um Raum zu schaffen für eine große

16seitige Rotationsmaschine,

die die größte im oberen Erzgebirge bis heute geblieben ist. Eine Schnellgießmaschine, wie sie sonst



Früheres Geschäftshaus an der Marktstraße

Reichsheer, Politik und Landwirtschaft

Die deutschen Kriegstribute und der Weltmarkt

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Duack, M. d. R.

Ein Gespräch

„Welches sind die Gründe, aus denen die deutsche Rechte sich gegen die Annahme der Pariser Vereinbarungen sträubt?“

Alle Sachverständigen und jetzt sogar die Politiker sind sich darüber einig, daß Deutschland bisher nur aus Schulden gezahlt hat. Deutschlands Leistungsfähigkeit hängt davon ab, daß ihm der nötige Lebensraum gegönnt wird. Zur Zeit ist seine Wirtschaftsbilanz passiv. Die Ueberschüsse, auf die der Dawesplan gerechnet hat, sind nicht vorhanden, und die deutsche Wirtschaft wird sie in absehbarer Zeit auch nicht erzielen.

„Ich möchte nicht glauben, daß dieser Zustand anhalten wird. Bei uns in den Vereinigten Staaten nehmen die Wirtschaftler an, daß Deutschland in fünf Jahren wieder eine aktive Handelsbilanz haben wird. Seine Industrie wird nach Ansicht der maßgebenden Herren dann stark genug sein, um die Ueberschüsse zu erzielen für die Bezahlung der Tribute.“

Gestatten Sie mir, statt langer Ausführungen eine Rechnung aufzumachen.

Deutschland hat heute etwa 15 Milliarden Auslandsschulden.

Ich möchte annehmen, daß diese eine Zins- und Tilgungslast von 1,5 Milliarden bedingen. Außerdem zahlen wir jährlich 2,5 Milliarden Tribute. Drittens haben wir durch eine verfehlte Wirtschaftspolitik die Produktion unserer eigenen Landwirtschaft gedrosselt und jährlich für 2-3 Milliarden fremde Lebensmittel eingeführt. Ich will aber all diese Zahlen bedeutend ermäßigen und setze folgende Posten ein:

Schuldzinsen nur 1 Milliarde

Tribute nur 1,5 Milliarden

Ernährungsdefizit nur 4,5 Milliarden.

Das ergibt eine Summe von 4,5 Milliarden

jährlich. Bitte überlegen Sie mit mir, welche Ausfuhrsteigerung nötig wäre, um einen Ueberschuß von 4,5 Milliarden jährlich zu erzielen. Wir haben heute eine deutsche Ausfuhr von 12 Milliarden. Ich nehme den hohen Satz von 25 Proz. Reingewinn bei der Ausfuhr an. Wir müßten also, wenn die Theorie Ihrer amerikanischen Wirtschaftler richtig wäre, in fünf Jahren eine Ausfuhr von 30 Milliarden Mark haben.

„Sollten Sie das für unmöglich? Man rechnet drüben mit einer Steigerung des Welthandels im allgemeinen, sowie mit einer Steigerung der Abschlußziffern des Welthandels, namentlich infolge der wachsenden Entwertung des Geldes.“

Auch hier, glaube ich, antwortet man am besten mit Zahlen. Unser Statistisches Reichsamt verfolgt die Entwicklung des Welthandelsumsatzes der 42 wichtigsten Länder der Erde. Der Gesamtwert des Welthandelsumsatzes der 42 wichtigsten Länder hat sich von 1925 bis 1928 von 238 auf 247 Milliarden erhöht. Das ist eine Steigerung in drei Jahren um 3,6 Proz. Ich hebe hervor, daß das die Gesamtziffer für beide Seiten des Buches, Einfuhr und Ausfuhr, ist. Berechnet man die Steigerung nach dem Geldwert von 1925, so kommt eine Steigerung von 9,9 Proz. heraus. Ich lege diese Ziffer von rund 10 Proz. zu Grunde. Wir würden danach in sechs Jahren etwa 10-20 Milliarden Ausfuhr haben. Inzwischen aber hätte sich der jährliche Fehlbetrag von 4,5 Milliarden durch die inzwischen angewachsene Zinslast schon wieder weiter erhöht, so daß auch 30 Milliarden Ausfuhr zum Ausgleich der deutschen Zahlungsbilanz nicht mehr hinreichen würden. Diese fortschreitende Erhöhung der Schuldenlast würde an der Ausfuhrsteigerung in jedem Jahre vorbeilaufen. Es wäre der Wettlauf des Achilles mit der Schifflotröte.

„Wäre es nicht möglich, daß die deutsche Ausfuhr sich stärker entwickelt, als die Ausfuhr der anderen Länder, namentlich von England und Frankreich? England hat schwer zu kämpfen, da seine Wirtschaft weniger modern ist als die deutsche, und Frankreich ist nicht in dem Maße ein Wirtschaftsland, wie es Deutschland gerade ist.“

Bisher ist das Gegenteil der Fall; denn Deutschlands Anteil am Weltmarkt sinkt. Aber sehen wir davon ab. Wenn der Umfang des Welthandels weiter wie bisher steigt, würde in den sechs Jahren die Gesamtsteigerung der 42 größten Wirtschaftsländer kaum mehr als 45 Milliarden Mark ausmachen. Diesen Zuwachs müßte Deutschland also größtenteils an sich reißen. Die Vereinigten Staaten müßten also auf die Ausdehnung ihres Exportes verzichten. England müßte darauf verzichten, die englischen Tochterländer wirtschaftlich enger an sich zu ziehen und seinen Anteil an der Versorgung dieser Länder zu behaupten. Die französische und belgische Eisenindustrie müßten sich damit bescheiden, der deutschen Eisenindustrie den Vorrang zu lassen. Eine weitere Voraussetzung wäre die, daß die neuen Industrieländer wie Italien, aber auch die asiatischen Länder ihre eigenen Industrien nicht wie bisher weiter entwickeln. Ich vermag nicht einzusehen, was alle diese Länder zu diesem Verzicht bewegen sollte. Sie müßten damit anerkennen, daß Deutschland den Krieg wirtschaftlich gewonnen hätte.

„Man stellt sich drüben vielfach vor, daß die deutschen Produktionsstätten mit amerikanischem Kapital angebaut werden, wie es beispielsweise in der deutschen Autoindustrie

geschehen ist. Damit würden gewissermaßen Stützpunkte der amerikanischen Produktion in Deutschland geschaffen, und man könnte von hier aus den europäischen Markt versorgen. Aus dem Gewinn dieser Ausfuhr würde Deutschland die Tribute bezahlen.“

Eine solche Amerikanisierung der deutschen Produktionsmittel würde die Tributzahlung vollends unmöglich machen. Sie ver-
gessen, daß der Reingewinn aus dieser amerikanischen Produktion in Deutschland nach den Vereinigten Staaten gehört und

Der Chef der Heeresleitung grüßt die O. Z.

„Ich gedenke der tapferen Söhne des Erzgebirges“

Aus der Harmonie der herrlichen Natur, die sich in dem waldbereichen Erzgebirge besonders reizvoll darstellt, schöpfen wir immer wieder die Kraft zur Erfüllung unserer Pflicht. Dort oben in Ihren Bergen fanden schon viele von uns Soldaten herzliche Aufnahme, dankerfüllt und begeistert kehrten sie zurück.

Ich gedenke der tapferen Söhne des Erzgebirges, die für das Vaterland ihr Leben ließen, grüße alle Kameraden, die nach treuerfüllter Pflicht aus dem Felde in die schöne Gebirgsheimat wiederkehrten und wünsche der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu ihrem 75-jährigen Bestehen von Herzen weiterhin Blüten und Gedeihen.

Hege, General der Infanterie und Chef der Heeresleitung.

Deutscher Gruß Graf Westarp, M. d. R.

... der tapferen Streiterin für nationale Wiedergeburt

Der „Obererzgebirgischen Zeitung“, der tapferen Streiterin für eine nationale Wiedergeburt des deutschen Volkes, sende ich zu ihrem 75-jährigen Bestehen ein herzliches Glückwuns. Ich wünsche und hoffe, daß ihr dereinst vergönnt sein möge, das Ziel, das uns allen vorschwebt, zu erreichen: ein nach außen vom Joche der Fremdherrschaft befreites, nach innen starkes und geeintes deutsches Vaterland.

Graf Westarp, M. d. R.

Die Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Erzgebirge

... mit der Jubilarin für unseren Bauernstand

Für die Feier des 75-jährigen Bestehens der Obererzgebirgischen Zeitung denkt die Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Erzgebirge zurück an die erfolgreiche Zusammenarbeit, die seit diesen 75 Jahren die Kreisdirektion Chemnitz als Vertretung der erzgebirgischen Landwirtschaft mit der Jubilarin im Interesse unseres Bauernstandes entfalten konnte.

Die heutige Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer, der frühere Landwirtschaftliche Kreisverein des Erzgebirges, feierte vor einigen Jahren ebenfalls die 75-jährige Tätigkeit. Was in diesen 75 Jahren angestrengter Arbeit für die Förderung der Technik, des Landbaues und der Viehzucht geleistet wurde, war das Werk intensiver Aufklärung, an der die Obererzgebirgische Zeitung für ihren Bezirk hervorragenden Anteil hat.

Vor 100 Jahren bahnte sich durch die Forderungen Christian von Schubarts nach vermehrtem Futterbau, durch die epochenmachenden betriebswirtschaftlichen Arbeiten Albrecht Daniel Thaers und durch die hervorragenden Untersuchungen Justus von Liebig eine neue Epoche in der Entwicklung der deutschen Landwirtschaft an. Das sächsische Gebirge folgte nur langsam diesen neuen Forderungen. Der erzgebirgische Bauer konnte nicht sofort alles bisherige über Bord werfen. Das verhinderte die Eigenart der erzgebirgischen landwirtschaftlichen Verhältnisse. Daß es aber gelang, nach und nach alle Landwirte von den Vorteilen zu überzeugen, die ein moderner, sachgemäßer Ackerbau und eine entsprechende Viehzucht mit sich bringen, ist das Ergebnis jahrzehntelanger Aufklärungsarbeiten gewesen. Dabei hat uns die Obererzgebirgische Zeitung nach besten Kräften unterstützt.

So verbinden wir mit Worten des Dankes unsere Glückwünsche für das 75-jährige Bestehen Ihrer Zeitung und hoffen dabei auf ein weiteres erfolgreiches Zusammenarbeiten zum Wohle unseres Bauernstandes und nicht zuletzt zum Wohle unseres deutschen Vaterlandes.

Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Erzgebirge

Schober, Rittergut Schönau, Vorsitzender.

Dr. Teuscher, Chemnitz, Geschäftsführer.

nach dort hinüber fließen würde. Es kommt hinzu, daß die Vereinigten Staaten bisher das Ziel verfolgt haben, im Interesse ihrer Farmer den deutschen Arbeiter mit amerikanischen Lebensmitteln zu versorgen. Das Schicksal der deutschen Landwirtschaft würde sich also nicht bessern. Die Landwirtschaft hat in den knapp fünf Jahren seit dem Dawesplan Verluste erlitten, die man auf 8–10 Milliarden heutigen Geldwertes berechnen muß. Diese Summe erklärt aber auch die Verluste in der Industrie. Sie haben drüber das sehr richtige Wort: „Die Landwirtschaft ist der wichtigste Industriezweig“. Diese Grundlage der Wirtschaft kann sich nur im Rahmen einer nationalen Wirtschaftspolitik erholen. Die Mittel für die Bezahlung der Tribute würden also in jedem Falle fehlen. Wahrscheinlich aber würde nicht einmal das Geld hereinkommen zur Bezahlung der Schuldzinsen und des Ernährungsdefizits. Ich glaube, daß es sich um gigantische Fehlschätzungen handelt.

„Es mag sein, daß man auch bei uns in Amerika infolge des geradezu ungeheuren Anwachsens des Reichtums im Kriege und nach dem Kriege in einen gewissen Milliardenrausch verfallen ist; aber Sie müssen mit den bestehenden Auffassungen rechnen.“

Ich bin der Überzeugung, daß man eine Rückkehr zur Selbstbestimmung in allen Dingen abwarten muß, bevor die Welt einen wahren Frieden bekommen wird. Es ist richtig, daß heute in Deutschland vaterlandslos Gesinnte den Satz predigen, dem deutschen Arbeiter könne es gleich sein, für wen er arbeitet. Die Wucht der Tatsachen wird auch diese Elenden eines Tages belehren. Inzwischen allerdings wächst eine große Gefahr in Deutschland heran. Die jungen Elemente verlieren die Geduld. Nicht nur die Rechtsradikalen, sondern auch die Linksradikalen werden mit den Waffen der Verzweif-

lung sich dagegen wehren, zu Kulis der Welt zu werden.

Verstärkt sich der Druck des internationalen Kapitals weiter, so wird es uns nicht gelingen, die jüngere Generation in dem Rahmen einer besonnenen Politik festzuhalten. Bisher hat der Bolschewismus auf eine aktive Tätigkeit in Deutschland verzichtet; seine inneren Schwierigkeiten werden aber immer größer, und es wird der Tag kommen, wo er diese Schwierigkeiten durch Kommunismus nach außen zu lösen versuchen wird. Der Stoß von außen u. die zunehmende Verbitterung im Innern stellen eine revolutionäre Gefahr ersten Ranges dar.

Ich weiß, daß maßgebende Wirtschaftskreise drüber glauben, durch die aristokratische Gesinnung Ihrer Gewerkschaften, durch die Hilfe des bevorzugten, hochbezahlten Teiles der Arbeiterschaft jeden Bolschewismus abzuwehren zu können. Sie werden sich irren. Die Chancen, die sich dem Einzelnen in Ihrem Lande bieten, sind heute noch zahlreich. Das ändert sich von Jahr zu Jahr auch bei Ihnen. Damit ist der Boden für revolutionäre Gesinnung geebnet; denn revolutionär ist der, der nur noch eine Chance im Leben sieht. Revolutionen werden übrigens nicht von Mehrheiten, sondern von Minderheiten gemacht. Die amerikanische Intelligenz hat, wenn ich nicht ganz falsch berichtet bin, drüber genau so schwer zu kämpfen, wie die europäische Intelligenz.

Die Zerrüttung der Welt durch den Krieg nach dem Kriege, wie er heute tatsächlich noch besteht, ist ein Moment der Unruhe, das auch Sie von Ihrem Volke nicht fernhalten können. Eine weitläufige amerikanische Politik sollte daher einen wirklichen Frieden erstreben. Er ist nicht möglich, wenn man aus dem Deutschen Reich einen mitteleuropäischen Balkan macht.

und Fachzeitschriften, die fast gleich neu auf dem Tische liegen, verglichen, und der Leser ist durch das bunte Bild, das ihm die Vielheit der Nachrichtenübermittlung ermöglicht, leicht in der Lage, zu urteilen und zu verurteilen, je nach dem, was ihm brauchbar erscheint, und das Geeignete aufzunehmen und zu seiner Meinung zu machen.

Anders liegen die Verhältnisse jedoch bei der bedeutenderen Provinzpresse. Viele nicht allzugroße Mittelstädte verfügen nur über eine maßgebende Zeitung. Das ist schon daraus ersichtlich, daß zwei oder mehrere gut geleitete, reich informierte und mit einem beachtenswerten Mitarbeiterstabe ausgestattete Zeitungen

in einer kleineren Mittelstadt sich nicht rentieren würden.

Niedriger Bezugspreis, Abonnentenvorteile aller Art, wie Versicherungen, und was so viele Mittel zur Abonnentenwerbung mehr sind, würden zu einem Konkurrenzkampf führen, der schneller oder langsamer manche der vorhandenen Konkurrenzzeitungen dem wirtschaftlichen Abgrunde zuführen müßte. Auf das Gewinnen von Abonnenten und Inserenten in einem schon schwer zu führenden Lebenskampfe kommt es in diesen Städten so besonders wesentlich an, weil die Zeitung unterstützenden Kreise numerisch schon stark begrenzt sind und ein begrenztes und pressenmäßig saturiertes Gebiet durch noch so viele und noch so geschickte Mittel zeitungsmäßig nicht weiter erschlossen werden kann. Wenn deshalb zur Verhütung solcher Kämpfe dort, wo mehrere Zeitungen in einem entsprechenden Provinzgebiete vorhanden sind, ein ausdrückliches oder stillschweigendes Abkommen über das Verbreitungsgebiet und Ähnliches getroffen wird, so ist das nur ein Zeichen dafür, daß sich die Provinzpresse ihrer Bedeutung wohl bewußt ist und darum anstelle des Gegeneinanderwirkens das Zusammenwirken erkannt hat und pflegt. Das muß sie aber umso mehr zu verstehen wissen, weil der Klein- und Mittelstädter eben „seine“ Zeitung, — das heißt, die seines Verbreitungsbezirktes — nicht nur liest, sondern sich die darin geäußerte Auffassung auch im Laufe der Zeit zu der eigenen macht. Oft trifft man in der Klein- und Mittelstadt Zeitungsleser, die zwar glauben, ihre eigene Meinung über die Zeit zu haben — und doch ist es nur allzu sehr die Meinung ihrer Zeitung. Diese Erscheinung ist auch mir zu begreiflich. Dem „Provinzler“ ist meist nur seine Heimatzeitung zugänglich. Liegt er ab und zu die Großstadt- und Provinzzeitung vor sich, so erhält er sie meist erst dann, wenn die gleiche Nummer der großstädtischen Zeitung vom Großstädter bereits zur Kenntnis genommen, beiseite gelegt und womöglich schon die zweite und dritte Ausgabe danach gelesen wurde, die oft schon die Äußerungen der ersten Ausgabe kommentiert oder widerrufen hat, oder gar das Gegenteil dieser Berichte darstellt. Zwar werden, um die Provinz auch für die Großstadt- und Provinzzeitung zu gewinnen, die ersten Nummern ihrer neuesten Ausgaben dorthin geschickt. Der Provinzleser bekommt sie nach schnellster Beförderung rein äußerlich zu gleicher Zeit in die Hände, wie der Großstädter auch. Aber, wer in der Provinz gelebt hat, weiß das nur zu genau, wie oft wird dann dem Provinzleser am folgenden Tage unter der Uberschrift: „Wie wir bereits in einem Teile der gestrigen Ausgabe meldeten“ gerade das nach 24 Stunden mitgeteilt, was in „seinem Teile der Ausgabe“ nicht gestanden hat, sondern was eben nur in den für die Großstädter selbst bestimmten, weil später gedruckten Teil noch kommen konnte. Das ist ebenfalls begreiflich; wer je mit der „schwarzen Kunst“ in Verbindung stand, wird wissen, daß solche Vorkommnisse technisch gar nicht vermeidbar sind. Es soll dies auch nicht etwa gegen das Halten von Großstadtzeitungen in der Provinz sprechen. Im Gegenteil, auch der Provinzler hat, wenn er nicht Provinzler im abfälligen Sinne des Wortes sein und bleiben will, sich möglichst reichlich an den verschiedensten Pressestoffen zu orientieren. Die Tatsachen sprechen aber für den besonderen Wert der Provinzpresse, denn sie hat an einem Tage meist nur eine Ausgabe. Sie muß also den Lesestoff dem Leser so reichhaltig und — wegen dieser Reichhaltigkeit auch so sorgfältig als möglich gesichtet — unterbreiten. Sie hat, weil sie eben nicht durch mehrfache Ausgaben an einem Tage schnell genug etwa Gefagtes widerrufen oder richtigstellen kann, die Pflicht, sorgfältig die bis Redaktionsschluss einlaufenden Nachrichten für ihren Inserentenkreis und die Aufschauungsrichtung ihrer Leser einzustellen. Sie muß, um nicht 24 Stunden lang Mißverständnisse oder Unklarheiten eine unheilvolle Wirkung auf den Provinzleser ausüben zu lassen, im Abwägen und Gegenüberstellen der Meldungen und Nachrichten, der Meinungen und Anschauungen besonders vorsichtig sein. Die Großstadt- und Provinzpresse hat das gleiche Schicksal, wie die großstädtische kommunale Verwaltung — so ist unpersönlich gegenüber dem Individuum geworden und hat höchstens noch Eigenfühlung mit den Spitzen der Individuenverbände; sie wendet sich an die Summe, an die Masse. Die Provinzpresse hat, ebenso wie die Klein- und mittelstädtische Selbstverwaltung, noch die Fühlung mit dem Einzelnen. Sie kennt die Sorgen und Wünsche, die Hoffnungen und den Geschmack der verschiedenen Leserrichtungen. Sie ist mit dem, was sie vermittelt, einen ganzen Tag lang Begleiter ihres Lesers, und ihre Meinungen werden hinein- gewirkt in den letzten Minuten des Abends und in die sonnenwarmen Ruhestunden des Vorkessels. Sie vermag ihre Leser persönlich überaus stark zu beeinflussen und tut dies auch.

Der Leser vertieft sich dafür mit besonderer Liebe in die Heimatzeitung.

Sie ist ihm geistiger Führer in Politik, Zeitgeschmack, Weltanschauung, Berater in Wirtschaftsfühlen; Richtungsanzeiger in Literatur und Kunst; Mentor im Nachdenken über Tagesereignisse. Diesen Dienst am Leser zu leisten, von der hohen Warte wahrer Kultur, edler Menschheitsauffassung, vaterländischer Überzeugung und der Förderung deutscher Wiederaufbauarbeit ist eine der schönsten, aber auch der schwersten Aufgaben, die der Provinzpresse gestellt sind. Die Erfüllung dieser Aufgabe wird aber auch vom Leser in der Provinz vertrauensvoll und dankbar entgegengenommen; denn die Provinz- presse in der Heimat ist ja für den Leser „seine Zeitung“.

Für deutsches Brot und deutsche Freiheit!

Von Reichsminister a. D. Dr. Schiele, Präsi. d. Reichs-Landbundes.

„Freiheit und Brot wachsen auf demselben Halm.“ Nahrungsmittelfreiheit ist Voraussetzung jeder Außenpolitik nationalen Widerstandes. Erst die Unabhängigkeit in der Lebensmittelversorgung von dem Auslande gewährt uns die Freiheit unseres wirtschafts- und staatspolitischen Handelns gegenüber unseren Gegnern. Diese Grundtatsache jeder zielbewußten nationalen Politik birgt in sich Pflicht und Recht des deutschen Bauerntums. Pflicht des deutschen Bauerntums ist es, die ganze Kraft einzusetzen, um das Beste aus der Scholle herauszuholen, sei sie auch noch so karg und dürrig. Recht des deutschen Bauerntums ist es, daß seine Arbeit den Schutz erhält, der notwendig ist, um sie zu einer Quelle bescheidenen Wohlstandes und damit auch zur Grundlage weiteren Fortschrittes zu machen.

Das deutsche Bauerntum hat die ihm auferlegte Pflicht auch in Zeiten erfüllt, wo sein natürliches Recht ihm verweigert wurde. Der Bauer kennt keinen Achtstundentag, den größten Teil des Jahres hindurch arbeitet er zwölf und mehr Stunden täglich. Unsere vorwiegend händlerisch und industriell eingestellte Wirtschaftspolitik aber bringt ihn um den Lohn, den seine Arbeit verdient. Der Bauer kennt keinen Tarifvertrag, der ihm ein Mindesteinkommen sichert, keine Preiskarte, die ihm Mindestpreise für seine Produkte einbringt. Die Lebenshaltung des Bauern ist aufs Äußerste eingeschränkt, sie weist vielfach bereits die erschreckenden Zeichen einer Proletarisierung auf. Es ist überflüssig,

dem erzgebirgischen Bauern

gegenüber viele Worte über die Not seines Standes zu machen. Er hat sie nur zu sehr an eigenen Leiden spüren gelernt. Er weiß, was es heißt, einem kargen Boden die kümmerliche Frucht abzurufen und dennoch kaum den Lohn zu finden, der einen bescheidenen Lebensunterhalt sichert. Der Bauer ist ermüdet und fordert sein gutes Recht.

Aber auch der Bürger der erzgebirgischen Städte, der sehen will, muß erkennen, wie groß und bitter die Not ist. Er darf schon deswegen sein Auge nicht von ihr abwenden, weil die Not der Landwirtschaft in steigendem Maße zu seiner eigenen Not wird. Besonders in den kleinen und Mittelstädten leiden Handel und Gewerbe unter der schwindenden Kaufkraft ihrer landwirtschaftlichen Umgebung. Der deutsche Mittelstand, der durch Krieg und Inflation an und für sich schon hart genug getroffen worden ist,

muß zusammenbrechen, wenn sein wichtigster Kunde, die Landwirtschaft,

zusammenbricht. Daher verbindet ihn eine natürliche Interessengemeinschaft mit dem Schicksal der deutschen Landwirtschaft. Diese Interessengemeinschaft aber umfaßt nicht nur einzelne Schichten des deutschen Volkes, sie schließt vielmehr das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zu einer großen Schicksalsgemeinschaft zusammen. Für den deutschen Arbeiter ist die größte Gefahr, die gefährlichste Abhängigkeit die steigende fremde Lebensmittelfuhr, die, wenn sie nicht rechtzeitig abgedrosselt wird, zu einem unentrinnbaren Zwang werden kann, der das tägliche Brot des deutschen Arbeiters von fremdem Preisbittat abhängig macht. Die fremde Lebensmittelfuhr schwächt nicht nur die Konkurrenzskraft der deutschen Landwirtschaft, sondern, was noch immer oft übersehen wird, vor allem auch die Konkurrenzkraft der deutschen Industrie. Unentbehrliche Grundlage für eine vorwärtstreibende Industrie ist ein starker Binnenmarkt, der von der Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung entscheidend beeinflusst wird; denn von hier aus geht die große Austauschbewegung in Bewegung, der jede Volkswirtschaft kennzeichnend ist. Die gegenwärtige Notlage der Landwirtschaft bedeutet in dieser Beziehung eine schwere Störung, die

auf die Dauer zu völligem Zerfall der gesamten Volkswirtschaft führen muß.

Bauernnot ist daher im weitesten Sinne des Wortes Volksnot, und es gibt keine weitläufigere Sozialpolitik in den Zeiten einer Agrarkrise als Landwirtschaftsförderung.

In dieser Erkenntnis gilt es, alle Kraft einzusetzen. Das Gemeinschaftsprogramm der Führer der landwirtschaftlichen Spitzenorganisationen weist den Weg, der zum Heile der deutschen Bauernschaft und des ganzen deutschen Volkes beschritten werden muß. Durch das Gemeinschaftsprogramm ist das deutsche Volk vor eine Entscheidung gestellt worden, deren Dringlichkeit und Tragweite keine halbe Antwort duldet. Das Zusammengehen der Führer der landwirtschaftlichen Spitzenorganisationen zeigt, daß

das deutsche Bauerntum in dieser Stunde der Not entschlossen ist, alle trennenden Fragen zurückzustellen und seine Kraft zu konzentrieren auf das eine Ziel, das allein dieses Kraftaufwandes in dieser Stunde wert ist. Der Kampf wird aber nur dann erfolgreich durchgekämpft werden, wenn die Reichsbauernfront erweitert wird zur Volksfront, die durch alle Berufsstände hindurchgeht, die alle sammelt, die wissen, daß es in dem bevorstehenden Kampfe um Deutschlands Schicksal geht. Für deutsches Brot und deutsche Freiheit, das ist die große Parole, unter der dieser Kampf ausgefochten wird. Beides sind nicht ferne Wunschbilder, wenn das deutsche Volk Mut und Entschlossenheit aufbringt, zuzugreifen.

Die Bedeutung der Provinzpresse

Von Dr. jur. Dr. rer. pol. W. Löffler, Dipl.-Rhm.

und Volkswirt R. D. B., Bürgermeister der Stadt Ehrenfriedersdorf.

„Die Presse ist der Sekundenzeiger der Geschichte.“ Die Richtigkeit dieser Behauptung Schopenhauers ist nicht widerlegbar. Jeden Vorgang von nur einiger Bedeutung zeigt die Zeitung denen allen an, die Augen haben, zu sehen, das heißt in diesem Falle, zu lesen. Viele solche Ereignisse weisen zuletzt auf ein lange Zeit hindurch sich entwickelndes Weltgeschehen hin, das dann einen Stundenbeschlag in der Ewigkeit alles Seins erklängen läßt.

Gerade die Provinzpresse hat die Registrierung kleinster, kleiner, größerer und großer Ereignisse mit besonderer Sorgfalt vorzunehmen und sich selbst dabei aber auch wieder genau zu überwaschen.

Der Großstadtmensch wohl liest viele Zeitungen. Sie werden ihm ja ständig angeboten — früh, wenn er zum Büro fährt, vormittags, wenn er durch die Straßen schreitet, mittags zur Erholungspause, nachmittags bei der Heimkehr von der beruflichen Tätigkeit; und noch miternachts an den Straßenecken wird dem Großstadtbewohner „das Neueste“ noch halb feucht aus der Rotationsmaschine für wenige Groschen verkauft. Der Großstadtleser verschlingt interessiert zu jeder Zeit alles das, was ihm die neuesten Zeitungen übermitteln. Dabei kommen dem Leser in großen Städten Blätter aller Richtungen, darunter wieder aller Schattierungen, ja, bei manchen Zeitungen wiederum, die Ansichten der einzelnen Mitarbeiter zur Kenntnis, und jeder Interessierte kann und wird wägen und sichten unter dem verschiedenen Gelesenen, um herauszufinden, was er, nach all dem Reichen, auf der Menükarte des Lebens Dargebrachten für sich als Kost aufnehmen, und was er als nicht nach seinem Geschmack unbeachtet vorübergehen lassen will.

Ähnlich ist es auch mit der großstädtischen Fachpresse. Sie erreicht, kaum gedruckt, den Interessenten und wird mit Eile studiert. Ihre Nachrichten werden mit denen anderer Tages-

Die Verantwortung des Zeitungslesers

Von Professor D. Martin Dibelius, Heidelberg.

Unter den ethischen Voraussetzungen des Journalismus wird mit Recht das Verantwortungsbewußtsein betont, das Verleger wie Redakteur den Lesern gegenüber verpflichtet. Sehr wenig wird aber der anderen Verpflichtung nachgefragt, die der Leser übernimmt, wenn er das Gelesene auf sich wirken läßt, wenn er es weiter gibt und erst recht, wenn er es zur Richtschnur seiner beruflichen oder staatsbürgerlichen Handlungen macht. Die Wirksamkeit des Zeitungsinhaltes hängt ja doch nicht nur von den Zeitungsleuten ab, sondern von dem Zusammenwirken der Produzenten und Konsumenten.

Wer ein Exemplar einer Zeitung erwirbt, setzt sich für einige Minuten dem Einfluß dieser Zeitung aus. Liest er mehrere Zeitungen verschiedener Richtung nebeneinander, so ist das Maß dieses Einflusses beschränkt; liest er nur eine Zeitung, und diese regelmäßig, so verstärkt sich der Einfluß; auch der kritische Leser wird dann der täglichen Bearbeitung wenigstens im Unterbewußtsein Platz geben müssen. In Deutschland hat das Abonnement vor dem Straßenverkauf noch einen ungeheuren Vorrang. Das bedeutet, daß ein großer Teil der Leser der einmal erwählten Zeitung die Treue hält — und sei es aus Bequemlichkeit, weil man in der vertrauten Zeitung sich leicht zurechtfindet.

Das Abonnementsystem

bringt es aber auch mit sich, daß sich der Leser auf diese eine Zeitung beschränkt, weil er aus wirtschaftlichen, politischen oder psychologischen Gründen keine zweite Zeitung halten oder gelegentlich erwerben mag. Und endlich hat das Abonnementsystem die Verbreitung des Einzelemplares in einem ganzen Personkreis zur Folge; denn die Familie liest mit. Der Einfluß der abonnierten Zeitung auf den Leser ist also in einer großen Anzahl von Fällen ungehemmt, andauernd und weitreichend. Das weiß der Zeitungsmann, damit rechnet der Politiker, aber weiß es auch der Leser? Wenn Zeitungslektüre einem Gespräch vergleichbar ist, bei dem sich ein Teil zuhörend verhält, wer spricht so oft, so regelmäßig und über so wichtige Gegenstände mit einem Menschen? Wer unterstellt sich mit solcher Treue dem Einfluß eines Schriftstellers, auch des ge liebtesten? Wenn die Stärke dieses Abhängigkeitsverhältnisses aber vielen Lesern gar nicht bewußt wird, wenn sie sich ahnungslos diesem Einfluß überlassen, so muß das die ungünstigsten Folgen für die Beziehungen der Leser zur Presse haben.

Denn die

Ahnungslosigkeit des Lesers zeitigt Vorurteile

und falsche Forderungen. Der naive Leser hält die Zeitungsnachricht für den Ausdruck der Wirklichkeit. Mit derselben Treue, so meint er wenigstens im Unterbewußtsein, mit der die illustrierte Beilage Vorgänge wiedergebe, vermöge der Text sie zu schildern. Wenn sich diese Voraussetzung als irrig herausstellt, so beschuldigt der Leser die Zeitung, seine Zeitung, und wenn er einen etwas höheren Standpunkt hat, die Presse überhaupt. Er sollte sich anklagen, der so wenig Ahnung vom Pressewesen hat, daß er Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Zeitungsherstellung völlig außer acht läßt, daß er die Zeitung behandelt wie ein Geschichtsbuch oder wie die „Geschichte“ selbst.

Es wäre von alledem nicht weiter zu reden, wenn es sich um Selbsttäuschungen naiver Leute handelte. Die Erscheinung, die ich im Auge habe, läßt sich aber in weiten Kreisen der deutschen Bildung aller Stände aufzeigen. Gerade dort, wo sonst ein kritisches Denken gepflegt wird, versagt die Kritik gegenüber der Zeitungsnachricht. Gerade dort, wo man sich bemüht, den Dingen des Lebens auf den Grund zu gehen, begegnet man einer erstaunlichen

Unwissenheit über Wesen und Möglichkeiten der Presse.

Die Ursache dieser Verkenntnis liegt einmal darin, daß wir Deutschen, die wir sehr spät zu politischem Denken gelangt sind, die Presse zu lange und zu sehr als Gehilfin betrachtet haben, von der man sich bedienen läßt. Zu spät und in viel zu geringem Grade haben die Deutschen in ihr die Macht erkannt, deren Kenntnis ebenso zur allgemeinen Bildung gehört wie die Kenntnis des politischen Lebens, der Technik, des Geldverkehrs. Aber ein wenig Schuld haben wohl auch die Zeitungsteile selbst. Zu ängstlich haben Verleger und Redakteure die Mythen ihres Berufes gehütet, zu groß war die Scheu, den Leser hinter die Kulissen nehmen zu lassen. Auch heute noch pflegt die Zeitung eigentlich nur selten von ihrem eigenen Betrieb zu sprechen. Es wäre vielleicht doch zu erwägen, ob die Aufklärung der Leser über das Pressewesen nicht im ersten Interesse der Presse liegt.

Vor allem aber muß der Leser sich sagen, daß er Wert oder Unwert des Zeitungsinhaltes gar nicht richtig beurteilen kann, wenn er nicht ungefähr weiß, wie die Zeitung zustande kommt, wie das Wunder geschieht, daß er in so kurzer Frist nicht nur von Großstadt zu Großstadt, sondern auch vom Waldtal zur Meeresinsel Botschaft bekommt, und unter welchen Bedingungen dies alles nur zustande kommen kann.

Er muß also ein wenig von den Dingen des Betriebes wissen; von dem Zwang zur Schnelligkeit, der es oft verbietet, Rückfragen zu stellen, der vieles stilistisch nicht ausreifen läßt, der Mißverständnisse, Druckfehler, Zeilenausfall entzifferbar macht. Er muß weiter wissen von der Kunst der

Raumdisposition, die zu Kürzungen zwingt,

zu bisweilen die Punkte fehlenden, bisweilen den Sinn gefährlich verschiebenden Strichen, von der Störung aller Dispositionen durch eine in letzter Stunde eingehende umfangreiche Meldung.

Ueberdies ist noch ein Wort zu sagen von den zwei Hauptproblemen, deren Kenntnis dem Leser erst die richtige Stellung zur Presse vermittelt und ihn vor falschen Folgerungen bewahrt, von dem Zustandekommen der Nachricht und dem

Verhältnis von Nachricht und Meinungsbildung.

Geschichte ist nicht die Summe aller Wirklichkeiten. Sondern sie besteht in der Auswahl wesentlicher und wirkender Begebenheiten. Der erste, der wählt, ist zumeist der Berichterstatter der Presse. Was er der Welt verkündet, erscheint wenigstens ein paar Tage lang als wichtig, bis eine neue Nachricht es zudeckt, oder genauere Mitteilung die erste in andere Beleuchtung rückt. Was der Berichterstatter aber der Welt verschweigt (absichtlich oder unabsichtlich), das ist zunächst

Wer um die notwendige Relativität aller schnell übermittelten Nachrichten weiß, der wird nicht ohne große Skepsis die Vorschläge betrachten, die auf die Alleinherrschaft der Nachricht innerhalb der Presse abzielen und die Meinungsbildung völlig zurückdrängen wollen. Denn da die Zuverlässigkeit der Nachricht abhängig ist von dem Aufnahmeorgan, und da dieses Aufnahmeorgan dem Leser niemals, der Schriftleitung aber auch nicht immer bekannt ist, so ist die Presse nicht davor ge-

Verein Deutscher Zeitungsverleger

(Herausgeber der deutschen Tageszeitungen E.V.)

„In seiner Zeitung liebt man die Heimat“



Zu dem 75jährigen Bestehen der „Obererzgebirgischen Zeitung“ spreche ich Ihnen im Namen des Vereins Deutscher Zeitungsverleger aufrichtigen Glückwunsch aus. In diesem ersten Dreivierteljahrhundert ihres Bestehens hat sich die „Obererzgebirgische Zeitung“ zu einem weitverbreiteten und angesehenen Heimatblatt entwickelt. Das verdankt sie in erster Linie der Tüchtigkeit ihrer Verleger und Herausgeber, die frühzeitig bereits Wesen und Aufgaben der Heimatpresse deutlich erkannt und sie in ihrer Zeitung voll erfüllt haben.

Dafür legt vor allem die Anhänglichkeit der Leserschaft Ihres Blattes beredtes Zeugnis ab. Die Bande zwischen Zeitung und Leser sind ein geheimes, unzerreißbares seelisches Gebundensein. Heimatland, Leute und Heimatzeitung gehören zusammen. In seiner Heimat liebt man die Zeitung!

Hierauf allein läßt sich der Erfolg und die Stellung der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in ihrem Heimatbezirk, in der Bevölkerung des obererzgebirgischen Landes zurückführen.

Der Verein Deutscher Zeitungsverleger gibt darum der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu ihrem Jubiläum den Wunsch mit auf den Weg, daß diese enge Verbundenheit zwischen Zeitung und Leserschaft auch in Zukunft erhalten bleibe und sich in vielfacher Hinsicht noch fester gestalten möge.

In ausgezeichnete Hochachtung

Verein Deutscher Zeitungsverleger

(Herausgeber der deutschen Tageszeitungen E.V.)
Dr. Krumbhaar, Vorsitzender.

tot, und bisweilen hält es recht schwer, dieses Tote, etwa aus den Akten oder nachträglichen Zeugenaussagen, wieder lebendig zu machen. Der Berichterstatter macht die Nachricht, und in diesem Sinne ist er der erste, der Geschichte macht.

Aber er ist nur der erste! Denn es müssen ihm noch viele nachfolgen, schon darum, weil eine einigermaßen stichhaltige „Auswahl“ aus den Ereignissen, eine einigermaßen begründete Durchleuchtung der Zusammenhänge erst nach Ablauf einer Frist gegeben werden kann. Und auch darum, weil schon die erste Nachricht auf ungenauem Sehen, Hören, Aufnehmen beruhen kann. Nur selten wird die Presse in der Lage sein, von einem nicht vorher angekündigten geschichtlichen Ereignis einen frischen Augenzeugenbericht ersten Ranges zu bringen, d. h. einen solchen, den spätere Erkundung nicht zu bessern und zu ergänzen braucht, der „Geschichte“ bleibt, so wie er zunächst Geschichte war. Die Schilderung, die ein Arbeiter dem Berichterstatter der „Vossischen Zeitung“ von Rathenaus Ermordung bald nach der Tat als zufälliger Augenzeuge gab, steht heute als authentischer Bericht in Keflers Rathenau-Biographie! Eine solche Vereinigung von Eindringlichkeit und hoher, auch der Kritik standhaltender geschichtlicher Wahrheitsliebe ist aber eine Ausnahme. Im allgemeinen kommt die Presse nachricht anders zustande. Der flüchtig vorübergehende geschichtliche Moment wird zumeist erst aus seinen Wirkungen erkannt. Dann muß die erste Nachricht, die vielleicht nur ein „On dit“ wiedergibt, notwendigerweise verbesserungsbedürftig sein. Viele, einander folgende, einander ergänzende Telegramme oder Telefonate erst geben ein Bild von dem Geschehen — und dieses durch Addition und Subtraktion zustande gekommene Gesamtbild bedarf nun noch der Nachprüfung auf dem Wege geschichtlicher Kritik. Die Presse kann sich daran nur in Ausnahmefällen mit beteiligen, und wird sich zumeist darauf beschränken müssen, von den Ergebnissen der kritischen Untersuchung bei deren Veröffentlichung referierend Notiz zu nehmen. Diesen

weiten und umständlichen Weg von der ersten Nachricht bis zur kritischen Ermittlung

der historischen Wahrheit wird sich der Zeitungsleser immer vor Augen halten müssen. Dann wird er die Nachricht als das ansehen und werten, was sie ist; als einen Baustein, der vielleicht noch behauen, vielleicht gar verworfen werden muß, — aber nicht als die geschichtliche Wahrheit selbst. Er wird sich weiter darüber klar sein müssen, daß der Urheber der Nachricht der Zeitung vielleicht völlig fremd gegenübersteht; daß es sich vielleicht um eine Korrespondenznachricht handelt, die im besten Glauben nachgedruckt wird, für deren Inhalt die Schriftleitung aber nur in bedingtem Maße die innere Garantie übernimmt (von der preßgesetzlichen Verantwortung rede ich hier nicht). Wie viele öffentliche Proteste, wie viele entrüstete Einwendungen würden verstummen, wenn der Leser diese technische Bedingtheit des Nachrichten dienstes immer vor Augen hätte! Aber auch wie viel Verger und Mißmut, durch eine falsche Zeitungsnachricht verursacht, würde vermieden werden, wenn der Leser sich von kritischer Vorsicht daran erinnern ließe, daß es Zeitung, nicht Geschichtsbuch ist, was er liest, und daß auch verbesserungsbedürftige erste Nachrichten immerhin das Recht des schnellen Boten für sich in Anspruch nehmen können.

schlägt, daß ihr, namentlich aus entlegenen Ländern, Nachrichten übermittelt werden, die

im Sinn irgendeiner Tendenz bewußt oder unbewußt redigiert,

akzentuiert oder sonst umgebildet sind. Der Nachrichtendienst ist also keineswegs eine neutrale Angelegenheit, durch die dem Leser nur Tatsachen mitgeteilt werden. Wer Tatsachen mitteilt, vollends wer sie interessant mitteilen will, muß beleuchten, deuten, ergänzen. Und wenn die Mitteilung erst auf indirektem Wege an die Zeitung gelangt, so muß man mit mehrfacher Umsfärbung rechnen. Vieles läßt sich in einem gewissenhaften Nachrichtendienst durch ergänzende Kunde berichten, aber Träger einer Meinung wird die Nachricht in sehr vielen und gerade in den politisch und kulturell wichtigsten Fällen bleiben.

Den einzigen Ausweg aus diesem Dilemma zeigt die Ehrlichkeit, die sich selbst zu ihrer Meinung bekennet. Die Schriftleitung kann sich ihre Stellung vorbehalten, wenn sie das Material zur Meinungsbildung noch nicht überseht, aber sie muß schließlich, wenn sie überhaupt deutlich sein will, Farbe bekennen. Und das Beste für den Leser ist es zweifellos, daß sie das mit aller Ehrlichkeit tut und die Parteinahme als das bezeichnet, was sie ist, als Aufgabe der Neutralität. Die verhüllte Parteinahme, die sich nur in der Ueberschrift oder in einem Kommentarsatz ausdrückt, wirkt verwirrend und vergiftend mit ihrem Schein von angemessener Objektivität als der ehrliche Ausdruck eines Standpunktes, auch eines solchen, den der Leser nicht teilt. Wenn wir Leser aber um Interesse der politischen Ehrlichkeit einen Standpunkt verlangen, so erwächst uns auch die Pflicht,

eine uns befremdende Stellungnahme der Zeitung zu fragen und nicht die Gefolgschaft aufzufordern,

wenn uns eine Meinung nicht behagt. Die Art, wie das deutsche Bürgertum von seiner Zeitung zwar einen Standpunkt verlangt, aber sich entrüstet, wenn dieser Standpunkt sich nicht mit dem eigenen Interesse oder der eigenen, gewöhnlich auch so leicht erworbenen, Meinung deckt, verrät eine reichlich ahnungslose Naivität und fördert natürlich das Mißverstehen zwischen Presse und Publikum. Das Verhältnis zwischen beiden ist aber bezeichnend für den Grad der politischen Reife in einem Volke.

Und damit rühren wir abermals an die tiefste Ursache der hier geschilderten und kritisierten Zustände. Unser Volk ist so spät zur Einheit gerufen worden, daß es die Anfänge eines bewegten öffentlichen Lebens erst kennenlernte, als die großen Völker Europas schon ihren eigenen Stil für dieses Leben gefunden hatten. Und unser Volk ist in der ersten Periode seines neuen Reiches von einem Genie geleitet worden, dessen Fähigkeiten und Erfahrungen schon seine Mitarbeiter, um wie viel mehr die Menge der Regierten von eigener Verantwortung entbanden. Und endlich ist unser Volk über Nacht schicksalhaftig zur Selbstregierung berufen worden und hat die Konsequenzen dieser ihm auferlegten Verantwortung noch nicht überschaut. Zu diesen Konsequenzen aber gehört ein anderes Verhältnis zur Presse, aufgebaut auf dem Wissen um ihre Möglichkeiten und auf dem Verständnis für ihre Grenzen. Erst der Leser, der beides erkennt, ist der verantwortungsvolle Leser, den wir unserem öffentlichen Leben ebenso wünschen wie der deutschen Presse.

Bezwinger der Lüfte an die „O. Z.“

Im „O. Z.“-Jubiläumsflug mit D. 1373 nach Buchholz

Von Hugo Schneider, Schlettau.

Als ich vernahm, daß die „O. Z.“, mein Heimatblatt, die Zeitung auch meiner Vaterstadt Schlettau, ihr 75jähriges Jubiläum begehen würde, stand es bei mir fest, daß ich ihr zu Ehren einen Flug nach Buchholz unternehmen würde; denn die Jubilarin war es ja, die die ersten Taten meiner Fliegerlaufbahn pries und die Kunde davon weithin in die Öffentlichkeit trug. So wollte ich ihr mit diesem Fluge einen Dankesgruß abstatten.

Dem füge ich heute herzliche Fliegerwünsche zum Jubeltag unserer lieben Zeitung bei, in der festen Ueberzeugung, daß die „Obererzgebirgische Zeitung“ auch fernerhin dem Flugwesen ihre tatkräftige Unterstützung zuteil werden lassen wird.

Vom Chemnitzer Flughafen aus stieg ich auf in Begleitung eines Vertreters der „O. Z.“, den ich zum Fluge geladen hatte. Aus dem freien Äther die freie Presse zu begrüßen, war mir Ziel und Wunsch. Freudig wirkte dies Zeichen auf mich ein. Die „O. Z.“ gab und gibt mir ja täglich Freude, nun wollte ich ihr zur Freude hinziehen, hoch über St. Annen und St. Katharinen zum stattlich schönen Bau ihres Heimes.

Mein Hochdecker D. 1373 lag nachmittags bereits startbereit im Hafen der Manchester-Stadt an der Stollberger Straße. Lebhaftes Treiben herrschte dort im Skarus-Hafen; etwa zehn Flugzeuge stiegen auf; andere kamen, u. a. das Verkehrsflugzeug aus Amsterdam.

Zunächst machte ich einige Passagier-Flüge. Dann ging es mit meinem Begleiter an Bord zum Erzgebirgsflug. Es war inzwischen 7 Uhr abends geworden. Ein ideales Flugwetter herrschte; es war ein echter, rechter Sommerabend. Wir tankten und machten uns fertig. Im Ruß sahen wir auf unseren ledergepolsterten Plätzen und wurden festgeschnallt. Ueber 20.000 Kilometer hatte ich bereits mit meiner „Kiste“ hinter mir. Jetzt wollte sie mich zum anderen Male über die „Samit“ führen mit den 35 PS. ihres Anzani-Motors. Ich mußte daran denken, wie ich zum ersten Male im Weltkrieg eine Maschine erkletterte und dann meinen ersten Alleinflug unternahm; es war im Herbst 1915. —

Noch einige Verhaltensmaßregeln nun an meinen jugendlichen Mitflieger, dann ließ ich den Motor an, es war 7.15 Uhr, und nach dem üblichen Anlauf löste sich mein Flugzeug leicht, elegant und sicher vom Mutterboden der Erde. Die Spitze reckte sich hoch in die Höhe, und schnell wich der Boden unter uns. Und ob ich's schon 5mal erlebte, immer wieder ist es ein erhebender Augenblick. Kleiner und kleiner wurden Menschen und Häuser unter uns und immer umfassender der Ausblick.

So zogen wir in Heimatpresse-Sendung in die Lüfte. Schnell lag das Häusermeer von Chemnitz völlig hinter uns. Nun ging es über Harthau und Burchardtsdorf gen Gelenau. Herrlich ging im Westen der Glutball der Sonne unter „s'is Feirolind“ hätte Anton Günther gesungen, so andachtsvoll stimmte der Friede der Natur das Herz. Die Effen der Fabriks-Vororte unserer Luftkriegsstadt grüßten wie Finger der Arbeit zu uns herauf, und die Menschlein auf den Straßen winkten und sahen uns nach. Wie Kinderspielzeug lag alles unter uns. Daß Weltmarkt-Arbeit dort drunten in den Industrie-Gärten Tag um Tag geleistet wird, dessen gedachte man unwillkürlich. 7.24 Uhr schwebten wir

über den Greifensteinen und Ehrenfriedersdorf

dahin. Freund Stülper, hättest du sehen können, wie wir in den Lüften über deinen Stätten dahinslogen? So kamen und gingen Gedanken und Gefühle. Ehe wir's uns versahen, tauchte St. Annen's Kirchturm vor uns auf. Unter uns rollten wie Weihnachtsspielwerk die Automobile der zwerghaft erscheinenden Erdenbewohner dahin; wir konnten es besser.

Pöhlbergstadt,

wie schnell breitetest Du Markt und Straßen uns zu Füßen aus. Eine weit ausholende Schleife flogen wir über der Stadt Georgs des Bärtigen hin, auch über ihrem Schutzeich mit seinen malerischen Anlagen.

Und dann: Buchholz

über Dir, Du Ziel unserer Fahrt. Prachtvoll aufgebaut, die ideale Gebirgsstadt, sahen wir Dich 400 Meter unter uns und schickten unsere Grüße zu Deinen Straßen und Gäßchen hinunter. Deine Arbeitsstätten, Schornsteine ragten feierlich empor. Die Menschen draußen und an den Fenstern der Häuser winkten lebhaft zu uns herauf, und wir erwiderten herzlich ihren Willkommen. Auch hier eine große Schleifenfahrt. Darauf jedoch:

Hin, zum „O. Z.“-Haus

in der Karlsbader Straße, dem D. 1373 mit uns seine Referenz erwies. Aus treuer 75jähriger Heimatarbeit bist Du entstanden, bleibe uns weiter Wahrzeichen der Pressearbeit. Immer mehr breitete indessen die Dämmerung ihre Fittiche aus; wir mußten heim. Ueber Annaberg richteten wir den Kurs auf Wolkstein, winkten dem Schloß bei Scharfenstein zu, noch einmal den Erzgebirgswäldern, den Bergen und Tälern der Heimat, und zogen nach flüchtigem Gruß zur Augustsburg hinüber gen Chemnitz. In Minuten hatten wir die Stadt unseres Flughafens überquert und landeten 7.55 Uhr glatt und frohbewegt.

Im Auto eilten wir dann auf der Erde den heimatischen Gefilden zu. Was zuvor eine Viertelstunde gewährt, dauerte jetzt 1½ Stunde. Also: Unsere Zukunft liegt in der Luft!

Dr. Ekeners Glückwunsch an die O. Z.



Jubiläumsfeiern müssen neben dem Gefühl der Genugtuung über das Vollbrachte stets auch den Willen auslösen, es in Zukunft noch besser zu machen.

Friedrichshafen.

Dr. Ekeners.

Hauptmann Köhl an die O. Z.



Mit deutschem Geist, deutscher Technik, mit Mut, Tatkraft und Einigkeit hindurch zum neuen Deutschland! Und du, deutsche Presse, sei weiser Mitführer in diesem Ringen!

Köhl, Hauptmann.

„Hindurch zum neuen Deutschland“

Wie ich zum Fliegen kam

Von Hugo Schneider, Schlettau.

Im Jahre 1911 war's, als der jetzige Besitzer der Festhalle, Herr Paul Müller-Annaberg, es unternommen hatte, den Erzgebirglern ein Ereignis zu bieten, das alt und jung auf die Beine brachte. Oswald Kahnt auf einem Grade-Eindecker startete auf dem Gelände hinter dem Schützenheim, umflog den Pöhlberg, überflog Annaberg, und alles staunte ob solcher Kühnheit und Leistung. Auch ich war Zaungast, denn mein Einkommen als Lehrling reichte damals noch nicht zu einer Eintrittskarte. Was ich da sah und erlebte, prägte ich mir tief ein, und es reifte in mir der Entschluß: „Auch du mußt einmal fliegen lernen!“ Bei sämtlichen damaligen deutschen Piloten von Auf, von Hellmut Hirt bis Melly Beele, hatte ich mir die Preise und Bedingungen eingeholt. Enttäuscht und stillschweigend legte ich sie beiseite: „Wieder einmal nichts!“ Es scheiterte an den hohen Kosten. Doch die Hoffnung ließ ich mir nicht rauben. Im Krieg versuchte ich zur Fliegertruppe zu kommen. Nach langen Bemühungen brachte endlich am 11. August 1915 der Kompanie-Befehl meine Versetzung zur Flieger-Ersatz-Abteilung Großenhain. Nach vierwöchentlicher Vorbereitung

erklärte ich zum ersten Male eine Maschine,

um mich einschaulen zu lassen. Hannschke, der Bruder jenes unerschrockenen Pioniers der deutschen Vorkriegsflieger, war mein Lehrer. Ein unbefreibliches Glücksgefühl überfiel mich, als ich nach vier weiteren Wochen meinen ersten Alleinflug machen konnte.

Der erste Flug gelang großartig.

auch der erste Bruch: Landung in einem Kartoffelacker mit anschließendem Ueberschlag! Nach Ablegen verschiedener Prüfungen erfolgte meine Versetzung zur Abnahme-Kommission der Inspektion der Fliegertruppen nach Berlin kurz vor Weihnachten 1915. Nach Kriegsschluß — 1918 — trugen wir unsere deutsche Fliegerei zu Grabe und ich meine Hoffnung, überhaupt jemals wieder in eine „Kiste“ zu kommen. Doch bald, sehr bald zeigten unerschrockene Konstrukteure und Führer, welche Lücken uns der Versailler Vertrag gelassen hatte. Zum ersten Werbestflugtag des Chemnitzer Vereins für Luftfahrt und Flugwesen stampfte ich einmal kräftig mit dem Fuß: „Ich muß wieder fliegen!“ Die Liebe zur Fliegerei erwachte wieder und wurde so mächtig, daß ich der Schwierigkeiten, die mich nunmehr erwarteten, nicht achtete.

Ich wollte auf der untersten Stufe der Fliegerei wieder beginnen, um meine Kenntnisse so gründlich wie möglich zu gestalten. In einem Hängegleiter erreichte ich in Chemnitz die beste Leistung mit ca. fünf Meter Höhe und etwa 100 Meter Länge. Die erste Stufe war also damit erreicht. Dann

befuchte ich die Segelfliegerschule

in der Rhön und erreichte bald unter Meister Martens Schulung die schönsten Leistungen. Ich erkannte dabei, daß das Segelfliegen etwas für meine Erzgebirgsheimat sei. Das Entgegenkommen von Martens und die Unterstützung des Vereins für Luftfahrt und Flugwesen für Annaberg und Umgegend ermöglichten es mir, im Herbst 1925, am Pöhlberg auf dem Martens-Segelflugzeug „Pegasus“ eine ganze Reihe schöner Flüge vorzuführen. Doch war ich damit nicht am Ziel meines Strebens. Die Motorfliegerschule des Aero-Clubs Leipzig hatte mich im Januar 1926 aufgenommen.

Ich genoß unter Herrn Ing. Hempel eine gezielte und sehr vorsichtige Ausbildung, die ich am 30. 4. 1926 mit meiner bestandenen Prüfung beendete. Allerdings gehört zum vollendeten Flugzeugführer noch eine Erfahrung, die man sich nur

durch die Praxis und im Laufe der Zeit aneignen kann. Ich wagte die

Aufschaffung eines eigenen Flugzeuges,

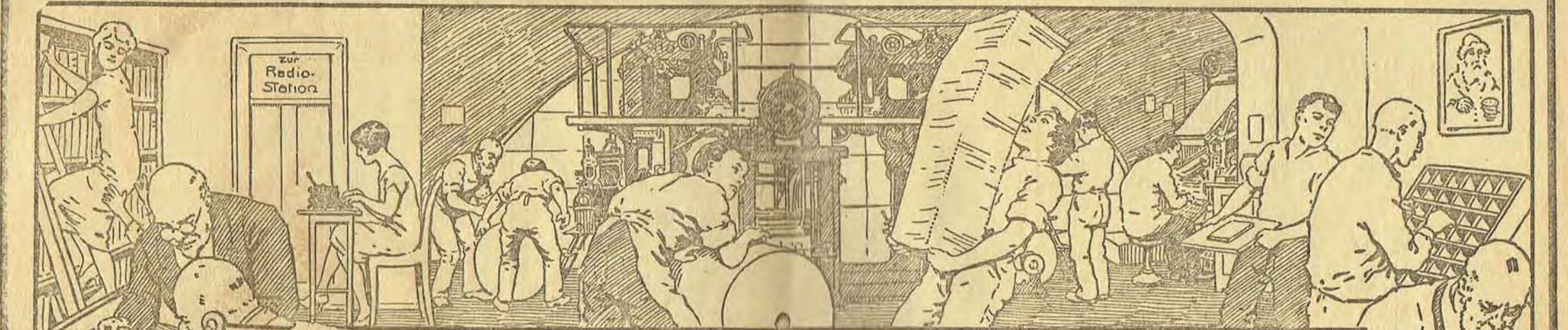
um mir damit eine Existenz zu schaffen. Hier begannen für mich die größten Schwierigkeiten, die ich keinem Menschen gönne. Eine Enttäuschung über die andere wurde mir bereitet. Mit Hilfe der Stadt Schlettau war es mir endlich möglich, mein Ziel durchzusetzen. Ich habe mir stets den Wahlspruch vor Augen gehalten, den mir seinerzeit Herr Dr. Ekeners auf den Weg mitgab, als ich ihm am Pöhlberg den Segelflug vorführte:

Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
ruft die Arme der Götter herbei!

So wurde ich Flieger, bin es mit Begeisterung und möchte in der Welt nichts Anderes sein. Wer das Gefühl der Freiheit und der Erhabenheit kennt, das uns Piloten immer wieder aufs neue überkommt, wenn wir hoch in den Lüften im blauen Äther dahinziehen, Hunderte von Metern über der Erde, der wird es mir glauben, daß es nichts Schöneres gibt, als Bezwinger der Lüfte zu sein. Gewiß müssen wir damit rechnen, daß uns einmal etwas zustößen kann. Und doch nehmen wir etwa nicht irgendein Empfinden des Bangens oder gar der Furcht mit, wenn wir zu immer neuen Flügen aufsteigen! Nein, für uns ist die Luft das gleiche, was die Erde für deren Bewohner ist, die Welt unseres Lebens.

Wie die „O. Z.“ für den Zeppelin-Gedanken eintrat!

In einer Zeit Hugo Ekeners sei auch der Teilnahme der Erzgebirgler an einem schweren Schicksal Zeppelins, des Bezwingers der Lüfte, gedacht. Unser ehemaliger Schriftleiter, der jetzige Verlagsdirektor i. R. Bernhard Handke schreibt, wie früher ein Lied im Volke einherging, welches nichts Gutes von der Arbeit Zeppelins zu sagen wußte, und die Witteren und Harten malken es gern in Spottbildern. Das, was Graf Zeppelin wollte, hielt man für ein unerreichbares Phantom. — Es kam aber anders. Als eines Morgens der graue Nebelschein noch auf den Feldern lag, und die Felsbühnen zwischen den Schollen lodten, erhob sich das dem tiefgründigen Grübeln Zeppelins entsprungene Werk zu seinen ersten Flügen in größere Fernen. Die Welt horchte auf und staunte. Und als das Luftschiff zerscholl, und Zeppelin plötzlich vor einem Nichts stand, gekrümmt den Rücken unter der Last der Enttäuschungen, aber den Nacken gestieft und trotzig sein Blick in den blauen Äther gerichtet, wirkte auf unsere biedere Gebirgsbevölkerung das Leid Zeppelins wie der schwere Märzschnee, den die Spätlinge des Winters heimlich zur Nacht über die Erde schütten. Hier galt es zu helfen. Reich und arm brachten freudig ihr Scherflein der „Obererzgebirgischen Zeitung“, die eine Sammlung veranstaltete und sich zur Weiterleitung der Gaben an den Grafen Zeppelin bereit erklärte hatte. In allen Zeitungen erschienenen Sammelrufe. In den vorderen Reihen des Pressewaldes stand mit unser Erzgebirgsblatt. Wie wortlos war der Rhythmus, der in lustigen Spöttereien des Volkes sich erging, gegenüber der Zeit, die zu opfern bereit war. Das Werk hat sich mehr und mehr entwickelt. Unsere Feinde im Kriege hatten unter dem Brüllen der Geschütze Angst vor ihm und so wenig damals auch Luftschiffe über den Schlachtfeldern erschienen, erregten sich doch Furcht und Zittern. Und nach dem Krieg zieht ein „Graf Zeppelin“ in riesengroßer Gestalt in friedlicher Mission durch die Lüfte und schlägt eine Brücke über die Unermehlichkeit der Fernen unserer Erdeile. Meine liebes Jubelblatt, zu dem Wiederaufleben des damals jählings untergegangenen Luftschiffes hast auch du dein bescheidenes Teil beigetragen. —

Buchholz, 8. September 1929
Nummer 210 * 4. Beilage

Im Betriebe der „O. Z.“

Ein Gang durch Verlag, Redaktion und die technischen Räume

Von Gerhard Seidel

Nur wenige Leser, die allabendlich die „Obererzgebirgische Zeitung“ zur Hand nehmen und sich aus ihr über die Ereignisse in der Welt, sowie über die Geschehnisse in der Heimat unterrichten, wissen oder denken daran, wieviel Aufwand vielfältigster Art die Herstellung einer Zeitungsnummer unseres Blattes erfordert. Zur gewohnten Stunde jahraus, jahrein erhält der Leser seine Zeitung immer reichhaltiger, moderner und interessanter ausgestaltet. Daß jede Ausgabe einer solchen Tageszeitungsnummer

im Eiltempo hergestellt

werden muß, daran denken nur verschwindend wenige Leser.

Es ist, wir dürfen es ohne Ueberhebung sagen, eine gewaltige, nervenaufreibende Arbeit, die täglich von neuem in wenigen Stunden mit unausschießbarer Pünktlichkeit geleistet werden muß. Bei Ineinandergreifen aller Teile des Betriebes jede Minute auszunutzen, ist oberster Grundsatz;

Tempo, und nochmals Tempo ist notwendig. Die neuesten Maschinen, Radio, Telephon, kurz alle nur erdenklichen Nachrichtenmittel stehen im Dienste einer Zeitung. Unsere

Schnellebigkeit zwingt uns dazu; denn, was heute nicht mehr berichtet werden kann, ist morgen schon veraltet.

Die nachstehenden Ausführungen nun mögen aus Anlaß des Jubeltages der „O. Z.“ all ihren Lesern einmal den Werdegang unserer Zeitung in gemeinverständlicher Form vor Augen führen.

Das große, moderne Geschäftshaus der „O. Z.“

an der Karlsbader Straße zu Buchholz ist wohl den meisten Gebirglern bekannt. Tausende halten alljährlich bei ihm an, sprechen vor in unserer Schriftleitung, geben Anzeigen oder Druckaufträge in der Expedition auf, lesen die Aushänge im großen Zeitungsschaukasten oder betrachten die Bilder vom Tage. Betritt man

die weiten Räume der Geschäftsstelle,

in der alle Fäden des Betriebes, die sich auf Abonnenten, Inserate, Reklamen, Druckfachen usw. usw. beziehen, zusammenlaufen, so hat man meist zunächst mit den Schalterbeamten zu tun. Ihre Tätigkeit ist keinesfalls einfach, sie müssen reiche Erfahrung in der Abfassung von Anzeigen

haben und hundertfach den Inserierenden beratend zur Seite stehen. Auch Druckfachen gibt es in Mustern vorzulegen, und Zeitungsbestellungen oder sonstige Aufträge sind entgegenzunehmen. Von früh morgens bis in die Abendstunden währt der Betrieb an den bekannten Schalterfenstern der Expedition. Drinnen aber in den Geschäftsräumen selbst geht es wie in einem Bienenhaushalt zu. Die Chefs, Redakteure und Seher kommen und gehen, behördliche Vertreter sprechen vor, Reisende wollen empfangen sein, dazwischen läuten die Telefone den ganzen Tag. Am Rundfunkapparat sitzt das Radiofräulein und liest und konferiert mit den Schriftleitern. Auf den großen Wandtafeln sind die Zeitungsnummern, die in den letzten Tagen erschienen sind, aufgeführt. So gibt es ein Hasten und Jagen ohne Ende.

Seit 1923 unterhält der Verlag

auch in Annaberg im eigenen Hause

in der Buchholzer Straße einen Verlags-Geschäftsladen. Von hier, wie von unserer Vertretungsstelle im Havanna-Hause Max Seiffert werden täglich in den Vormittagsstunden zahlreiche Inseraten- und sonstige Eingänge durch unsere Boten abgeholt. Die Menge der auf diese Weise eingehenden Anzeigen, Berichte usw. ist oft sehr groß und erfordert, zumal das Material häufig erst in vorgeschrittener Vormittagsstunde im Buchholzer Geschäftshaus anlangt, eine außerordentlich schnelle Erledigung und Bearbeitung. Denn alles muß bis zur täglich vorgeschriebenen Stunde des Druckes und spätestens 12 Uhr fertig sein. Die Eisenbahnzüge und die Kraftwagen, die unsere Zeitungspakete mit sich nehmen, warten nicht. Wenn es einmal nicht klappt, wenn kurz vor Beginn des Druckes der elektrische Strom versagt, oder sonstige Störungen eintreten, dann kommen all unsere Tausende von Lesern in Stadt und Land nicht rechtzeitig in den Besitz der betr. Nummer der „O. Z.“. Das aber muß möglichst vermieden werden. Die Zeitung muß pünktlich hinaus.

Die Expeditions- und Verlagsräume des „O. Z.“-Hauses in Buchholz bergen vor allem das für den Betrieb nach jeder Richtung hin so bedeutsame

Privatkonto,

das Arbeits- und Sprechzimmer des Seniorchefs und seiner Söhne, zugleich das Konferenzzimmer. Hier finden täglich Unterredungen mit den Leitern der einzelnen Abteilungen statt. In diesem Räume werden die großen Fragen des Verlages, der Schriftleitung und des technischen Betriebes beraten und die letzten Entscheidungen getroffen. Hier ist auch die finanzielle Zentralleitung des Ganzen. Kurz, alle Fäden des Unternehmens laufen in diesem Konto zusammen.

Über den Flur des Hauses gelangt man in die Räume der Redaktion und der Technik.

Besuchen wir zunächst

die Schriftleitung

der „Obererzgebirgischen Zeitung“, in der der redaktionelle Teil tagen, tagaus hergestellt wird. Alles ist hier auf eiligste und zugleich aber auch peinlichste Schnellarbeit zugeschnitten, denn die letzten Manuskripte, die in Satz gehen, müssen bis spätestens 14 Uhr in die Setzerei gelangt sein. Schreibfische und Steh-

pulte liegen hier über und über voll Arbeit. Blätter, Briefe, Verfügungen, Bücher, Gedankenettel und Berichte rings aus dem Erzgebirge häufen sich zu Stößen. Von der 7. Morgenstunde an wird an alledem gearbeitet, korrigiert, stilisiert usw. usw., denn Schlag 7 Uhr müssen die ersten Manuskripte fertig in den technischen Betrieb gelangen, damit um 12 Uhr die Rotationsmaschine die Tausende der fertigen Tagesnummern in unheimlich faulender Geschwindigkeit, fertig gefalzt und ineinandergelegt, also expeditiionsfertig auswerfen kann.

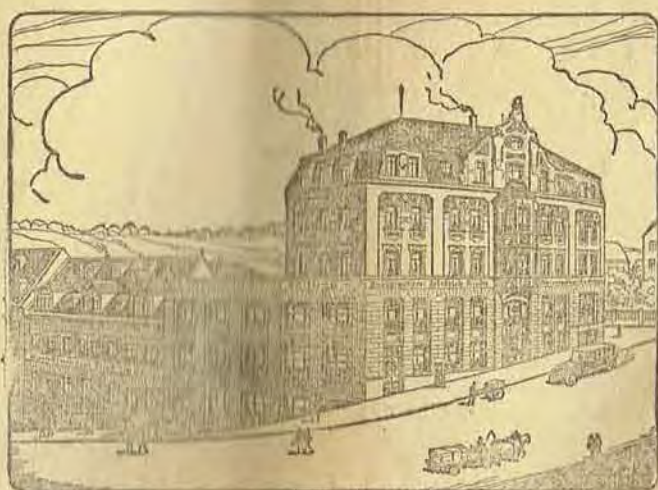
Wohnt der Leser, der abends behaglich seine „O. Z.“ liest, wach eine anstrengende, nervenaufreizende Tätigkeit

immer und immer wieder dazu gehört, wach umfangreiches Wissen, wach eiserne Ruhe, welche reiche und tiefe Kenntnis der heimatischen Verhältnisse, um mit all diesem Rüstzeug Nummer für Nummer einer modernen Tageszeitung fertigzustellen? Denkt der Leser weiter daran, daß

jahraus, jahrein in den Abend- und Nachstunden

die Redaktion unermüdet im Theater, in den Konzerten, in Versammlungen und anderen Veranstaltungen anwesend sein muß, um nach dem Besuch derselben in später Stunde noch die Kritiken, Berichte etc. zu schreiben, da man am nächsten Vormittag in der sich überstürzenden Hatz der Bearbeitung des täglich Neuen, Neuesten zu derartigen Referaten einfach nicht kommen würde, oder dieselben ohne geistige Vertiefung ausfallen würden. Dazu dann die zahlreichen Auskünfte u. a., die bei den täglichen persönlichen Besuchen in der Schriftleitung erbeten werden. Zwischen alledem läutet der Fernsprecher oder ruft der Rundfunkapparat. Welche Gebiete sind doch bei all dieser Tätigkeit zu bearbeiten: Politik, Heimatisches, Fragen der Industrie und des Handels, der Zeitartikel, Kunst und Wissenschaft, Briefkasten etc. etc. Und überall heißt es, verantwortlich sein für all das, was dann nachmittags schwarz auf weiß in die Welt hinausgeht.

Es ist oft leicht, zu kritisieren über solche Arbeit, Nicht alle, die da aburteilen, ja nur wenige vielleicht sind in



Die Geschäftshäuser der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz i. Sa.

der Lage, in so kurz umrissener Zeit eine gleiche Fülle geistiger Tätigkeit zu entfalten.

Und doch, was wäre alles Schaffen der Schriftleitung, wenn ihr nicht der modern ausgestattete, mit neuzeitlichen Mitteln ausgerüstete

technische Betrieb

zur Seite stünde, ein solcher, wie ihn die „O. Z.“ in tatsächlich großstädtischer Weise besitzt. Derselbe bietet sich bei einem Rundgange

in fünf Abteilungen

dar: Handsetzerei, Maschinenseterei, Stereotypie, Zeitungs- und Buchdruckabteilung. In großen, hellen, geräumigen Sälen sind sie untergebracht, bedient von einem vielföpfigen, erfahrenen, technischen Personal. In die Handsetzerei wandern zunächst vor allem sämtliche Anzeigen, die in der „O. Z.“ veröffentlicht werden sollen, sowie tabellarischer Satz (Fahrpläne etc.), der sich auf maschinellem Wege nicht, oder nur sehr umständlich herstellen läßt, und außerdem werden im Handatz auch Druckfachen (Alzidenzen) angefertigt, und zwar alle im Familien- und Geschäftsverkehr benötigten Druckfachen, behördliche Formulare, Vereinsdruckfachen etc. etc. In der Handatzabteilung reihen sich Seher an Regal zu ganzen Saalgassen. Vor jedem Regal steht ein Seher mit geschriebenen oder gedruckten Manuskripten. Den „Winkelhafen“ (ein Instrument für das Zusammenfügen der einzelnen Buchstaben) in der Linken, greift er mit kaum fühlender Hand in

die mehr als 100 verschiedenen Fächer des Seherkastens, die entsprechenden Buchstaben entnehmend, die er zur Bildung der betreffenden Worte braucht. So reißt sich Zeile an Zeile, bis der Winkelhafen gefüllt ist, der 10-12 Zeilen faßt, je nach Größe der Schrift, die gebraucht wird; sodann wird der Satz eines vollen Winkelhafens nach dem anderen auf ein mit Randleisten versehenes und mit Zink beschlagenes Brett, genannt Schiff, gehoben. Ist dieses voll, dann wird von dem Satz ein Abzug hergestellt und auf Fehler hin durchgesehen, eine Arbeit, die bei schlechtem Manuskript geradezu fürchterlich werden kann. Sind auf den Abzügen alle Fehler gekennzeichnet, so kommen diese in die Setzerei zurück, wo die Korrekturen vorgenommen werden.

Während der ersten Jahrzehnte des Erscheinens der Zeitung wurde die „O. Z.“ auf dem eben geschilderten Wege des Handsetzens hergestellt. Das war eine mühsame und viel Zeit erfordernde Arbeit. Aber wie kaum auf anderem Gebiete des geschäftlichen Lebens, galt es bei einer Zeitung, mit der fortschreitenden Zeit gleichen Schritt zu halten. Besonders machten sich im Zeitungs-gewerbe die Erfindungen in betriebsumwälzendem Maße bemerkbar. Die bedeutsamste war die des deutschen Uhrmachers Mergenthaler. Ihm, einem armen Auswanderer aus dem Württembergischen, war es nach vielen Fehlschlägen in Amerika gelungen, eine in ihrer Leistungsfähigkeit bisher unübertroffene Zeilensetz- und Gießmaschine zu konstruieren, die die Arbeit von vier bis fünf Handsetzern ersetzt. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts wurde dieses Wunderwerk der Technik in Deutschland eingeführt. Bereits wenige Jahre nach der deutschen Erprobung dieser Maschine ging die „Obererzgeb. Ztg.“

im Jahre 1900 zum Setzmaschinenbetrieb über durch Aufstellung zunächst einer Linotype-Setzmaschine. Der gesamte textliche Teil wird aber bereits

heute auf 5 derartigen Maschinen
(vergleiche nebenstehende Abbildung)

hergestellt. Die „eiserne Braut“, wie der Maschinen-setzer die Setzmaschine scherzhaft nennt, ist, wie gesagt, ein staunenswertes Erzeugnis menschlicher Erfindung. Es ist von großem Reiz, den Bewegungen dieses phantastisch anmutenden Maschinen-Organismus und seiner Wirkung nachzugehen. Den Betrieb der vollkommenen Linotype-Setzmaschine zu beschreiben, ist ohne praktische Vorführung schwer. Er spielt sich etwa folgendermaßen ab:

Auf einer Klaviatur, ähnlich der der Schreibmaschine, schlägt der Setzer den betr. Buchstaben an. Durch eine sinnreiche Hebelübertragung wird hierbei jedes Mal eine „Matrize“ (ein Messingstück mit positiver Gravierung des Buchstabens) aus dem sich oben an der Maschine befindlichen Magazin gelöst, in einen Sammler geleitet und dort zu Worten und Zeilen vereinigt. Die fertiggestellte Matrizen-Zeile wird darauf durch Hebeldruck „abgeschickt“ und gelangt vor den Gießmund, durch den aus einem in die Maschine eingebauten und mit Gas geheizten Gießtopf flüssiges Metall gegen die positive Matrizen-Zeile gepreßt wird. Die Zeile ist damit gegossen und wird, nachdem sie von der Maschine beschnitten wurde, in ein Zeilen-schiff (Auffang) ausgestoßen. Die Matrizen selbst werden dann von einem eisernen Arm gefaßt, auf eine dreieckige Führungsschiene geschoben und gleiten durch eine vollständig selbsttätige Ablegevorrichtung an langen Spindeln vorwärts, wodurch sie wieder in das Magazin in ihr bestimmtes Fach (Kanal) gelangen. Während dieser Zeit ist aber schon wieder eine weitere Zeile fertig, und das Walzen der Maschine beginnt von neuem. Alle diese vielfältigen Manipulationen besorgt die durch einen Elektromotor getriebene Setzmaschine völlig selbsttätig. Der Weg, den die Matrize durch die Maschine geht, stellt somit einen Kreislauf dar. Dieser Umstand ermöglicht ein andauerndes Weitergehen ohne Rücksicht auf das gänzlich automatisch vor sich gehende Gießen und Ablegen. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Worten, oder bei gesperrt zu druckenden Worten, zwischen den einzelnen Buchstaben, entstehen dadurch, daß der Maschinen-setzer eine besondere Taste anschlägt, die einen sogenannten Spatienteil (vom lat. spatium = Zwischenraum) auslöst, der, gleichfalls aus Metall, zwischen die einzelnen Worte fällt.

Schon aus dieser, den komplizierten Vorgang des Maschinensetzens nur oberflächlich schildernden Darstellung wird der Zeitungsleser ermessen können, daß zur Bedienung einer solchen Maschine ganz besonders große Kenntnisse nötig sind, die sich nicht nur auf das rein buchdrucktechnische, sondern weit hinein in das maschinen-technische Gebiet erstrecken müssen. Kommt trotz bester Pflege hin und wieder bei der Maschine eine Störung vor, so daß die „eiserne Braut“ streikt, dann muß der Maschinen-setzer sofort wissen, woran das liegt.

Wie man sich denken kann, ist die Arbeit des Maschinen-setzers bei dem ununterbrochenen Geräusch der Maschinen und den aufsteigenden Blei- und Gasdünsten sehr anstrengend. Aber die Arbeit an solch einem Wunder der Technik erweckt immer wieder neue Freude, und der Maschinen-setzer hält beide Hände über seine Maschine.

Der Handsetzer soll ein tarifliches Minimum von 1200 Buchstaben in der Stunde erreichen. Für die Linotype ist eine Mindestleistung von 6000 Buchstaben, das ist das Fünffache der obigen Leistung, vorgeschrieben.

Ein Zeitungsbetrieb, der rationell arbeiten und mit dem neuen Zeitgeist fortschreiten will, kann heute ohne Setzmaschine nicht mehr auskommen.

Auf unseren fünf Setzmaschinen

wird der gesamte Textteil, z. T. auch der Inseratenteil der „D. Z.“ hergestellt. Der Maschinen-setzer wird dann wieder eingeschmolzen, um erneut als Gießmetall im Setzmaschinenkessel seine Verwendung zu finden. Fehlerhafte Zeilen müssen allerdings in ihrer ganzen Länge nochmals gesetzt werden, was beim Handsetz nicht der Fall ist, weil letzterer ja aus Einzeltypen besteht.

Ist der Satz nun fertig, so kommen

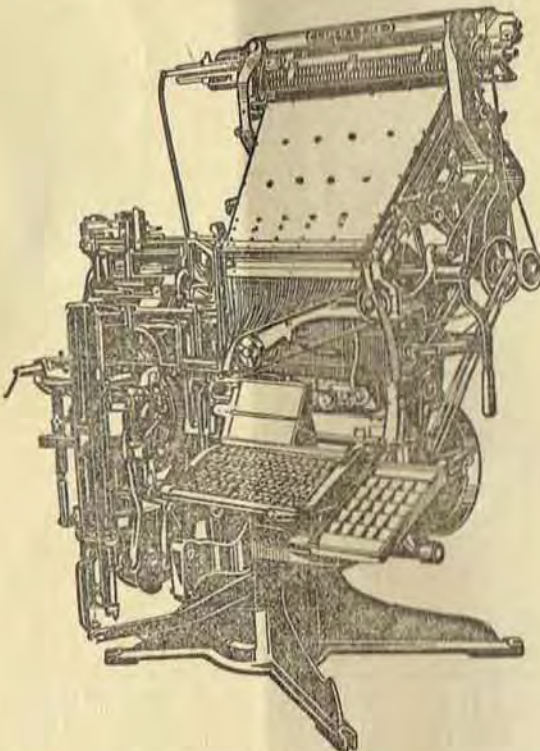
die Spalten zum

Metteur,

der die Zeitungsseiten nach Stoffen (Politik, Sächliches usw.) ordnet und zusammenfügt. Mit gelübtem Blick wird schnell noch einmal der Seitenabzug nachgeprüft, ob auch die Unterschrift zum Bild richtig ist, die Uebergänge und das Datum stimmen, die wichtigsten Meldungen auffällig gesetzt sind. Ja, es ist nicht leicht, denn derjenige, der das letzte verantwortliche Zeichen auf den Abzug setzt, muß immer auf eine Reklamation oder noch Schlimmeres gefaßt sein. Die

einzelnen Seiten werden in einen eisernen Rahmen gespannt und gelangen dann in den Kalandar.

Mit der Herstellung des Satzes für die Zeitung ist es also noch nicht getan. Der Rotationsdruck (der Druck auf laufender Papierrolle) erfordert vielmehr noch wesentliche Vorbereitung.



Linotype-Setzmaschine

(5 derartige Maschinen stehen im Betriebe der D. Z.)

Die Rotationsmaschine druckt nämlich nicht direkt von den Buchstaben, sondern von den in halbrunden Bleiplatten gegossenen Bildern der einzelnen Zeitungsseiten.

Damit kommen wir zur

Stereotypie,

dem „Laboratorium der Zeitung“. Sie ist die letzte Station vor dem Druck. Um aber halbrunde Platten gießen zu können, muß jede Seite „gemateri“ werden. Es wird von ihr eine Pappmatrize angefertigt. Eine besonders imprägnierte Pappe wird mit dem Satz zusammen durch einen elektrisch angetriebenen „Kalandar“ gepreßt, und schon ist die Prägung fertig. Diese Pappmater wird dann in die halbrunde Form eines Gießwerkes eingepannt. Ein Hebeldruck genügt, und sofort ergießt sich das im Schmelzofen flüssig gemachte Blei in das Gießinstrument. Das Ergebnis ist eine halbrunde Bleiplatte, die Zeitungsseite.

An weiteren Hilfsmaschinen finden wir noch einige Instrumente für Nachstereotypie. Hier muß das flüssige Blei mittels Gießlöffels in die „Mater“ hineingegossen werden. Des weiteren sieht man hier Fräser, Justierapparat, Kreisfräse usw. Erst wenn die Platten durch diese Apparate auf die erforderliche Breite, Länge und Stärke gebracht worden sind, können sie auf die Rotationsmaschine eingehoben werden. Alles erfolgt in fliegender Eile. Die Platten wandern zur startbereiten Rotationsmaschine, dem Ungeheuer, das stampft und schnauft, wenn es losgelassen wird. Für sie mußte in einem Neubau erst Platz geschaffen werden.

Die Rotationsmaschine

ist gleich der Setzmaschine eine hervorragende Erfindungsleistung auf dem Gebiete der Technik. Wie lächerlich klein fühlt sich der Mensch neben diesem zweistöckigen Roloß. Man steht voll Respekt vor diesem Ungeheuer von Walzen, Rädern und

Räderchen, zwischen denen in leuchtendem Weiß das gespannte Papier in bizarren Kurven seinen Weg nimmt.

Auf einer solchen Maschine nun werden die Zeitungsseiten durch rotierende Bewegungen auf endlos laufendes Papier gedruckt. Gleichzeitig aber werden auch die einzelnen Blätter geschnitten, gefalzt und in peinlichster Genauigkeit ineinandergelegt. Die der „D. Z.“ dienende Zwillingsschneidemaschine (siehe untenstehende Abbildung) kann eine

16 Seiten starke Zeitungsnummer in einem Arbeitsgang

drucken. Sie besteht aus zwei getrennt für sich arbeitenden Maschinen, auf denen je 8 Seiten hergestellt werden können. Sie hat eine Länge von 6 Metern, eine Höhe und Breite von je 3 Metern.

Diese Rotationsmaschine der „D. Z.“ ist die größte ihrer Art im oberen Erzgebirge.

Sie wurde von der Maschinenfabrik König u. Bauer, Würzburg, geliefert. In Betrieb wurde sie Pfingsten 1926 genommen. Angetrieben wird sie mittels eines Elektromotors von 15 PS., und zwar nicht durch Treibriemen, sondern direkt durch Zahnradübertragung.

Steigt man nun die eiserne Treppe zur Maschinengalerie hinauf, so erklärt uns der „Rotationer“, daß hier oben, auf beiden Seiten, zwei Farbwerke angebracht sind, während sich unten ebenfalls noch zwei befinden. Die Farbe selbst befindet sich in einem besonderen Behälter neben der Maschine und wird automatisch in die Farbwerke gepumpt, von wo sie über die verschiedenen Walzen auf die Plattenseiten übertragen wird. Daneben sehen wir blanke Zylinder, auf denen nacheinander die Platten festgeschraubt werden. Je zwei zusammen umschließen die Rundung, und ebenfalls je zwei haben auf der Zylinderbreite Platz. Auf jeden Druckzylinder kommen vier Platten, und vier solcher Platten- oder Schriftzylinder für zusammen 16 Seiten sind in die Maschine eingebaut.

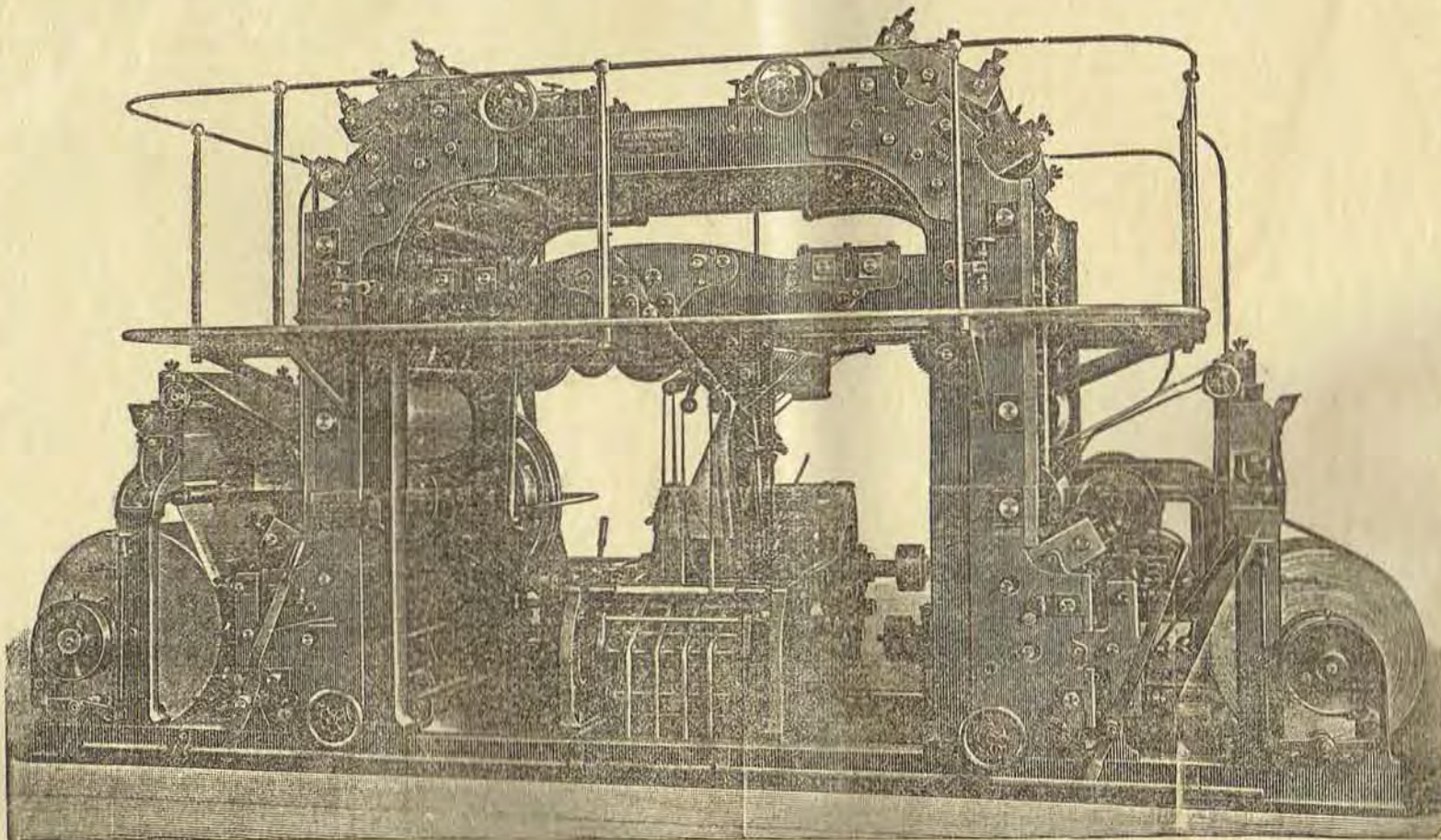
Wenn alle Bleiplatten auf die Druckzylinder aufgeschraubt sind, wird das Papier, eine Rolle auf jeder Seite, in seine Gänge eingeführt, die Farbe eingestellt, und der Druck kann beginnen. Der Maschinenmeister läßt den Motor anspringen,

und es geht wie ein Stöhnen und Mechnen durch den ganzen Organismus.

Langsam beginnen sich Räder und Zylinder zu drehen. Schnell steigert sich das Tempo, und bald braust der Sturm der Arbeit mit voller Macht durch die hohe Halle. Ein ohrenbetäubender Lärm, jedes gesprochene Wort wie unter Sturzfluten wegspülend, ist das ungeheure Losen des entfesselten Maschinen-giganten. Ist es aber erst so weit, kann alles aufatmen. Das Rattern, Rattern und Schütteln der Maschine durch den Raum wirkt direkt wohltuend und erlösend. Das endlose Papier, das für eine Rotationsmaschine verwendet wird, ist auf Rollen gewickelt, von denen jede 5–6 Zentner wiegt. Um die Papierrollen einzuheben, benutzt man eine in Schienen bewegliche Bauart mit elektrischem Antrieb, die mit spielender Leichtigkeit die schweren Rollen hochhebt und in die Lager einlegt. Die Papierbahn jeder Rolle beträgt ca. 9000 m. Der Druck nimmt nun folgenden Verlauf. Von der auf einer Welle befindlichen Papierrolle läuft das Papier ab und geht, um die nötige Spannung zu erhalten, über eine federnde Spindel. Die Papierbahnen durchlaufen nun die einzelnen Druckwerke. Jede Papierbahn wird zunächst auf der einen und unmittelbar darauf auf der anderen Seite bedruckt; der Fachmann unterscheidet dabei den Schön- und den Widerdruck und benennt jene beiden Drucke bewirkenden Zylinder „Schön- und Widerdruckzylinder“. Die Papierbahn wird zunächst um den unteren Zylinder herumgeführt, empfängt dann vom unteren Schriftzylinder den Schön- und Widerdruck, windet sich daraufhin in einer S-förmigen Kurve um den anderen Druckzylinder herum und wird jetzt vom 2. Schriftzylinder auch auf der Gegenseite bedruckt. Mittels Bänderführung gelangt das Papier zwischen

die Messer des Schneidwerkes,

das die Stränge in einzelne Teile von Zeitungshöhe durchschneidet. Das geschieht in der Weise, daß eine der beiden Walzen mit einer Längsrinne versehen ist, in die ein sägeartig gezahntes Messer über der Längsseite des anderen Zylinders eindringt. Die zwischendurchgleitende Papierbahn wird dadurch in bestimmten Abständen perforiert und somit Bogen um Bogen durch einen Ruck abgetrennt. Daher rührt es, daß alle auf Rotationsmaschinen gedruckten Zeitungen an den oberen und unteren Ranten, nicht wie auf der Seite, glatt durchgeschnitten, sondern ein wenig gezackt sind, ähnlich wie beispielsweise die Briefmarken. Die meisten Zeitungsleser werden wohl auch bemerkt haben, daß jedes Zeitungsblatt am unteren Rande mehrere ganz kleine Löcher zeigt. Diese werden auf der nachfolgenden Sammelwalze eingeflochten. Der Zweck dabei ist, zwei oder mehrere Lagen Papier übereinander zu sammeln. Das wird folgendermaßen bewerkstelligt:



16seitige Rotationsmaschine von König & Bauer, Würzburg, auf der die „D. Z.“ heute gedruckt wird.

Wahrscheinlich kleine Nadeln auf einem Zylinder halten zunächst einmal einen Bogen fest und rotieren einmal mit ihm, bis der nächste und ebenso später noch mehrere sich darüber geschoben haben und ebenfalls aufgespießt sind. Ist die gewünschte Bogenzahl gesammelt, so wirken Greifer aus dem Innern des Zylinders heraus und streifen die Bogen von den Nadeln ab, so daß sie nunmehr ihren Weg gemeinsam fortsetzen. Dann gelangt das Papier auf den fogen. Falztrichter,

das ist ungefähr eine dreieckige, mit der Spitze nach unten gerichtete Form, durch die das bisher eben gespannte Papier während des Darübergleitens der Länge nach gefalzt wird, und zwar ohne jede mechanische Beihilfe und ohne daß die Bewegung geändert wird. Der zweite, der Quersalz, wird durch eine rotierende Mehrmeßertrommel bewirkt. Nach dem Falzen gelangen die nun fertigen Zeitungen zur Sammeltr trommel, welche immer

fünf fertige Exemplare auf den Ablegeisich

wirft. In Gedanken schnelle wirft sie ein Paketchen nach dem anderen affkurat heraus, und sind 50 Exemplare zusammen, so ertönt ein Glockensignal. Die Gesamtauflage wird von der Maschine selbst, d. h. von einem Zähler, genau kontrolliert. Alle diese Leistungen werden mechanisch ausgeführt

In einer Stunde können

10 000 Stück 16seitige Exemplare der „D. Z.“

gedruckt und fix und fertig gefalzt und ineinandergefügt ausgelegt werden.

An Festtagen, an denen die Zeitung in stärkerem Umfange als 16 Seiten erscheint, müssen die weiteren Seiten vorgedruckt und dann in das Hauptblatt eingelegt werden.

Die Maschine weist ein Gewicht von 600 Zentnern auf.

Besondere elektrische Vorrichtungen ermöglichen an verschiedenen Stellen durch einen Druck auf einen Knopf ein sofortiges Stillstehen des Werkes.

Nach dem Druck sind geübte Hände damit beschäftigt, die Zeitungen zu expedieren. Mit den „D. Z.“-Autos werden sie zum Bahnhof gefahren, und so gelangen

alltäglich weit über 7000 Exemplare

in alle Windrichtungen. Ein großes Heer von Zeitungsausträgern versorgt die Stadt- und Landausgabe.

Überall wird die „D. Z.“ zur bestimmten Stunde erwartet. Seit Ungroßvaters Zeiten schon geht die „D. Z.“ in der Familie von Hand zu Hand. Sie ist allen Familiengliedern ein gern gelesener Hausfreund geworden und will es auch in alle Zukunft bleiben.

* * *

Während die Rotationsmaschine lediglich dem Zeitungs- oder dem Druck größerer Auflagen von Flugblättern, Sonderbeilagen, Prospekten usw. dient, kommen für sonstige Drucke noch verschiedene andere Maschinen in Frage. Diese stehen in einem anderen Maschinenpaal.

Die Arbeit, die diese Maschinen zu verrichten haben, ist gleichfalls höchst interessant, und es ist angebracht, auch in dieses Gebiet einen Einblick zu tun.

Vorher sei uns ein kurzer Rückblick auf die

Entwicklung der Buchdruckmaschinen

gestattet. Gutenberg baute — anno 1440 seine erste Hand- presse in Mainz nach der Form der in jener Zeit üblichen Weinkelter (siehe untenstehende Abbildung).

Es ist interessant, die beiden Abbildungen in dieser Beilage: die 16 seitige Rotationsmaschine, auf der die „D. Z.“ jetzt gedruckt wird, und die einfache Holzpresse, auf der die „D. Z.“ im Jahre 1854 gedruckt wurde, miteinander zu vergleichen.

Auf die feste untere Platte dieser Presse wurde die Schrift, die durch einen Rahmen festgehalten wurde, gestellt, die Farbe wurde durch Handballen, später durch eine Walze aufgetragen. Das in Bogen geschnittene Papier wurde auf diese Form, so nennt man in der Buchdruckersprache den geschlossenen Satz, gelegt; der in einer Spindel bewegliche obere Teil der Presse wurde herabgedreht oder durch einen Hebeldruck herabgedrückt, wodurch der Papierbogen auf die Form gepreßt wurde. Nach vollendetem Druck wurde die Presse aufgedreht, resp. der Hebel in seine frühere Lage zurückgebracht, und nun der auf einer Seite bedruckte Bogen behutsam abgenommen. Sobald dann von neuem Farbe aufgetragen war, konnte wieder in derselben Weise fortgefahren werden.

In dieser einfachen Art wurde Jahrhunderte lang gedruckt.

Die Handpresse, auf der die „D. Z.“ in der ersten Zeit ihres Bestehens gedruckt wurde, steht heute noch in unserem Betrieb und soll zur Erinnerung an die „gute alte Zeit“ auch ferner stehen bleiben.

Verbesserungen, die zwar nicht ausblieben, die aber erst nach und nach Eingang fanden, vereinfachten das Verfahren wohl in mancher Hinsicht, aber der Betrieb blieb doch immer langsam, denn es konnten nur wenige hundert Druck in der Stunde abgenommen werden. Eine Aenderung trat erst Anfang des 19. Jahrhunderts ein,

als ein Deutscher namens Friedrich König aus

Eisleben die Schnellpresse erfand

und durch ihre Einführung eine völlige Umwälzung im Buchdruckerbetrieb hervorrief. Seine einfache Schnellpresse lieferte in der Stunde 1000 einseitige Abdrücke. Diese Steigerung der Leistung gegenüber der Handpresse, mit der früher lange Jahre gearbeitet worden ist, wurde dadurch erzielt, daß die Form nicht auf einer festen, sondern auf einer beweglichen Platte liegt, die durch die Maschine eine regelmäßige, wogende hin und her gehende Bewegung erhält. Der Druckzylinder mit dem Bogen geht über die mit Farbe versehene Form, wodurch dieser auf der einen Seite bedruckt wird. Um den zweiten Druck zu erhalten, muß er nochmals durch die Maschine geleitet werden. In unserer Druckerei wurden die

ersten beiden, noch heute vorhandenen Schnellpressen in den Jahren 1871 und 1882 angeschafft. Diese wurden sogar ganz gedreht. Als später das Blatt täglich erschien und die Auflage der Zeitung schnell zunahm, wurde i. J. 1896 eine

Doppelschnellpresse

aufgestellt, die (von einer Form) mit doppelten Druckzylindern, Ein- und Auslegern und Falzvorrichtung die doppelte Auflage resp. die Auflage in der halben Zeit herstellen konnte. Diese Maschine steht heute aber längst auch schon wieder in Reserve, denn sie wurde durch eine neu konstruierte

Flachdruck-Rotationsmaschine

(Heureka) ersetzt. Dieselbe liefert in einer Stunde bis zu 8000 8seitige Zeitungsexemplare, fix und fertig gefalzt. Bei vierseitigen Exemplaren laufen nur eine 68 Zentimeter breite Papierbahn durch die Maschine, bei sechsseitigen Exemplaren je eine 68 und 34 Zentimeter breite Bahn und bei achtseitiger Produktion zwei 68 Zentimeter breiten Bahnen. Die Maschine hat genau so ein bewegliches Fundament, wie jede andere Flachdruckmaschine. Es können auf jeder Seite vier Seiten in Eisenrahmen eingespannt werden. Darüber laufen mit Gummi bezogene rotierende Walzen, auf die das neben ihnen eingeschwärtzte Schriftbild übertragen wird. Zu diesem Zweck heben und senken sich die Schriftzylinder bei jedesmaligem Hin- und Herbewegen des Fundamentes. Die Maschine bedruckt die Papierbahn erst auf der einen Seite, dann geht die Bahn auf die andere Seite der Maschine, um auf der Rückseite bedruckt zu werden. Nach einer Wendung über eine fogen. Wendestange läuft das Papier zum Falzapparat. Der erste Zylinder nimmt das negative Schriftbild positiv auf. Wenn nun das Bild direkt von diesem Zylinder auf das Papier übertragen würde, dann würde das Schriftbild auf dem Papier negativ erscheinen. Um aber das positive Bild auf dem Papier erscheinen zu lassen, hat man noch einen zweiten Zylinder eingebaut, der das Schriftbild vom ersten Zylinder übernimmt und es dann erst auf das Papier überträgt. Diese beiden Zylinder müssen natürlich ganz haarscharf aufeinander eingepaßt sein, damit das Schriftbild nicht doppelt. Die Papierbahnen laufen auf einem eingebauten Falztrichter zusammen und erhalten hier den ersten Längsfalz, durch eine weitere entsprechende Vorrichtung, bestehend aus zwei Zylindern, welche Falz- und Schneidmesser besitzen, wird dann die Papierbahn in Zeitungsgröße auseinander geschnitten und der Quersalz angebracht. Zehn Exemplare werden stoßweise aufeinandergelegt, die darnach auf einem Transportband eine Stufe weiter rücken. Ein gleichfalls angebrachtes Zählwerk auf der anderen Seite zählt die Gesamtauflage. Aber auch diese Maschine steht nunmehr als Reserve in einem Anbau. Angeschafft wurde sie im Jahre 1911. Leider hat man an diesem System keine Verbesserungen mehr vorgenommen, weil die Stereotypie-Rotation sich nunmehr die Welt erobert hat. Es wird jetzt nur noch der ebenfalls in unserem Verlage erscheinende

„Geschäfts-, Reise- und Verkehrsanzeiger für das gesamte Erzgebirge und Vogtland“

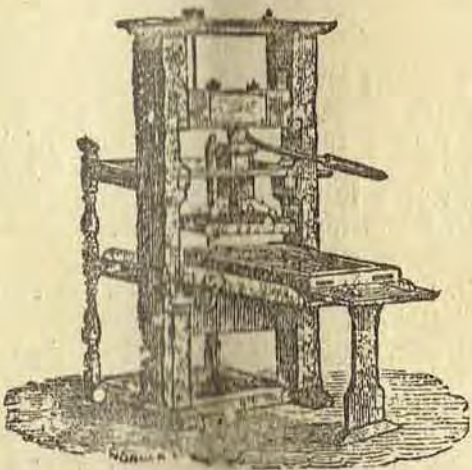
die ehemalige Eisenbahnzeitung, darauf gedruckt. Im übrigen bleibt sie nur noch als Referenzmaschine stehen.

Es bleiben nun noch folgende Maschinen, die zu erwähnen sind. Zunächst die kleinste Druckmaschine, die Boston- presse, für den Druck kleinerer Arbeiten, wie Besuchskarten, Riskenumsetzungskarten in kleinen Mengen und dergleichen. Diese Bostonpresse wird mit der Hand betrieben, während alle anderen Maschinen Motorantrieb haben. So die nächstgrößeren Druckmaschinen, die verschiedenen Tiegeldruckpressen für die Herstellung kaufmännischer Formulare, Geschäftsbriefbogen, Rechnungen, Rundschreiben, kleinere Bilderdruck- und Buntdruckarbeiten etc. Für Druckarbeiten größeren Umfanges, wie z. B. Tabellen, Broschüren, Zeitschriften, Kirchenblätter, arbeiten drei Schnellpressen, zu denen sich noch eine vierte, eine „Frankenthaler“, im Jahre 1911 angeschafft, gesellte, auf der vorwiegend die „Erzgebirgischen Heimatblätter“, die Beilage der „D. Z.“, hergestellt werden. In dem gleichen Arbeitsraum sind auch die für die Buchbinderei nötigen Hilfsmaschinen untergebracht, als da sind Heftmaschinen, Schneidemaschine, Pappschere, Perforiermaschine, Gassenstanzmaschine usw.

Wir verlassen nun den Maschinenraum, doch das Schnurren, Rollen und Stampfen klingt noch lange in unseren Ohren fort.

Weiter gelangen wir nun in das Erdgeschoß, in die Heizungsanlage,

die im Winter das gesamte Gebäude mit der nötigen Wärme versorgt. Dieselbe besteht aus einem Strobekessel mit Koks- feuerung und einem Heizgerätschaft mit Brillefffeuerung. Letzterer wird nur ausnahmsweise bei ganz strenger Kälte, wie wir sie im letzten Winter hatten, mitgefeuert. Ferner befinden sich



Holzpresse, auf der die „D. Z.“ im Gründungsjahr 1854 gedruckt wurde.

im Souterrain das Papierlager für Zeitungs- und Abzidenz- papiere, so daß das Abladen der ankommenden Papier- sendungen, namentlich der großen Papierrollen für die Rotationsmaschinen bequem erfolgen kann, weiter das reich- haltige Formularlager für Behörden und Schulen etc., das der Verlag schon seit Jahrzehnten unterhält. In einem besonderen Raum steht ferner noch in Reserve ein großer Gasmotor, der früher die sämtlichen Maschinen mittels Transmission in Bewegung setzte. Jetzt ist man inzwischen zum Einzelantrieb durch 13 Elektromotoren übergegangen.

Zum Schluß kommen wir noch durch die Toreinfahrt in den Hof zur

Autogarage,

in der ein vierstelliger Wandererwagen und eine Chevrolet- Limousine untergebracht sind, die teils der Expedition, teils der Redaktion je nach Bedarf zu Diensten stehen.

* * *

Unser Rundgang ist nun beendet. Die Entstehung einer Zeitung kann man nur als ein sich täglich wiederholendes Wunder bezeichnen. Wir haben versucht, in Vorliegendem auch dem Laien in Wort und Bild einen Einblick in den Betrieb der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu geben und vor allem denjenigen, die ihn nicht bereits aus eigener Anschauung kennen, ein Verständnis dafür zu vermitteln,

welch großer Apparat dazu gehört, um pünktlich und regelmäßig die Zeitung herstellen zu können.

Auch an einen mittleren Druckereibetrieb, der mit einem Zeitungsbetrieb verbunden ist, werden heute so vielfache Anforderungen gestellt, daß dem einzelnen Leser, wenn er sein Blatt täglich liest, kaum zum Bewußtsein kommt, wieviel Köpfe und Hände an einer Nummer gearbeitet haben, wieviel verschiedenartige Maschinen und Maschinen in Bewegung gesetzt werden müssen, um Buchstaben für Buchstaben anein- anderzureihen, Zeile um Zeile, Spalte um Spalte, Seite um Seite herzustellen und schließlich die Zeitung nach erfolgtem Druck in die Expedition gelangen zu lassen. Aber wie im Laufe der Jahrzehnte unser Betrieb für die Herstellung von Druck- arbeiten stets zeitgemäß durch Anschaffung neuester Maschinen und modernsten Schriftmaterials ergänzt und erweitert wurde, so soll es auch in Zukunft für die Herstellung unserer Zeitung unser Bestreben bleiben, mit neuen Bausteinen zur technischen Vervollkommenheit unseres Betriebes weiter beizutragen. Schaffensfroh unter treuer Mithilfe eines leistungs- fähigen technischen und kaufmännischen Personals, wollen wir daher in das letzte Viertel des Säculums eintreten mit der zu- versichtlichen Hoffnung, unserer werten Leserschaft auch ferner treu und gewissenhaft dienen zu können.



Es wird wohl jeder unserer Leser und jede Leserin, wenn sie den Betriebs-Rundgang aufmerksam verfolgen, einsehen, daß die Herstellung einer Zeitung eine aufreibende Arbeit erfordert. Für den Verleger und Schriftleiter kommt aber noch manches hinzu, was den Beruf sehr erschwert.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir erklären, daß gerade der Schriftleiter provinzieller Heimatblätter

eine ungeheuer schwere Aufgabe tagen, tagaus zu bewältigen hat. Er hat nicht nur, wie schon eingangs erwähnt, täglich und stündlich das gesamte Weltgeschehen auf politischem, wirtschaftlichem und anderen Gebieten zu umspannen, nicht nur die sonstigen Ereignisse in sämtlichen Erdteilen zu registrieren, die irgendwie von Bedeutung sind, er hat nicht nur in oft kurzen Minuten vor dem Druck noch kritisch Stellung zu soeben gemeldeten Dingen zu nehmen, nein, er hat eben als Provinz- redakteur vor allem auch sein Hauptaugenmerk auf die Heimat zu richten und auf das, was in ihr vorgeht. Was er abends oder nachts zuvor im Theater, in Konzertsälen, in Vereinslokalen usw. usw. berichterstattend miterlebte,

muß am nächsten Tage schon dem Leser unterbreitet werden.

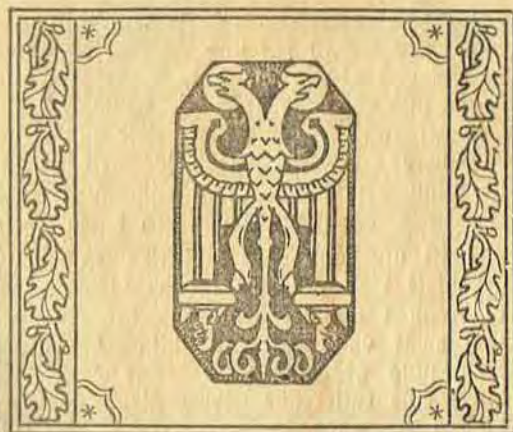
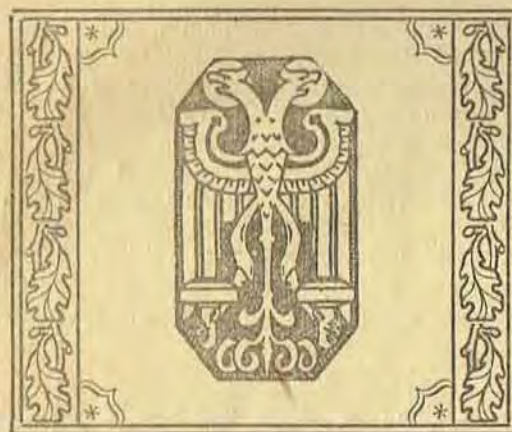
Mit den Behörden des Reiches, des Staates, der Gemeinden sind dauernde Beziehungen zu unterhalten, um über alles Notwendige auf dem Laufenden zu sein. Und bei alledem erntet man ach so manches Mal Mißverständnis und herbe, unangebrachte Kritik, eben weil die wenigsten wissen, wie rasend schnell eine Zeitung hergestellt werden muß. Wir empfehlen deshalb im Zusammenhang hiermit jedermann angelegentlich die Lektüre des Artikels, den ein weltbekannter Heidel- berger Professor uns für die Jubiläumsnummer der „D. Z.“ freundlichst zur Verfügung stellte, und der das wichtige Thema behandelt von der „Verantwortlichkeit des Zeitungs- lesers“. Aber trotz all dieser eminenten Schwierigkeiten, mit denen jede Schriftleitung zu rechnen hat, gibt es für den geborenen und überzeugten Redakteur keinen schöneren Beruf, als diesen, und immer wird er sich abfinden mit dem Wort

„Allen Menschen Recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann.“

Der schönste Lohn seiner Arbeit und derjenige der „anderen wackeren Degen“ jeder Zeitung (wie Rudolf Herzog, einer der besten Köpfe Deutschlands, die Zeitungsmänner in dieser Jubiläumsnummer treffend bezeichnend), ist

die Treue der Leser.

Tausende haben sie uns Jahrzehnt um Jahrzehnt gehalten. Tausende kamen hinzu, und unausgesetzt mehrte sich die große, große Zahl der Freunde und Anhänger der „Obererzgebirgischen Zeitung“. Mit ihnen wollen wir Treue um Treue wahren, wie wir gerade heute auch wieder all unseren Mit- arbeitern danken, die uns so wacker zur Seite gestanden haben. Und nun mit „Gut! auf!“ dem Hundertjahrjubiläum der „D. Z.“ entgegen!



Jubilare und langjährige Mitarbeiter der O. Z.

In engster Verbindung mit der Geschichte unseres Hauses sei an dieser Stelle ehrend der treuen, verdienstvollen Jubilare und Mitarbeiter unserer Zeitung gedacht. Sind viele von ihnen auch heute nicht mehr in unserer Mitte, hat sie das Schicksal an anderen verantwortungsvollen Posten berufen, oder hat sie der Schnitter Tod auch längst aus unserem Kreis gerissen, was sie uns gewesen, bleibt unvergessen und soll an dieser Stelle besondere Erwähnung erfahren.

So waren u. a.

die Schriftleiter der „Obererzgebirgischen Zeitung“

allzeit besonders verantwortungsbewusste Persönlichkeiten und wertvolle Mitarbeiter der jeweiligen Verleger unserer Zeitung. Verleger und Schriftleiter tragen ja zusammen die moralische Verantwortung für die Zeitung, die sie herausgeben. Der Gründer der Zeitung, Lindner, auch die Zeitungsverleger Adermann, Hoffstein und Seidel versorgten zeitweise ihre Redaktion selbst. Später aber häufte sich die Arbeit so, daß eben mitverantwortliche Persönlichkeiten gesucht werden mußten, wie das aus der Geschichte des Hauses auch hervorgeht.

Zum ersten Mal machte sich ein verantwortungsbewußter Redakteur nötig, nachdem die Witwe Adermann das Geschäft allein weiterzuführen hatte. So finden wir vom 5. April 1859 bis Februar 1860 den Schuldirektor Seifert in Buchholz als verantwortlichen Redakteur der „O. Z.“ zeichnen. Bis zum Eintritt des Verlegers Hoffstein war er der Witwe ein besonders treuer Berater in allen Dingen und hat seine Freundschaft auch später dem Hause Hoffstein alle Zeit gehalten. Unter Hoffstein selbst waren

bis 1877 Clemens Landgraf,

vom 24. Juni 1877 bis 23. Juni 1888 Oskar Waengler,

vom 3. Juni 1888 bis 27. Juni 1891 Franz Kader Thierry in der Redaktion tätig. Einige Jahre nach der Übernahme des Geschäftes durch den jetzigen Verleger der „O. Z.“, Friedrich Seidel, trat am 15. Juli 1891

Bernhard Handke,

von Glauchau kommend, als verantwortlicher Schriftleiter der „O. Z.“ ein. Die Tätigkeit dieses verdienten Mitarbeiters und Freundes unseres Hauses, der an anderer Stelle in einem Artikel unserer Festschau über

„Gedanken und Erinnerungen“

selbst zu unseren Lesern das Wort ergreift, fällt in eine segensreiche Zeit langen deutschen Friedens und wirtschaftlichen Aufschwunges. Nachdem Bernhard Handke Ende Mai 1912 nach 21jähriger Dienstzeit unser Buchholz verließ, um einen eigenen Betrieb zu übernehmen, trat Ende Juni 1912

G. Willy Bethermann,

aus Heidelberg kommend, in den Posten des verantwortlichen Redakteurs der „O. Z.“ ein. War seinem Vorgänger eine friedliche Zeit der Tätigkeit in der „O. Z.“ beschieden, galt es für ihn, dem neuen Schriftleiter, sehr bald in den Jahren des Weltkrieges und der bitteren Nachkriegszeit treu auf dem Posten auszuhalten. Auch W. Bethermann kommt an anderer Stelle der vorliegenden Jubiläumsschau in einem Artikel

„Mit der „O. Z.“ durch Weltkrieg, Ansturz und Inflation“

zum Wort an unsere Leser. Seine treue deutsche Gesinnung auch in schwerer und kritischster Zeit brachten ihm und der Zeitung die Achtung der gesamten Bürgerschaft ein. Nach seinem Ausscheiden im Jahre 1923 führten der älteste Sohn des jetzigen Verlegers, Siegfried Seidel, und der langjährige Prokurist Bernhard Hennig vorübergehend die Redaktion der Zeitung.

Am 3. Dezember 1920 kam als 2. Schriftleiter Max Esch nach Buchholz und kurz darauf, Anfang Mai 1924, übernahm unser jetziger verdienstvoller

Hauptprokurist Waldemar Berger

die Führung der Redaktion, um in bekannter Weise neben Politik, Kunst und Wissenschaft vor allem die heimatlische Berichterstattung auf eine achtunggebietende Höhe zu bringen.

Wie in der Redaktion allzeit den Verlegern der „O. Z.“ treue Mitarbeiter zur Seite standen, so auch im Kontor und im Betrieb. An erster Stelle gedenken wir hier unseres treuverdienten

Prokuristen Bernhard Hennig,

der, von Ehrenfriedersdorf kommend, am 15. Oktober 1888 in die Offizin von J. H. Hoffstein als Schriftleiter eintrat und dann später, von meinem Vater als Buchhalter herangezogen, ein besonders treuer Mitarbeiter wurde. Sein ganzes Leben hat er für die gedeihliche Entwicklung unserer Zeitung mit eingesetzt und 40 Jahre, in allen Sparten des Berufes bewandert, in der Seherei und im Kontor — kurz überall, wo es notwendig war — wacker am Werke geholfen. Ein un-

ermüdetes, frohes Schaffen war das, bis der allmächtige Baumeister aller Welten am 11. September 1926 unserem treuen Mitarbeiter Feder und Winkelhaken aus der Hand nahm. „... und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen ...“ mit diesen Worten verabschiedet sich in ihrer Ausgabe Nr. 213 vom 13. September 1926 die „Obererzgebirgische Zeitung“ von ihrem treuesten Mitarbeiter, und als seine irdische Hülle der Erde übergeben wurde, fügte der fromme Geistliche zu diesem Leben den Schlusssatz hinzu: „Du bist über Wenigem getreu gewesen, siehe — ich will Dich über Viel sehen!“ So war das Leben unseres Bernhard Hennig selbstlos und treu bis zu einem seligen Ende.

Was unser Bernhard Hennig für die sachtechnische und später für die Tätigkeit in der Buchhaltung gewesen ist, das war Ferdinand Zeidler in der Druckerei.

Am 24. März 1879 kam dieser von Schleitz zu Hoffstein als Lehrling und wurde ein äußerst gewissenhafter, tüchtiger Drucker. Unter seiner sachkundigen Hand war der Druck der „Obererzgebirgischen Zeitung“ drucktechnisch immer auf der Höhe und noch heute freut sich beim Durchblättern der Bände das Auge an dem schönen sauberen Druck, den unser Ferdinand Zeidler auf den verschiedenen Maschinen, die während seiner Tätigkeit Einzug in unser Haus gehalten hatten, erzielt hat. Dieses Jahr unseres Jubiläums war bekanntlich auch das des 50jährigen Dienstjubiläums unseres Ferdinand Zeidler, und unsere Leser werden sich erinnern, daß wir am 24. März dieses Jahres in unserer Zeitung unseres Jubilars ehrend gedacht haben. Ueber die 50 Jahre hinaus arbeitet Ferdinand Zeidler nun noch heute rüstig mit uns, jetzt als treuer, verdienstvoller Kassierer des Hauses.

Mit diesen beiden ältesten Jubilaren unseres Hauses gedenken wir gern auch

des jetzigen Maschinensehers Arthur Morgenstern,

der 43 Jahre ununterbrochen im Betrieb der „O. Z.“ tätig ist. Er ist am 3. Mai 1886 als Lehrling in die Druckerei eingetreten und hat als Handschreiber die Jugendjahre unseres Unternehmens miterlebt. Wir werden der besonderen Verdienste dieses Mitarbeiters, der — so Gott will — unser nächster Fünfzigjähriger sein wird, zur gegebenen Zeit gedenken.

Wenn wir in unserem Kreise weiter Umschau halten, finden wir noch viele andere verdienstvolle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.

Die Bureauvorsteherin Marie Arendt

steht 22 Jahre im Betrieb der „O. Z.“ Unermüdet und unverdrossen stand sie jederzeit auf ihrem verantwortungsvollen Posten. Ihrer treuen, aufopfernden Dienste besonders auch in der schweren Kriegszeit und in den nicht weniger schweren Inflationsjahren, in denen sie das Kassawesen übernommen hat, werden wir immer dankbar gedenken.

Der Inseraten-Metteur Paul Lorenz

ist 23 Jahre im Betrieb tätig.

der Betriebsleiter Max Hempel

mit kurzen Unterbrechungen während des Krieges 22 Jahre,

der Linotype-Seher Paul Uhlig

21 Jahre,

der Seher-Faktor Bruno Kessler

17 Jahre u.

Es ist gewiß ein schönes Zeugnis treuen Pflichtbewußtseins, welches wir unseren verdienstvollen Mitarbeitern an dieser Stelle ausstellen wollen, daß sie viele Jahre treu auf ihrem Posten ausgeharrt und rüstig am Aufbau des Unternehmens mitgearbeitet haben. Der Dank unseres Hauses sei ihnen allen auch an dieser Stelle besonders ausgesprochen.

Besondere Auszeichnungen

erhielten im Betrieb der „O. Z.“:

Friedrich Georg Seidel, Verleger der „O. Z.“,

am 3. Oktober 1916 von Sr. Majestät König Friedrich August von Sachsen das „Ritterkreuz des Albrechtsordens“ am 14. August 1918 von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. das „Verdienstkreuz für Kriegshilfe“;

Willy Bethermann, Schriftleiter der „O. Z.“, von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. das „Verdienstkreuz für Kriegshilfe“;

Bernhard Hennig, am 23. 12. 16 vom Ministerium des Innern das tragbare Ehrenzeichen für Treue in der Arbeit, am 25. 10. 1911 Diplom des Deutschen Buchdrucker-Vereins und das Ehrenzeugnis der Stadt Buchholz;

Ferdinand Zeidler, Maschinenmeister, am 3. Mai 1911 vom Ministerium des Innern das tragbare Ehrenzeichen für Treue in der Arbeit, das Ehrenzeugnis der Stadt Buchholz, Diplom des Deutschen Buchdrucker-Vereins;

Arthur Morgenstern, am 3. Mai 1911 das Ehrenzeugnis der Stadt Buchholz, am 3. Mai 1911 Diplom des Deutschen Buchdrucker-Vereins;

Guido Grund, Ehrenzeugnis der Stadt Buchholz.

Das 25jährige Jubiläum

haben in unserem Betrieb außer oben erwähnten Jubilaren noch gefeiert

Seherfaktor Albin Schulz,

und Kassierer Guido Grund,

letzterer am 7. April 1910.

Der unerbittliche Tod hat aus unserer Mitte gerissen:

Den Seher Paul Friedel aus Eisenberg, am 31. Mai 1899,

den Seher Paul Köhler aus Annaberg, am 2. Jan. 1909,

die Expedientin Gertrud Stapff geb. Uhlig, am 29. 3. 1920.

Das 25jährige Vertreter-Jubiläum

der „O. Z.“ konnten begehen:

Stadtkassierer Fißcher (†), Scheibenberg,

August Böttger (†), Oberwiesenthal,

Christian Kreisel (†), Scheibenberg, am 1. Oktober 1911,

Bernhard Krehshmann (†), Elsterlein, am 1. Okt. 1911,

Franz Käßel, Schleitz, am 1. Oktober 1911,

Max Kupfer, Neudorf, am 1. Dezember 1917.

Außerdem haben bis zu ihrem Tod

das Vertreteramt der „O. Z.“

treu verwaltet:

Gustav Zienert, Papierhandlung, Annaberg,

Max Scherf, Havannahaus, Annaberg,

Volterle-Collecteur Rodtbroh, Jöhstadt,

Ferdinand Möllus, Schleitz,

Otto Richter Mödel, Elsterlein,

Anton Noack, Walthersdorf,

Max Kessler, Crostendorf.

Nun geziemt es sich noch, an dieser Stelle ehrend zu gedenken der einstigen Mitarbeiter unseres Hauses, die der Schnitter Tod

auf dem Felde der Ehre

dahingerafft hat.

Aus dem Hause der „Obererzgebirgischen Zeitung“ starben den Tod für unser jetzt so unglückliches deutsches Vaterland:

Inseratenbuchhalter Robert Erwin Kind, geb. am 1. 8. 89, in der „O. Z.“ tätig vom 3. 4. 07 bis 5. 3. 15, wurde dann zum 14. Inf.-Reg. Nr. 179 eingezogen, kam nach der Ausbildung an die Westfront. Im Herbst 1918 wurde er vermißt gemeldet und ein halbes Jahr später für tot erklärt.

Maschinenseher Kurt Groschupf, geb. am 19. 7. 90, in der „O. Z.“ tätig vom 1. 5. 05 bis 11. 2. 15, nochmals während seines Kriegsurlaubes vom 3. 4. 16 bis 20. 10. 16, Groschupf wurde im Februar 1915 zum Inf.-Reg. Nr. 134 eingezogen, im Mai 1917 kam er ins Feld, und zwar zum Inf.-Reg. Nr. 474. Er fiel am 18. Juli 1918 bei Soissons (Aisne) und wurde auf dem Schlachtfeld De Cuisse Lamatte begraben.

Maschinenmeister Christoph Hufnagel, geb. am 17. 10. 93, in der „O. Z.“ tätig vom 3. 6. 12 bis 13. 10. 13 (Eintritt ins Heer). Hufnagel stammte aus Bayern, diente bei Kriegsausbruch aber im 1. Sächs. Leib.-Gren.-Reg. Nr. 100. Mit diesem kam Hufnagel auch sofort ins Feld. Beim Rückmarsch von Chalons sur Marne wurde er schwerverwundet, starb einige Tage darauf im Etappen-Lazarett zu Laon.

Maschinenseher Johannes Seidel, geb. am 11. 7. 90, ein Neffe des jetzigen Verlegers Friedrich Seidel, in der „O. Z.“ tätig vom 1. Mai 1905 bis 10. April 1909, 6. 9. 10 bis 3. 3. 11 und 13. 10. 11 bis 19. 10. 12, rückte mit unseren Truppen ins Feld und zog sich dort eine schwere Lungenkrankung zu, an deren Folgen er später in Hamburg gestorben ist.

So ist wiederum die Geschichte der Zeitung mit der großen Zeit verknüpft, und unser stiller Wunsch ist der, daß aus all den Opfern an Blut und Gut doch noch dermaleinst ein neues starkes Vaterland uns erstehe. Das Schicksal des Vaterlandes wird ja auch unser Schicksal sein. Wir alle wollen deshalb ihm und unserer Arbeitsstätte, in der wir für unsern Teil am deutschen Schicksal mit schmeden helfen, die Treue halten in so vorbildlichem Maße wie die zahlreichen Jubilare und langjährigen Mitarbeiter unserer „O. Z.“, deren wir hier ehrend gedacht haben. Das sei uns ein heilig Gelöbniß am Jubiläumstage. Dazu: „Glück auf!“

Siegfried Seidel.

Industrie, Handwerk, Gewerbe grüßen die O. Z.

Industrie und Heimatpresse

Von Dr. Johannes März.

geschäftsführendes Vorstandsmitglied des Verbandes
Sächsischer Industrieller.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ feiert am heutigen Tage das Jubelfest ihres 75jährigen Bestehens, und es wird sicher eine stattliche Zahl von Gratulanten erscheinen, um ihr zu dem in einem Dreivierteljahrhundert errungenen Erfolge, als einer in einem bestimmten Bezirke hoch angesehenen und von seinen Bewohnern wertgeschätzten Zeitung, die verdiente Anerkennung und Glückwünsche auszusprechen und dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß die „Obererzgebirgische“ in gedeihlicher und ebenso erfolgreicher Entwicklung weiter vorwärts schreite, um ihr Schiff mit stolz geblähten Segeln sicher dem Hafen des nächsten Jubiläumsabschnittes, dem hundertjährigen, entgegenzuführen.

Auch aus der Industrie finden sich an diesem Jubeltage Gratulanten bei der Jubilarin ein. Steht diese doch in Anerkennung der großen, Jahrhunderte alten Bedeutung der Industrie für Sachsen, seine Volkswirtschaft und seine Bevölkerung in freundschaftlichem Verhältnis mit ihr. Die Industrie ihrerseits weiß die Bedeutung einer guten, ihrer hohen Verantwortung bewußten Presse für die Wirtschaft zu schätzen. Wird doch durch diese der Weg zur breiten Öffentlichkeit gebahnt, können die industrielle Entwicklung, die Leistungen der tausend industriellen Betriebe in den verschiedensten Zweigen, die technisch-industriellen Fortschritte ebenso wie die Mühe und Sorgen der Industriellen doch dem ganzen Publikum nur durch die Presse bekannt werden. Dieses Bedürfnis nach Aussprache in der Öffentlichkeit trat in Sachsen frühzeitig, auch schon vor der Zeit der Gründung der „Obererzgebirgischen Zeitung“, hervor; es hat sich in den Jahren des Beginns des glänzenden industriellen Aufstieges Sachsens und fortschreitend mit der seitdem in 75 Jahren zurückgelegten Entwicklung in vorher ungewohnter Weise verstärkt! In immer steigendem Umfange wuchs auch für die Industrie die Notwendigkeit, sich eingehend zu orientieren, die Entwicklung der heimatischen Verhältnisse in den Nachrichten des In- und Auslandes zu verfolgen, den Kampf der immer wechselnden politischen, weltanschaulichen und wirtschaftlichen Strömungen zu studieren, denn für die Industrie ist genaue Kenntnis dieser für ihre Existenz wichtigen Vorgänge eine der unerläßlichen Voraussetzungen für erfolgreiches Arbeiten. Neben diesem Interesse besteht für sie auch noch die Notwendigkeit, erfolgreich zu versuchen, ihre Ansichten über die wirtschaftliche Entwicklung, ihre Wünsche für die Förderung des wirtschaftlichen Fortschrittes, ihre Anschauungen zu den verschiedenen Fragen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und einen Spiegel ihrer wirtschaftlichen Lage im jeweiligen Strome der Entwicklung zu geben. Auf diesem Wege ist die Heimatpresse, sind vornehmlich auch die Zeitungen, die einen bestimmten Bezirk nach heimatischen Gesichtspunkten erfassen, von besonderer Wichtigkeit und Bedeutung, und darum hat der Verband Sächsischer Industrieller auf Pflege seiner Beziehungen und Freundschaft zur Presse, insbesondere auch zur Heimatpresse, immer entscheidenden Wert gelegt. Er hat auch bei der „Obererzgebirgischen Zeitung“ stets weitgehendes Verständnis für die sächsische Industrie, ihre Wünsche und insbesondere auch für die Entwicklung der allgemeinen wirtschaftspolitischen Gedanken gefunden, nach denen seine Tätigkeit stets eingestellt war. Das soll am heutigen Tage mit besonderem Dank hervorgehoben werden. Die Industrie wird auch weiterhin, ja man kann angesichts der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen wir heute in Deutschland und namentlich auch in Sachsen zu kämpfen

haben, sagen, in immer stärkerem Umfange darauf angewiesen sein, durch Vermittlung der Tagespresse in jeder Form das Interesse und das Verständnis der Öffentlichkeit für ihre Sorgen und Mühe zu wecken.

Sie bezeugt damit nicht nur der Industrie das ihrer großen wirtschaftlichen Bedeutung entsprechende Interesse, sie kann dann auch in den Kreisen der Öffentlichkeit auf den Ernst der

sprechen, und damit eine Aufgabe erfüllen, deren Bedeutung vielleicht dem einzelnen Leser nicht so gegenwärtig ist, die aber umso mehr allen denen gegenüber immer wieder hervorzuheben werden muß, die aus Berufs- oder Neigungs-, aus wirtschaftlichem oder wissenschaftlichem Drang heraus der Gesamtheit des deutschen Volkes die hohen Ziele stets erneut vorhalten, denen es heute nachzustreben gilt.

Der Glückwunsch der Handelskammer Chemnitz

... über den Rahmen einer Provinzpresse weit hinaus



Die Industrie- und Handelskammer in Chemnitz nimmt lebhaften Anteil an dem 75jährigen Geschäftsjubiläum der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz und spricht sowohl dem Inhaber des Unternehmens, Herrn Friedrich Seidel, als auch allen seinen Mitarbeitern hierdurch die besten Glückwünsche zu diesem seltenen Ehrentage aus. Der Werdegang und der heutige Umfang des Unternehmens zeigen, wie durch Fleiß, Schaffensfreude und Tatkraft aus kleinen Anfängen heraus eine beachtliche Höhe, verbunden mit Anerkennung weitester Kreise, erreicht werden konnte.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ ist mit ihren Beziehern in privaten, gewerblichen, industriellen und Handelskreisen auf das engste verbunden, weil sie auf den Gebieten heimatischer Begebenheiten und Ereignisse, sowie anderer Notwendigkeiten von lokaler und regionaler Bedeutung jederzeit voll und ganz eingetreten und von jeher Förderer und Vermittler für alle Erwerbszweige gewesen ist. Ihre Leistungen in Bezug auf die Berichterstattung über örtliche, deutsche, kontinentale und Weltgeschehnisse gehen über den Rahmen einer Provinzpresse weit hinaus.

Mit dieser gerechten Anerkennung verbinden wir den Wunsch, daß der „Obererzgebirgischen Zeitung“ für alle Zukunft weitere Erfolge beschieden sein mögen und daß die Schnelligkeit und Zuverlässigkeit in der Berichterstattung auf allen Gebieten dazu beitragen möge, daß Kultur, Kunst und Wissenschaft, Politik, Erwerbsleben usw. auch im Erzgebirge weiter eine gute Pflegestatt finden, die nicht zuletzt auch ihren Teil zu einer Gesundung deutscher Gegensätze durch entsprechende Aufklärung beiträgt.

Die Industrie- und Handelskammer
Wessel, stellv. Präsident. Dr. Schulz, i. V. d. Syndikus.

Aufgaben hinweisen, die gerade in den nächsten Jahren dem deutschen Volke gestellt sind. Selbst wenn man, trotz der schweren Lasten, die Deutschland auch nach den Ergebnissen der Pariser Verhandlungen noch zu tragen hat, die Hoffnung nicht aufgibt, daß es auf dem Wege immer weiterer Verständigung der Nationen Europas gelingen wird, den Weg des wirtschaftlichen Aufstieges Deutschlands erneut mit Erfolg zu beschreiten, den wir bisher, wenn auch unter schweren Opfern und Lasten, doch mit Erfolg haben gehen können, so wird die Menge der Aufgaben und der schwierige Kampf um die Weiterexistenz Deutschlands überhaupt von dem deutschen Volke große Leistungen fordern und ihm Schwierigkeiten entgegenstellen, die nur überwunden werden können bei gemeinsamem Verständnis aller seiner Stände für die größte, die vaterländischste Aufgabe, die dem deutschen Volke je gestellt wurde. Die Presse hat hier eine ganz besonders wichtige Mitarbeit zu leisten, und namentlich die Heimatpresse, die ihren Weg bis in das letzte Haus ihrer Bezirke finden kann, wird in diesem Sinne wie bisher zu ihren Lesern

Wir kennen die „O. Z.“ seit Jahrzehnten.

Wir wissen, daß sie die Kenntnis dieser Zusammenhänge hat, daß sie erfüllt ist von dem Bestreben, an den Arbeiten der Gesamtheit zu ihrem Teil mit allen Kräften zu helfen. Sie hat immer gerade auch für Wirtschaftsentwicklung und Wirtschaftspolitik großes Verständnis bekundet, und das wird, dessen sind wir sicher, auch weiterhin so bleiben! Gerade die Heimatpresse ist ein wertvoller Mitkämpfer zur Überwindung der Hindernisse, vor denen das deutsche Volk gerade heute auf dem Wege nach oben steht, wenn es einst wieder völlig frei, groß und glücklich sein will. Möge es der „Obererzgebirgischen Zeitung“ gelingen, an dieser großen Aufgabe in erfolgreicher Entwicklung mitzuarbeiten!

Handwerk und Gewerbe im Erzgebirge

Von Franz Biener, M. d. R., Chemnitz.

Man kann mit Recht von den besonderen Verhältnissen des erzgebirgischen Handwerkes und Gewerbes sprechen. Zu den an sich erheblichen Schwierigkeiten, unter denen die Gesamtheit der deutschen Wirtschaft z. Z. zu leiden hat, und die sich recht unangenehm gerade in den mittelfständischen Erwerbsgruppen fühlbar machen, tritt für das Handwerk und das Gewerbe im Erzgebirge seit einer Reihe von Jahren noch die recht

üble Auswirkung des sogenannten kleinen Grenzverkehrs hinzu.

Als ein Ausfluß des bestehenden Währungsunterschiedes kann dem Uebelstande leider nur von der zollpolitischen Seite beigegeben werden, und in dieser Tatsache liegt auch Grund und Ursache, daß trotz gewonnener Einsicht und dem besten ehrlichen Willen seitens der zuständigen Landesbehörden eine Behebung der Schwierigkeiten noch nicht erreicht werden konnte.

Die gesetzlichen Berufsvertretungen von Handwerk und Gewerbe der sächsischen Grenzbezirke, die Gewerkekammern Chemnitz, Plauen, Dresden und Zittau haben sich gegenüber der sächsischen Staatsregierung und über diese auch an die Reichsregierung in mehrfachen wohlbegründeten Eingaben gewendet, es haben unter Zuziehung des Landesauschusses des sächsischen Handwerkes Besprechungen in Dresden stattgefunden, an denen die beteiligten Kreise und auch der Herr Reichskommissar für Hand-

Das „Glückauf“ der Chemnitzer Gewerkekammer



Die „Obererzgebirgische Zeitung“ in Buchholz blickt jetzt auf ein 75jähriges Bestehen zurück. Auch Handwerk und Gewerbe können der Mitarbeit und Mithilfe eines so wichtigen geistigen Verkehrsmittels, wie es eine gut geleitete Zeitung ist, heute nicht entbehren. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ ist stets tatkräftig für die Belange des Handwerkes und Gewerbes eingetreten und hat dadurch zur Förderung dieser Wirtschaftskreise wesentlich mit beigetragen.

Möge die „Obererzgebirgische Zeitung“ wie bisher, so auch in Zukunft sich günstig weiterentwickeln und auch fernerhin an ihrem Teile den Interessen des einheimischen Handwerkes und Gewerbes dienen.

Der geschätzten Jubilarin seien hiermit freundlicher Gruß und herzliches „Glückauf“ entboten.

Die Gewerkekammer zu Chemnitz.

werk und Gewerbe teilgenommen haben, und doch ist bis zur Zeit irgendeine Besserung der ruinös wirkenden Verhältnisse nicht herbeigeführt worden.

Wenn bei objektiver Betrachtung auch gewiß nicht verkannt werden darf, daß nach Lage der örtlichen Verhältnisse in gewissem bescheidenen Umfange ein kleiner Grenzverkehr in Handel und Wandel zugestanden werden muß, so

berührt es aber die beteiligten Kreise des Handwerks und des Gewerbes recht bitter,

wenn sie sehen müssen, daß sie in ihren berechtigten Belangen höheren zoll- und wirtschaftspolitischen Erwägungen zum Opfer gebracht werden sollen.

In dieser Auffassung wird das erzgebirgische Handwerk und Gewerbe noch bekräftigt durch die sich ständig wiederholende Beobachtung, daß die getroffenen Bestimmungen nicht allenthalben streng eingehalten werden. Die Beschwerden richten sich insbesondere auch gegen die Tatsache, daß von gewissen Leuten aus dem kleinen Grenzverkehr ein Geschäft gemacht wird, daß die zulässigen Mengen überschritten und die Bedürfnisse dritter Personen mit befriedigt werden.

Berechtigten Grund zur Beschwerde geben ferner die Bemühungen geschäftsgewandter Handwerker von jenseits der Grenze, Arbeitsaufträge zu sammeln und dadurch den sächsischen Gewerbetreibenden erklärlicherweise schwere Schäden zuzufügen. Es kann auf die Dauer nicht verantwortet werden, daß sich die durch die Valutadifferenz ergebenden erheblichen Preisunterschiede auf dem Rücken des an sich schon schwer um seine Existenz ringenden Grenzhandwerkes auswirken.

Die Handwerker und Gewerbetreibenden des Erzgebirges sind an harte Arbeit gewöhnt, sie kämpfen mit Zähigkeit um ihre Betriebe, die meist nur kargen Lohn abwerfen, sie gehören zu den staatsbejahenden Volksteilen und dienen dem Wohle des Ganzen, ohne vom Staate oder den anderen öffentlichen Organen Unterstützung und Hilfe zu fordern. Aber

Gerechtigkeit und freie Betätigung im ehrlichen Gewerbe, das wollen sie und müssen sie fordern.

Die Zeit erfordert im Hinblick auf die noch lange währende wirtschaftliche Depression auf allen Gebieten des gewerblichen Lebens ernste Arbeit in organisatorischer und wirtschaftlicher Beziehung.

Die Handwerksberufe sollten allenthalben in möglichst reiner Form zu Zwangsinstitutionen zusammenfassen, um dadurch auf sachlicher Grundlage die Voraussetzungen zur wirtschaftlichen Betätigung zu schaffen. So manches schöne Vorbild ist auch heute schon

auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens im Erzgebirge vorhanden. Angesichts der überall vor sich gehenden Konzentration in der Wirtschaft und auf dem Kapitalmarkt ist mit einer fortschreitenden Steigerung des Kampfes um den Anteil an der Deckung des Inlandsbedarfes zu rechnen. Den Kampf kann Handwerk und Gewerbe nur dann mit Erfolg bestehen, wenn — gestützt auf eine geschlossene sachliche Organisation — die einzelnen schwachen Wirtschaftskräfte zusammengefügt werden zu leistungsfähigen Genossenschaften zur vorteilhaften Beschaffung von Rohstoffen.

Ein weiterer und ebenso wichtiger Schritt ist die genossenschaftliche

Organisation des Kreditwesens.

Die scharfe Verknappung des Geldes, die ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat, zwingt die mittelfständischen Erwerbsgruppen immer stärker zur Einrichtung von Kreditgenossenschaften, um auch auf diesem Wege mit der Zeit aus eigener Kraft den angeschlossenen gewerblichen Betrieben eine Geldquelle zu erschließen, die als Ausgleichsfaktor flüssige Gelder auf die herantretenden Bedürfnisse verteilt.

Das sind Ziele, die auch und insbesondere dem Handwerk und dem Gewerbe des Erzgebirges noch gesteckt sind, deren Erreichung indessen nur möglich ist unter Ueberwindung aller Widerstände durch selbstlose und verständnisvolle Zusammenarbeit aller berufenen und fähigen Kräfte des erzgebirgischen gewerblichen Mittelstandes.

Dazu ein herzliches Glückauf!

Die Posamenten-Industrie und die Heimatpresse

Von Hugo Meigner, Annaberg i. Erzgeb.

Im vorgeschrittenen Lebensalter hält man gern einmal Rückblicke und stellt dabei auch Vergleiche zwischen Vergangenheit und Gegenwart an. Das Berufsleben gibt ja direkt Veranlassung, den verschlungenen Wegen im Erwerb Beachtung zu schenken und all den Beschäftigungsarten, wie sie namentlich die Posamenten-Industrie in ihrer Vielseitigkeit und Verschiedenheit bietet, einige Betrachtungen zu widmen, sowie das Gemeinsame mit der Presse hervorzuheben.

Gern komme ich deshalb einem Wunsche nach, über die Posamenten-Industrie und die Heimatpresse aus Anlaß des 75jährigen Bestehens der „Obererzgebirgischen Zeitung“, für die Jubiläumsausgabe einige Ausführungen in Form einer Plauderei beizufügen, umso mehr, als ich dankbar anerkenne, mit welcher Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit die Schriftleitung der „D. Z.“ stets ihre Spalten meinen Erörterungen zur Verfügung gestellt hat, wenn es galt, im Interesse der erzgebirgischen Posamenten-Industrie an die Öffentlichkeit heranzutreten.

Schon diese eine Andeutung zeigt ein Verbundensein von Industrie und Heimatpresse, beide haben aber weit mehr gemeinsame Berührungspunkte, die erst bei näherer Betrachtung in Erscheinung treten, wenn sie auch grundverschieden in ihrer Art sind.

Erfordert die Posamenten-Industrie geistige Regsamkeit, Geduld und Ausdauer, und bildet den Rahmen dafür ein Zusammenfügen von Kleinigkeiten, sozusagen ein Schaffen aus dem Nichts, so ist dies bei einem Zeitungsunternehmen nicht viel anders gelagert.

Die Posamenten-Industrie ist mit dem Heimatboden seit Jahrhunderten verwachsen, er gibt ihr die Anregung für das Gestalten und Schaffen nach solchen Gebilden und Vorlagen der Natur, die sich in wechselvollem Reiz der Jahreszeiten in einer Schönheit und Vielseitigkeit dem Auge darbieten, welche

Wirtschaftsexperimente aufgezwungen worden sind. Vertrauensvoll nimmt daher die Industrie die Hilfe der Presse in Anspruch, wenn es sich nötig macht, sachliche Aufklärungsarbeit zu leisten. Andererseits ist es Aufgabe der Presse, mit Takt und Geschick, Mut und Verantwortungsfreudigkeit auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete als Schrittmacher voranzugehen.

Aus Industrie und Presse hört man das hohe Lied der Arbeit in allen Tonarten, und es läßt sich als recht erfreuliches Zeichen werten, wenn dieser Zusammenklang eine wirkliche Harmonie auszulösen imstande ist.

Der Bezirksausschuß des Handwerks — Amtshauptmannschaft Annaberg

„Das selbständige Handwerk fördern helfen“

Anlaßlich Ihres 75jährigen Bestehens entbieten wir Ihnen hierdurch für das von uns vertretene Handwerk in der Amtshauptmannschaft Annaberg die allerherzlichsten Glück- und Segenswünsche. War es uns doch in den vergangenen Jahren eine besondere Freude, feststellen zu können, mit welcher regem Interesse Sie unsere Belange verfolgt und in der Öffentlichkeit vertreten haben. Wir knüpfen daran die Bitte, daß Sie, wie in der Vergangenheit, so auch in Zukunft unsere Bestrebungen zur Erhaltung des selbständigen Handwerks mit besten Kräften stützen und fördern helfen, wie auch wir gern dazu beitragen werden, Ihr Unternehmen zu unterstützen.

Mit freudlichem Handwerksgruß

Der Bezirksausschuß des Handwerks — Amtshauptmannschaft Annaberg
1. Vorj. Max Eberle. Syndikus Krieg.

den Nachahmungstrieb für Befehlszwecke zu künstlerischer Reife und Vollendung industrieller Erzeugnisse gelangen lassen sollten.

Handfertigkeit, Geschick und Geschmack, scharfes Erfassen von Formen und Farben, zähe Beharrlichkeit, unendliche Geduld und Ausdauer sind die besten traditionellen und angeborenen Eigenschaften im Erzgebirge. Aus diesen heraus entwickelte sich, verbunden mit der Berufstätigkeit, eine bescheidene Geselligkeit, die aber nicht zu Müßiggang, sondern zu Leistungen und gegenseitigem Ansporn bei der Arbeit führen sollte. Wer kennt als Erzgebirgler nicht die guten, alten Gerbräuche der Hugenabende und ähnlicher Zusammenkünfte? Es bleibt ein Verdienst der Heimatpresse, das Inland und das Ausland mit der Eigenart des Erzgebirgiers im allgemeinen und der Posamenten-Industrie im besonderen bekannt und vertraut gemacht zu haben. Auch darin liegt eine wertvolle Unterstützung der Industrie und der ihr angehörenden Kräfte.

Die Heimatpresse ist heute zweifellos das Bindeglied zwischen allen in der Ferne weilenden und den bodenständig gebliebenen erzgebirgischen Volksschichten, sie ist es, die dafür sorgt, daß Sprache, altes Herkommen und aller Brauch nicht der Vergessenheit anheimfallen.

Betonung des Heimatlischen, Schilderung erzgebirgischer Gebräuche, Sitten- und Charaktereigenschaften seiner Bewohner sind wohl mit die dankbarste Aufgabe der Heimatpresse, denn derartige Hinweise helfen die Kultur eines Landstriches, vom örtlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, erhalten, fördern und pflegen, sie vermitteln gegenseitiges Kennenlernen und Verstehen und wirkt dadurch orts-, staats-, länder- und völkerverbindend.

Eine sprunghafte Entwicklung war der Posamenten-Industrie im Laufe der Jahrhunderte nicht beschieden, und auch die Heimatpresse konnte nur erst nach und nach die Bedeutung erlangen, die sie heute besitzt. Sie verstand es aber nicht allein, das Vertrauen und die Anerkennung ihres Leserkreises zu gewinnen, sondern auch durch Ruhmbarmachung aller technischen Hilfsmittel und sonstigen Errungenschaften Raum und Zeit zu überbrücken und in der Berichterstattung über Weltgeschehnisse einen ehrenvollen Platz im Blätterwalde zu erlangen.

Die Posamenten-Industrie erfordert schnelles Erfassen und Ausarbeiten ihrer Modeneinheiten, sie muß die Absatzgebiete, den Geschmack ihrer Abnehmer, die Verwendung- und Verkaufsmöglichkeiten ihrer Erzeugnisse gründlich kennen und beherrschen. Nicht viel anders liegt es bei der Heimatpresse, die in der Berichterstattung auf dem Gebiete der örtlichen und heimatlischen Belange sowie an den Zeit- und Weltereignissen wirtschaftlichen und politischen Begebenheiten, Kunst, Literatur und Kulturfragen für tägliche Abwechslung zu sorgen hat, wenn sie Anspruch darauf machen will, auf der Höhe zu sein, und wenn sie den so verschieden gelagerten Interessen ihrer Leser gerecht werden will.

Im Inseratenteil der Heimatpresse spiegelt sich das Auf und Nieder des Geschäftslebens, Stellungsgefühle und -angebote helfen auf dem Arbeitsmarkt vermitteln, und auch der Austausch von Gütern erfolgt viel auf diesem Wege, so daß sich zwischen Industrie und Presse ein unentbehrliches Zusammenwirken ergibt.

Sowohl für die Presse als auch für die Posamenten-Industrie ist das Betätigungsfeld in erster Linie die Heimat, beide leisten ihre Dienste für den gleichen Zweck und sind ständig bestrebt, auf der einen Seite geistig und auf der anderen Seite materiell der Gesamtheit zu nützen.

Industrie und Heimatpresse sind Führer und Kämpfer für deutsche Weltgeltung. Ständig liegt die Posamenten-Industrie im Kampfe mit den dämonischen Gewalten und Lagen der Mode oder anderen Erschwerungen und Hemmungen, die der Industrie durch verfehlte und übersteigerte deutsche

Obererzgebirgische Verbandsberufsschule (Sitz Buchholz)

Von P. Schultze, Buchholz.

Die neue Berufsschule braucht Zeit und Lebensnähe. So spielen die wirtschaftlichen und bis zu einem gewissen Grade auch die politischen Gegenwartsfragen in ihr eine bedeutsame Rolle. Bei deren Erörterung aber ist sie auf die Zeitung angewiesen, wie sie andererseits die Presse braucht, um ihre Arbeit und ihr Streben den interessierten Kreisen nahezubringen. Daß sie den Behrungen der graphischen Berufe in schulischer Beziehung besondere Förderung angedeihen läßt, sei als selbstverständlich nur erwähnt. So sind auch die Beziehungen unserer Schule zur Heimatpresse sehr eng, und mit Freuden ergreifen wir die Gelegenheit, der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu ihrer Jubelfeier die herzlichsten Wünsche für ferneres Blühen und Gedeihen entgegenzubringen und dabei gleich ein wenig von uns selbst zu plaudern.

Unsere Schule, die Obererzgebirgische Verbandsberufsschule (Sitz Buchholz), hat sich seit Ostern 1921 aus kleinsten Anfängen heraus entwickelt. Die Schülerzahl betrug damals noch nicht 300 und stammte nur aus den Orten Buchholz und Frohnau. In der Posamentenfachschule, deren Räume nicht voll ausgenutzt waren, fanden wir ein schönes Unterkommen. Ostern 1923 traten Schleißau, Königswalde, Geyersdorf und Walthersdorf dem Verbands bei, Michaelis 1923 Cunersdorf, Michaelis 1927 Cranzahl, Ostern 1929 Sehma, so daß der Schulbezirk neun Gemeinden (26 000 Einw.) umfaßt, ferner kommen Schüler und Schülerinnen aus 22 anderen Gemeinden.

Die Schule wird besucht von 333 Schülern, die in 14 nach Berufen geordneten Klassen (Bäcker, Bauhandwerker, Färber, Gärtner, graphische Berufe, Kartonnagenarbeiter, Tischler) in allen ihr Fach betreffenden Gebieten (insbesondere Berufskunde, Fachzeichnen usw.) unterrichtet werden; die Kartonnagenarbeiter, Schlosser und Schuhmacher haben besonderen Wertunterricht, um die Meisterlehre zu unterstützen oder zu ergänzen.

Die Zahl der Schülerinnen beträgt zur Zeit 733; sie sind auf 27 Klassen verteilt. Hier herrscht natürlich das Hauswirtschaftliche vor; zwei wohleingerichtete Lehrküchen und 12 Nähmaschinen stehen zur Verfügung. Unter den Klassen sind sechs Volkklassen, diese haben 30 Wochenstunden im ersten und 10 im zweiten Schuljahr und sind vom dritten befreit. Das Ziel der Ausbildung ist Vorbereitung auf weibliche Berufe.

Es unterrichten zehn hauptamtliche Lehrkräfte und zehn nebenamtliche, darunter ein Bäckmeister, ein Baumeister, ein Färbereibesitzer, ein Gartenmeister, ein Ingenieur und ein Schuhmachermeister. Es ist ein buntes, vielgestaltiges Leben und Treiben in den Räumen, wenn hier die Schlosser hämmern und feilen, dort die Nähmaschinen furren, liebliche Küchenbüfte sich mit den weniger lieblichen des Leimes mischen, hier die Graphiker Linolschnitte entwerfen und da die Schuhmacher Säbhe besohlen. Wir geben ja in jedem Jahre eine ganze Woche lang durch Öffentlichkeit des Unterrichts auch dem Außenstehenden Gelegenheit, einen Einblick in den Betrieb zu gewinnen; zu unserem Leidwesen wird davon nicht genug Gebrauch gemacht, während die alljährlichen Osterausstellungen sich eines ungeheuren Besuches zu erfreuen haben.

Auch außerhalb des Unterrichts suchen wir unseren jungen Leuten Anregung und Förderung zu bieten durch Besuch von Betrieben und Ausstellungen, durch frohe Wanderungen und mehrtägige Reisen, durch schlichte Feiern und größere Ausfahrten. Wir hoffen, daß die Heimatbevölkerung ihre heimische Schule immer mehr lieben und schätzen lernt und sie vor allem nach besten Kräften fördert.

„Aus diesem Keim, inküßter Keime voll,
Soll eine schöne Zukunft Euch erstehn!“

O Erzgebirge, du mein Heimatland!

Zen fünfsiebzigstn Gebortsfog unnerer Hamitzeitung!

In Frühgahr, Sommer, Hertwist on Winter,
In gufer on in schlachter Zeit,
In Krieg on Friedn, Sorg on Kommer,
Standst du ons immer frei zer Seit.
Gahraus, gahrei ze alla Zeitn
Hast du bericht ve deitscher Art,
Ve Hamit on Volk, ve fremda Länder.
Gefreilich host du alles bewahrt,
Wos onnern Vätern is heilig gewasn:
Glaubn, Lieb on Trei on deitscha Sitt.
Drem namm du Owerarzgebirgisch Blaaff
Zen Gebortsfog unneren Glückwonsch mit:
„Bleib uns, wie sister onnern Altn,
A guter Führer, a freier Freind,
Halt mit, daß lüwer onnerer Hamit,
Nawern Vaterland dr Friedn scheint,
Daß onnern Kind on Kindesklinnern
Bewahrt mög bleibn da deitscha Trei,
Gut arzgebirgisch Sitt on Art,
Nort selbst du ons immer willkomma sei!“

Gewidmet von Anton Günther, Gottesgab.

Der Erzgebirger

Von Reichstagsabgeordneten Admiral Brüninghaus.

Wenn heute die „Obererzgebirgische Zeitung“ auf eine 75jährige Lebenszeit zurückblicken kann, so liegt darin nicht allein der Beweis dafür, wie innerlich stark und gefestigt ihr Betrieb und ihr Aufbau sein muß, sondern darüber hinaus die Gewähr, daß ihr alter Leserkreis, der sich durch Generationen hindurch vererbt hat, ihr auch treu bleiben wird. Welche gewaltigen geschichtlichen Ereignisse für unser gesamtes deutsches Volk liegen in der Zeit von 1854 bis 1929? Höchster Aufstieg — tieffste Erniedrigung. Stärkste wirtschaftliche Blüte, schwerster Zusammenbruch nach dem verlorenen Weltkriege und der Revolution. Von den Höhen wegen staatlicher Machtfülle, finanzieller und ökonomischer Kraft hat uns das jammervolle Ende eines heldenhaften Ringens hinabgeschleudert in die Niederungen politischer Ohnmacht und inneren Zerfalls. Aber langsam, ganz langsam, machen sich doch Zeichen der Besserung bemerkbar. Wenn wir an die Zustände im Jahre 1923 denken, die sich gerade in den Industriebezirken des Erzgebirges so unheilvoll auswirkten, wenn wir daran denken, wie Leib und Leben, Hab und Gut nicht mehr sicher waren, und damit die heutigen, auch immer noch traurigen Zustände vergleichen, so müssen wir doch sagen: „Es geht wieder bergan“.

Gerade in wirtschaftlicher Beziehung hat das Erzgebirge eine Entwicklung durchgemacht, wie sonst vielleicht kein zweiter Fleck der Erde unseres deutschen Landes.

Die den Erzgebirgern innewohnende zähe Arbeitskraft, die schöpferische Intelligenz, verbunden mit einem frischen gesunden Humor, der doch vieles in dieser Welt überwinden läßt, hat es verstanden, auch nach dem Erliegen des eigentlichen Erzbergbaues neue Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten zu schaffen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Barbara von Osterlein, die an den reichen Bergherrn Christoph Ullmann verheiratet war, zunächst nach dem Tode ihres Mannes die Ausbeutung ihres Kupfererzprivilegs selbst betrieb, dann aber, als um 1560 herum der Annaberger Bergbau nicht mehr recht lohnte, dazu überging, die Borten- und Spigenindustrie in der sie Hunderte von Bortenwirkerinnen und Klopplerinnen beschäftigte, zu entwickeln, so kann man nur alle Hochachtung vor dieser tatkräftigen und tüchtigen Erzgebirgerin haben.

Das erzgebirgische Wirtschaftsleben

Ist, wie aus vielen Chroniken und Geschichten ersichtlich, von altersher ein überaus mannigfaltiges und abwechslungsreiches gewesen. Um ein Beispiel herauszugreifen: „Unter allen Bergstädten Deutschlands war Schneeberg am reichsten an goldenem Silber“, so schrieb Agricola, Bürgermeister von Chemnitz, um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Heute hat das industrielle Aue Schneeberg weit überflügelt, und zwischen beiden entsteht in Oberschlema ein Badeort, dessen Zukunft auf Grund der dort entdeckten heilkräftigen Radiumquellen, den härtesten bisher überhaupt bekanntgewordenen, man ohne zu übertrieben, als ungemein hoffnungsreich bezeichnen muß. Bergbau in jeder Form, Maschinenbau, Glasfabrikation, Spielzeug- und Musikinstrumentenindustrie, Spinnerei, Weberei,

Wirkerei, Spigen- und Posamentenindustrie, all das und noch vieles andere mehr fanden und finden wir im Wirtschaftsleben des Erzgebirges in bunter Reihenfolge vor. Naturgemäß konnte dieses vielgestaltige Wirtschaftsleben

nicht ohne Einfluß auf die Gemütsstimmung und die Denkungsart der Erzgebirger

bleiben. Der bergmännische Beruf mit seinen zahlreichen Ueberlieferungen und Sagen bringt leicht abergläubische Vorstellungen mit sich. Das damit verbundene Spintisieren und Grübeln hat in seinem Gefolge die Entstehung von religiösen Sekten gehabt. Daneben aber tritt eigentlich überall ein ausgesprochen munterer Sinn, je nach Ort und Beruf, mehr oder weniger scharf hervor. Durchweg tritt mit diesem heiteren Gemüt die Neigung zu Musik und Tanz, sowie eine ausgesprochene Liebhaberei für Waldfänger und andere Vögel hervor. Mit aufrichtiger Freude las ich die Worte eines guten Kenners der erzgebirgischen Psyche, der vor etwa 50 Jahren schrieb: „Des Erzgebirgers tiefinnerliches Gemüt und seine Neigung für Gesang und Musik läßt die weitverbreitete Liebhaberei für die gefiederten Sänger erklärlich erscheinen. Wenn bei der Anspruchslosigkeit der ärmeren Bewohner des Erzgebirges oft zwei, nicht selten drei Fantillen im engen Stübchen friedlich beieinander wohnen, so hat man doch immer noch Raum genug, um einen Vogelkäfig anzubringen; man kann aber auch Finken, Meisen oder Amseln frei im Zimmer umherhüpfen sehen.“ Die vielgepriesenen (ob immer mit Recht?) Errungenschaften der Neuzeit haben sicherlich auch auf diesem Gebiet einigen Wandel hervorgerufen und manches gute „Alte“ durch weniger gutes „Neue“ verdrängt. Der Grundcharakter der Menschen bleibt aber doch derselbe. Ich wünsche von Herzen, daß das frohe Gemüt des Erzgebirgers alle inneren und äußeren Stürme wirtschaftlicher und politischer Natur überwinden und daß der Schlußvers des schönen Gedichtes „Unsera Hamet“ von Röder für alle Zukunft wahr bleiben möge:

„Gehliem is odr ah noch wos
In unra wing Gebitt,
Un soll ah bleim wie unra Barg;
A ordnlich guts Gemit.“

Volkskunst im Erzgebirge

Von D. Seyffert, Vorf. des Landesvereins Sächsl. Heimatklub.

Oft gehe ich durch mein Museum im alten Jägerhof in Dresden. Ich lasse mir immer und immer wieder von den dort ausgestellten Gegenständen allerhand Geschichten und Märchen erzählen. Die Leute wundern sich, was ich dann alles erfahre, da sie doch selber oft nichts in einem Museum erleben. Aber

ein richtiges Museum ist ein buntes Abbild des Lebens, wie es Anno dazumal war und wie es heute ist, wie es heute arbeitet, jubelt, weint und stirbt. Freilich, man muß nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Herzen sehen gelernt haben. Und das können die wenigsten, und fast will es scheinen, als ob diese Gottesgabe immer seltener und seltener wird.

Da in meinem Museum die einzelnen Landesteile unseres Vaterlandes: das Erzgebirge, das Vogtland, das Meißner Hochland, die Lausitz, ihre Heimat gefunden haben, so höre ich die Geschichten und Märchen in Mundarten erzählen, und ich wundere mich stets von neuem, wie reich wir an Ausdrucksform sind. Reichtum zeigt sich auch in unserer Volkskunst. Obgleich z. B. die Lausitz farbenfroher als das Erzgebirge ist, obgleich ihre bemalten Bauernmöbel größere Vielseitigkeit an Form und Farben zeigen, so hat letzteres einen köstlichen Reiz, in dem es alles überstrahlt, ja, in dem es wohl alle deutschen Gänge übertrifft. Ich denke an das Weihnachtsfest, wie es sich das Erzgebirge gestaltet, an die bodenstarke Volkskunst, die zu Ehren des Christkinds wunderbar erblüht. Ich will nur ein Ergebnis schildern, das wohl geeignet ist, in der Jubiläumsnummer einer Erzgebirgszeitung Aufnahme zu finden.

Irgendwo ist eine Krippen-Ausstellung. Ich bin eingeladen und habe zugefagt. Leider kann ich wegen Zeitmangel nicht jeder freundlichen Aufforderung Folge leisten.

Ich werde feierlich empfangen und um mein Urteil gebeten. Zumal in einem kritischen Punkt. Steht da eine Krippe, deren Figuren sich bewegen. Darauf sind die Bästler besonders stolz. Und mit Recht. Auf einer Wiese, wo viele Schäfchen weiden, sieht Maria mit dem Kinde. Der Joseph steht sorgenvoll daneben. Auf der Wiese sind viele blühende Bäume. Diese drehen sich um sich selber. Das wird von manchem für Unsinn gehalten. Ich frage den Hersteller, was er sich wohl dabei gedacht habe. Er zögert mit der Antwort und sagt dann langsam: „In der heiligen Nacht, in der das Christkind geboren wurde, — so habe ich's in einem alten Buche gelesen — haben die Bäume plötzlich über und über geblüht, damit das Jesulein sich daran erfreuen solle. Nun habe ich mir ausgedacht, das Kind würde sich wohl weiter viel mehr vergnügen haben, wenn die Bäume sich auch gedreht haben würden. Wenn sie ein Tänzchen zu Ehren des Kindes getanzt hätten. Ich kann mir das ganz gut vorstellen. Das habe ich nun hier gemacht.“

Ich war ergriffen. Ein schlichter Arbeiter hatte ein Gedicht geschmitten. Ein einfacher Mann hatte in mittelalterlicher Kraft und Naivität, einen künstlerischen Gedanken zum Ausdruck gebracht in einer Zeit, in der in den Großstädten das Fest aller Feste in Revuen mit halbnackten Tanzgirls gefeiert wird. Die Stadt, in der dieser Weihnachtsberg steht, ist im Erzgebirge. Und Männer solcher Art gibt es dort viele.

Das Glückauf des Erzgebirgs-Hauptvereins

„Aufsichtige Freude über das kraftvolle Bestehen der O. Z.“

Fünfundsiebzig Jahre im Leben einer Zeitung bedeuten fünfundsiebzig Jahre der Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Denn nichts ist ja so eng mit dem Werden und Sein der unmittelbaren Umgebung verknüpft wie eine Zeitung, die treu dem Kreise dient, dem sie sich innerlich und äußerlich verbunden weiß. Das sind 75 lange Jahre in treuer Berichterstattung größter und kleinster Ereignisse, 75 lange Jahre im Austausch und Widerstreif der Meinungen, des Kampfes als auch des Helfens und Heilens. Es gibt eben kein Gebiet, womit sie sich nicht zu beschäftigen, sich auseinander zu setzen hätte.

Aber unsere Obererzgebirgische Zeitung hat darüber hinaus noch etwas Besonderes. Ihre verflossenen 75 Jahre stehen zugleich im Dienste unserer erzgebirgischen Heimat. Sie ist dabei nicht nur ein „Hauptanzeiger für das gesamte Obererzgebirge“, sie ist viel mehr ein getreuer Sachwalter erzgebirgischer Belange, heimischer Sprache, erzgebirgischer Sitten. Und damit geht sie Hand in Hand mit dem Erzgebirgsverein, diesem großen Bund deutscher Männer und Frauen, die mit der Liebe zu ihrer erzgebirgischen Heimat zugleich die Liebe zu deutschem Volk und Vaterland bekunden. Manniggestaltet sind die Aufgaben und Ziele des Erzgebirgsvereins, erfreulich die Erfolge seiner über ein Halbjahrhundert währenden Arbeit für das Erzgebirge. Schwer wäre sein Weg gewesen, hätte er nicht außerhalb der Reihen seiner Mitglieder liebe und treue Freunde gefunden, die ihm dabei halfen und helfen.

So darf diesen treuen Freunden, die sich vereinigen unter dem Sammelbegriff der Presse, herzlichst Dank gebracht werden, der insbesondere auch der Obererzgebirgischen Zeitung gilt. Für sie haben diese Zeilen volle Bedeutung: „Den, der die Heimat lieb hat, für sie rechet, den hat der Herrgott auf den rechten Platz gestellt!“

Mit dem herzlichsten Dank geht aufsichtige Freude über das kraftvolle Bestehen der Obererzgebirgischen Zeitung, die sich so liebe- und verständnisvoll der erzgebirgischen Heimat in ihrer Gesamtheit widmet. Für die kommenden Jahre den Gruß, der des Erzgebirgers ganzes Herz einschließt: „Glückauf!“

Oberstudiendirektor Grundmann, Vorsitzender des Erzgebirgsvereins.

Die Berge des Erzgebirges grüßen die O. Z.

An die Heimat!

Daß ich ein Stück von deinem Leid,
Daß ich ein Teil aus deiner Lust,
Du Scholle, drauf mein Sein gedeiht,
Das hab ich früher nicht gewußt.

Nun aber Leben so wie Tod
Mich tausendfach mit dir verschweift,
Bin Not ich deiner Erdennot
Und Geist von deinem Geist!

Der Obererzgebirgischen Zeitung, Buchholz,
zu ihrem 75jährigen Jubiläum!

Kurt Arnold Findelsen.

Die Tellerhäuser

Um das Jahr 1570 lebte zu Wiesenenthal ein blutarmer, aber frommer und fleißiger Bergmann namens Teller, der in einer Grube beschäftigt war, die auf einmal keine Ausbeute mehr gab und deshalb von ihrem Besitzer, einem reichen Geizhals, nicht mehr bebaut ward. Ebenso vergebens, wie er von letzterem seinen rückständigen Lohn zu bekommen hatte, sah er sich nach neuer Arbeit um. Er hatte eine kranke Frau und drei Söhne zu Hause, allein, er hatte kein Brot für sie, und so mußte er nach und nach alles, was er hatte, verkaufen. So kam der Ostermorgen heran, und das Letzte, was etwa noch zu Geld gemacht werden konnte, war bereits weggegeben. Siehe, da zog es ihn nach der Kirche, und als er traurig an den Eingang derselben getreten war, kam es ihm vor, als sehe er sich im Festtagsgewande, eine Stufe glänzenden Silbers auf der Schulter, an der Kanzel stehen, er rief sich die Augen, wendete sein Gesicht ab, aber sobald er wieder auf jenen Punkt schaute, stand auch sein Doppelgänger wieder da. Er verließ endlich die Kirche, und auf dem Wege nach seinem Hause begegnete ihm ein wohlbeleideter Unbekannter, der ihn, als er von ihm befragt, warum er so traurig aussehe, seine Not geklagt hatte, ein großes Silberstück schenkte. Damit kaufte er die notwendigsten Bedürfnisse und begab sich nach Hause. Hier aber hatte er keine Ruhe, denn überall sah er das gehabte Gesicht vor sich, und es kam ihm vor, als ziehe ihn sein Doppelgänger nach jener eben aufgegebenen Grube hin. Endlich konnte er diesem inneren Drange nicht mehr widerstehen, daher kaufte er sich von dem noch übriggebliebenen Gelde von dem Bergmeister die Erlaubnis, in der auflassigen Grube zu bauen und fing eifrig an einzuschlagen. Allein seine zwei Hände brachten wenig vorwärts, der Tag verfloß, und er war auf kein edles Metall gestoßen; schon war auch der zweite Tag bald zu Ende, und er machte eben Anstalt, sein letztes Stücklein Brot zum Mittagmahle zu sich zu nehmen, als aus einem Loch im Gestein ein Mäuschen heraustauch und ungeheuer die heruntergefallenen Brokrumen aufsaß. Er ließ daselbe ruhig gewähren; als es aber anfang, auch sein Grubenlicht zu bekabbern, warf er sein Häufel nach dem Mäucher. Statt aber die Maus davon getroffen ward, traf er das Gestein und sprengte ein großes Stück los, und siehe, hinter demselben lag ein reicher Gang gediegenen Silbers zu Tage. Kaum wollte er seinen Augen trauen, allein er konnte nicht zweifeln. Er eilte nach Hause, um seine Familie mit der frohen Kunde zu erfreuen, und so ward er in wenigen Tagen aus einem armen Häuer ein reicher Bergwerksbesitzer; allein er vergaß darum seine frühere Dürftigkeit nicht, er blieb bis an seinen Tod einer der frommsten und mildtätigsten Männer der ganzen Gegend. Seinen drei Söhnen erbaute er von seinem Reichtum drei kleine Güter in einer wildromantischen Gegend zwischen Wiesenenthal und Rittersgrün, die heute noch die Tellerhäuser genannt werden; sich selbst aber ließ er ganz so, wie er sich an jenem Ostermorgen in der Kirche gesehen hatte im Sonntagspuße des Häuers mehrmals in Holz hauen und diese Bilder zum Andenken in den von ihm reichbesetzten Kirchen zu Wiesenenthal und Joachimsthal aufstellen, wo sie bis zum Brande zu sehen waren.

Die „Rotenhammer-Geister“

Es war am 30. September des Jahres 1670, als ein Kohlenfuhrmann, namens Christoph Barthel, seinen 15jährigen Sohn in irgendeiner Berrichtung nach Neudorf schickte. Als derselbe über den Eisenberg wieder zurückkehrt, begegnet ihm ein gewesener Pate, der Hammerherr, der schon vor sechs Jahren gestorben war, und zwar in der Gestalt, wie er ihn im Sarge angezogen gesehen hatte. Der Hammerherr sieht ihn an und spricht: „Sieh, Pate, bist du es? Steht mein Hammer noch?“ Der Knabe erschrickt, schüttelt den Kopf und will nach Hause laufen. Das Gespenst aber ist bald vor, bald hinter ihm und brummt etwas, was er nicht verstehen konnte, und veränderte sich dreimal in Kleidern. Da der Knabe den Waldbrand erreicht, fängt jener an: „Ach, wie müde bin ich! Ach, wenn mich doch jemand trüge! Pate, gehe in meinen Hammer, dort

wirst du Geld finden, dir ist's besichert.“ Und es deutete dem Knaben, er sehe Geld vor sich liegen und schimmern. Als er an die ersten Häuser kam und zuvor durch ein Büschlein gehen mußte, da fing ein gewaltiger Lärm an; das ganze Büschlein war voll schwarzer Männer, die den Hammermeister umringten; bald verwandelten sie sich in große, rote Hirsche, daß der Knabe nicht wußte, wo aus noch ein; bald sah er einen Mann kommen, der hatte eine Rute in der Hand und drohte

Im Jahre 1659, den Tag vor dem Christfeste, schlägt er in der Nacht stark ans Tor. Der Wächter meint, es sei sonst eine nötige Post und macht auf. Da präsentiert sich der Schichtmeister in einem schwarzsamten Pelze und mit einem spanischen Rohre und drückt dem Wächter alle Glieder entzwei und begehrt noch andere schlimme Dinge, daß sich die Wächter vor dem gespenstigen Schichtmeister noch lange Zeit geängstigt und gefürchtet.

Des Fichtelberges Glückauf

„Begeistert schreibst du zu allen Jahreszeiten . . .“

Der Jubeltag der „Obererzgebirgischen Zeitung“ gibt auch dem Fichtelberggebiet und dem Berge selbst Veranlassung, dessen zu gedenken, daß diese unsere alte Heimatzeitung es stets gewesen ist, die den Verkehr nach dem Grenzberg Sachsens in segensreicher Weise unter Betätigung schöner Heimatliebe gefördert hat. In fast allen Familien des Erzgebirges hat man sie lieb gewonnen, man findet stets größte Zufriedenheit bei Verfolgung ihrer rührigen Tätigkeit um das Wohl unseres lieben Erzgebirges. Besonders nahm sich die Jubelzeitung des Sportes an, der ja den Fichtelberg mit seinen prächtigen Wäldern und unsere Heimatstadt Obertwiesenthal in ganz Deutschland sowie auch im Ausland berühmt gemacht hat. Begeistert schrieb die Jubilarin zu allen Jahreszeiten von den Schönheiten der Fichtelbergwälder und machte immer mit ihren Ausführungen die Worte Anton Günthers wahr: „Mit Kan König macht ich tauschen, weil do drubn mei Heiß stiehl!“

Die Heimatpresse ist dadurch zum Herold für den Wintersport mit seinen Segnungen für die Menschheit geworden. In dankbarer Erinnerung an all das grüßt der Fichtelberg die Heimatzeitung an ihrem Jubeltage mit einem herzlichen Glückauf!

Obertwiesenthal.

Erzgebirgsverein Wiesenenthal
Dofauer, 2. Vorsitzender.

damit dem Gespenste und den Hirschen. Der Knabe lief mit Furcht und Zittern fort; die Hirsche verloren sich, aber das Gespenst begleitete ihn noch ein Stück Weges, und ehe es von ihm bergunter Abschied nahm, lehnte sich's noch einmal über den Knaben und sah ihm scharf unter die Augen, ging dann aber einen anderen Weg, vor sich himmelmelnd. Der Knabe kam heim, klagte es seinen Eltern und lag dann acht Tage lang krank. Seitdem überkam jeden ein Grausen, der allein über den Eisenberg gehen mußte.

Im Jahre 1658 starb auf Roten Hammer ein Schichtmeister, der zwar ein großer Freund der Kirche und Schule, sonst auch ehrbar im Gespräch, ohne Fluchen und Schelten und unumstößlich gegen seine Arbeiter gewesen war und doch nach seinem Tode als greuliches Gespenst umging. Daselbe ließ sich in des Verstorbenen Gestalt nicht nur auf dem Hammer, da er gewohnt, sondern auch am Kohlenwege, meistens aber auf der Schmelzhütte sehen. Es schlug Knechte und Mägde unter das Vieh, seine Tochter über den Leib, daß sie acht Wochen krank lag, und quälte die Arbeiter dermaßen, daß niemand bleiben wollte. Ein Jahr darauf war Ruhe und Frieden vor ihm, aber da nach diesem ein Kohlenfuhrmann so von ungefähr an eine unbekannte Köhlerhütte kommt, die Bretter losreißt, um sie heinzuschaffen und nunmehr das letzte Brett anrührt, drückte ihn der gespenstige Mann, daß er sterben mußte. Nun fing der Schichtmeister sein Mordspiel wieder an und drückte den Kohlenmesser Caspar Biber am hellen lichten Tage auf dem Hofe tot.

„Die Perlenschoten“

Im Jahre 1626, kurz nach dem großen Sterben, wohnte in der Neustadt Wiesenenthal ein gewisser Michael Rothdörfer, ein Euland von Lüttich in Böhmen, welcher mit Weib und sieben Kindern den Religionsfeinden glücklich entronnen war. Sein Töchterlein von sieben Jahren hatte vom Schutthaufen eines alten, ausgegrabenen Kellers eiliche Kapfamenstrünklein aufgefunden und in ihres Vaters Garten gesteckt. Da nun solcher wohl fortgekommen und gereift, nimmt sie die Schötchen ab und klopft sie aus, findet aber mit Verwunderung weiße Körnchen, die sie, unweisend, was es sei, dem Vater weist und spricht: „Se, Vater, sehet, was sind dies für Blätterlein?“ Der Vater erkennt, daß es echte Perlen sind, sucht und findet sie in den Schötchen selbst, daß nach je zwei Samenkörnlein eine wahrhafte Perle lag, und so sammelten sie dieses Samens und der Perlen ein Näpfchen voll. Eine durchreisende Gräfin von Hauenstein hat dieselben mit Verwunderung angesehen und gefunden, daß es wahrhafte Perlen seien. Daher hat sie dem Vater versprochen, wenn er einwilligen wolle, so wolle sie dieses glückselige Kind zu sich nehmen und ihm alle Güte widerfahren lassen. Als sie aber hierbei eiliche dergleichen Schötchen selbst aufgemacht, sind die darin verborgen liegenden Perlen ihr unter den Fingern geschmolzen, welches auch anderen Leuten begegnet ist, daher sie geurteilt und gesagt: „Ei, so ist es eine besondere Gnade von Gott, deren wir nicht würdig sind.“

Vom Bärenstein

„Wir denken am Jubeltage unseres lieben Blattes daran . . .“

Es kann nicht anders sein, als daß an dem schönen Jubiläum unserer Heimatzeitung, der „O. Z.“, auch der Erzgebirgsverein im allgemeinen wie besonders der Erzgebirgswegverein Bärenstein freudigen Anteil nimmt. Gedenken wir doch am Jubeltage unseres lieben Blattes daran, daß diese Zeitung es stets gewesen ist, die Jahrzehnt um Jahrzehnt bemüht und mit großem Erfolg bestrebt war, die Schönheiten des Bärensteins und seines ganzen Umgebungsgebietes zu preisen und den Verkehr nach dem Berge und seinem Umland heben zu helfen. Wenn heute der Bärenstein zu allen Jahreszeiten ein beliebtes Touristen- und Sportlerziel ist, so darf die „O. Z.“ sagen, daß ihr an der Erreichung dessen ein guter Teil Verdienst mitgebohrt. So hat Heimatliebe hier Hervorragendes erreicht! Dessen gedenken wir am 75. Jahrestage der „Obererzgebirgischen Zeitung“ mit aufrichtigem Dank.

Erzgebirgs-Zweigverein Bärenstein (e. V.)
Richard Förster, Vorsitzender.

Die Berge des Erzgebirges grüßen die O. Z.

Die Bedeutung unserer Mundart im Dienste an der Heimat

Als unser Heimatdichter Max Wenzel in Chemnitz seinen 50. Geburtstag beging, feierte Herr Pfarrer Löschner, Zwönitz, den Erzgebirgspoeten in einer prächtigen Ansprache die sehr bemerkenswerte und lehrreiche Darlegungen über die Bedeutung unserer Mundart im Dienste an der Heimat enthielt. Redner führte u. a. aus:

Warum aber feiern wir heute Max Wenzel? Warum haben wir unserem Röder droben in Johanngeorgenstadt ein Denkmal gewidmet, unsers Anton Günthers 50., Hans Siegers 60. Geburtstag gefeiert? Weil sie uns unsere Heimat in ihren Mundart-Dichtungen lebendig vor die Seele gestellt haben, die Heimat, die von ihrer Sprache gar nicht zu trennen ist, ebenso, wie unsere Erzgebirgsheimat nicht getrennt werden kann von ihren Bergen und den Fichtenwäldern, und die Heimat der Strandbewohner drunten von Sanddünen und See.

Ein niederdeutscher Dichter hat den Spruch geprägt: „Nieber gar nicht geboren, als seine Heimat verloren!“ Die Leute, die uns von unserer Heimat losreißen wollen, reden fast alle eine andere Mundart wie wir, oder gar keine Mundart. Darum sind sie undeutsch in ihrem ganzen Wesen.

Aber ist denn das Erzgebirgische überhaupt eine Mundart?

Es ist ja eine oberfränkische Mischsprache, die allmögliche ostfränkische, bayerische u. a. Bestandteile in sich trägt. Gewiß genau wie der Stamm der Erzgebirger selbst! Und diese Sprache ist eben das Kennzeichen des Werdens unserer Landmannschaft.

Eigentlich ist es ja, daß unser kleines Sachsen drei ausgeprägte Mundarten hat: das Erzgebirgische, das Vogtländische (beides verwandt) und das Sächsisch. Wo bleibt denn da aber das „berühmte Sächsische“? Wo der unsterbliche „Bliemchen“?

Das ist eben das Verhängnis unseres sächsischen Volkstumes, daß leider nach dieser albernen Spottgestalt unser sächsisches Wesen beurteilt wird. Wenn die Leute in Dresden ein „babbiges“ Deutsch „larnen“ und die Leipziger über das K. stolpern, so müssen wir ihnen dies Vergnügen lassen; aber dagegen verwahren wir uns, daß dies das allgemeine Sächsische sei.

Als 1876 der Leipziger Lehrer Gustav Schumann begann, seine endlosen Bliemchen-Bücher herauszugeben, wollte er Lachen erregen um jeden Preis und damit Geld verdienen; er war „Komiker“, aber kein Dichter. Als Erwin Bormann, der feinsinnige Shalepeare-Forscher, eine eigenartig formgewandte und humorvolle Dichternatur, seine Gedichte und Aufsätze in Leipziger Mundart veröffentlichte, hat er nie und nimmer von „sächsischer Mundart“ geredet, sondern hielt dem Leipziger Spiehbürger den Spiegel vor. Aber dann kamen die „Dichter“ von Planitz, Georg Zimmermann u. a. (leider bis hinein in die neueste Zeit) und „machten Berse“ und reisten in „Sächsischen“. Und wenn Georg Zimmermann in Trak und mit langer Ordenskette auf seinen „Vortrags“-reisen als berühmtester „sächsischer Dichter“ auftrat und „Nieder“ verzapfte, so war das etwas.

„O du geliebte Gasseganne,
du meiner Sahnfucht Badewanne,
dei Bild dhut mich im Traum umschwäben. —
Nu äben!“

oder sein Wiegenlied einer Mutter:

„Mutterliebe singt dir Nieder,
huschelt dich in tiefen Schlaf,
dich, mei gleeues Gassegeischen (!)
dich, mei goldnes Herzensschaf,
Will sich setzen äne Fliege,
dir vielleicht uf's Näschen ruf,
dann, mei lieues Semmelnympfen (!),
fricht se gleich was hinten druf.“

dann wälzte man sich in allen Teilen Deutschlands vor Lachen und spöttelte mitleidig über den Sachsen.

Und nun höre man im Gegenatz ein Lied des Toleranztonel oder des Plattener Soph, unseres Wenzel, Siegert oder Emil Müller u. v. a. — welsch eine Welt trennt uns von diesem Bliemchen-„Kitsch“!

Die irreführenden Deutschen draußen meinten dann, Sächsisches sei nur dort zu finden, wo man jeden Satz mit einem „Nu heern“ se“ beginne und mit einem „Ei herrjeses“ oder „Wees Gnebbchen“ beschließe. Lassen wir diesen „sächsischen Humor“ den Komikern der „Varietés und Kabarets“. Diese Herren sind ja meist so undeutsch wie die Namen dieser „Kunststätten“.

Wir brauchen wirklich nicht nach „Bliemchen“ zu greifen. Schon vor mehr als 100 Jahren sang der Breitenbrunner Wärrer Christian Gottlob Wild (gest. 1839) seine Lieder, die heute noch wie das Wiegenlied, der Klippknad, das Anfahrlied u. a. im Munde des Volkes leben; der Annaberger Kürschnermeister J. G. Grund (1816) stellte in der Mundart seiner zweiten Heimat Volksgestalten vor seine Zeitgenossen. In seine Fußstapfen trat der Eisenstädter Grenzaufseher Kleinhempel (1865). Dann kam eine Pause bis zu Röder, der im Lied und in gereimter und ungereimter Erzählung Bleibendes leistete. Wieviel Namen müßten wir den schon genannten anreihen, wenn wir

Der Pöhlberg

„Mit den Bergen des Erzgebirges grüßt dich der fraute Pöhlberg“

Wenn die „Obererzgebirgische Zeitung“ in diesen Tagen von der Seitentafel ihre Blicke zurücklenkt auf das Dreivierteljahrhundert ihres Bestehens und in ihrer Festnummer Rechenschaft vor der Öffentlichkeit darüber ablegen wird, wie sie ihren Aufgaben, jahraus, jahrein in der Heimat für die Heimat zu schaffen, gerecht geworden ist, so darf sie sicher sein, daß man in Stadt und Land, in den Tälern und auf den Bergen ihr aufrichtig danken wird für die treue Hingabe, für die begeisterte Art, mit der sie uns Gebirglern ein wahres Heimatblatt gewesen ist.

Wenn heute u. a. der Verkehr nach unserer herrlichen Gebirgsheimat so gewaltig gewachsen ist, wenn die Unterkunfts Häuser unserer Berge von Einheimischen nicht nur, sondern auch von Fremden, oft von weither, besucht werden, so hat die Jubilarin ihren guten Anteil an alledem. Wie hat sie doch immer auch die köstlichen Schönheiten des Kleinodes der Stadt Annaberg, unseres herrlichen Pöhlberges, gepriesen und ist so zu allen Zeiten des Jahres ein Ruf nach unsen Berg geworden.

Wie oft sind wir mit ihr im Geist auf Wegen und Stegen des Pöhlberges gewandert, wenn der König Winter dort oben sein weißes Reich aufgeschlagen hatte und die Sportler von nah und fern Geist und Körper im Stahlbade des Winterportes ertüchtigten.

Wie oft führte uns der Ruf der Jubelzeitung hin zum Berge, wenn der Lenz einzog, wenn das erste frische Grün der Fichten sproßte, wie häufig, wenn im Sommer die wundervollen lauschigen Waldwege uns neue Lebensfreude brachten, wenn die Vögel ringsum jubilierten, wenn wie ein Glutball die Sonne des Abends versank! und wir diesem göttlichen Naturspiel vom Rundgang des Berges andächtig nachstauten. Und hat nicht unsere liebe O. Z. uns zu den Feiertagen des Jahres immer wieder zur Pöhlberghöhe geführt und uns zugerufen: Hört, die Glocken läuten über Eurer Heimat, denkt daran, wie einst die Eltern als Kinder Euch hinaufführten und vom Zauber der Gebirgsschönheiten zu Euch sprachen.

So wurde die O. Z. allzeit zum Rinder all dessen, was der einzig schöne Pöhlberg am Weichbilde der Stadt Annaberg uns ist und bleiben wird, dessen Hüter und Förderer der Pöhlberg-Ausschuß der Stadt Annaberg ist, jener Berg, dem auch ich mein Lebenwirken begeistert gewidmet habe.

Weiter so, „Obererzgebirgische Zeitung“! Mit den Bergen des Erzgebirges grüßt dich heute der alte fraute Pöhlberg.

Stadtrat Ernst Roß

stellv. Bürgermeister und Vorsitzender des Pöhlberg-Ausschusses.

einigermassen vollständig sein wollten. In Chemnitz sei an Th. Krausch, an A. Clemens Meyer, den Sohn Grumbachs, und an Prof. Gebauer (Brau mei Bier salber) erinnert. Was sie geschaffen haben, ist nicht alles gleichwertig, aber es ist aus der Volksseele herausgeboren, mit Volksaugen geschaut und mit dem Volksmunde gesungen.

Und darum danken wir diesen Männern, nicht erst wenn sie gestorben sind (das wäre — leider — echt deutscher und billiger Dank), sondern so lange sie leben und noch unter uns schaffen.

Max Wenzel hat ein neues Büchlein erscheinen lassen. Es heißt: „Schwarzbrut“ und bietet Gesundes und Kräftiges, wie es unser Bauernbrot darreicht. In den Eingangsgebieten besingt er den „Heiligohnd nach der Bescherung“, widmet der Mutter Maria auf seinem Weihnachtsberg innige Verse und bringt „zon neie Gahr“ allen Erzgebirgern „e guts Glückauf!“ Dann kommen die lustigen Geschichten, getreue Federzeichnungen echten Erzgebirgslebens in wechselnden Volksgestalten, und darin ist er Meister. Wie lauscht die Menge innerhalb und

außerhalb seiner Heimat, wenn Wenzel auf seinen Wanderungen durch deutsche Lande diese Geschichten meisterhaft vorträgt, oder wenn seine kleinen Volksstücke von seinen Landsteuten vorgeführt werden. Man freut sich von Herzen und lacht sich gesund, weil in all diesen Sachen nicht nur billiger Witz steckt, sondern auch der Ernst, ohne den die Volkskunst, die Heimatkunst, — ja diese erst recht — nicht zu denken ist. Gott bewahre uns vor dem mundartlichen Witz um jeden Preis! Wir haben genug davon und sind froh, daß diese „Dialektgedichten“ der Vergessenheit anheimfallen, viel eher, als die Hefte vergriffen sind.

In seiner Widmung zum „Schwarzbrut“ singt Wenzel davon, was für Wünsche er hat, wenn er einmal gestorben ist. Er will in der Stille unter einem Baum begraben sein, auf dem ihm ein Vöglein das Grablied singt; eine Schaufel Heimat Erde soll der letzte Gruß aus Freundeshand sein: „Laßt mir mei Ruh, weil vu drham ich träumen will!“ Der lustige Wenzel-Mag — und eine Träne im Auge! So sehen unsere echten Heimatdichter aus!

Der Scheibenberg

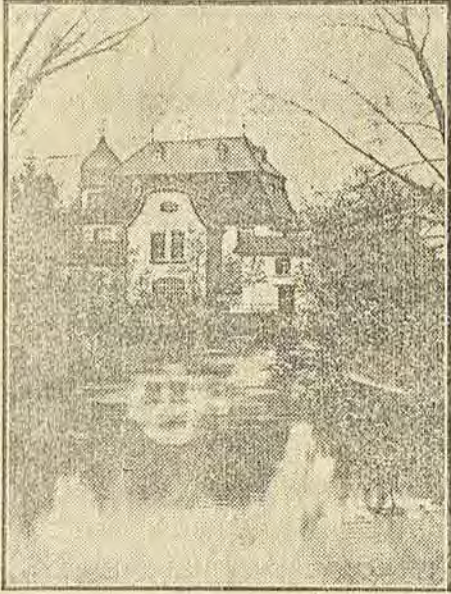
„... daß der Besuch des Berges immer stärker wurde“

Nach der Scheibenberg mit seinem Aussichtsturm und Unterkunfts Haus grüßt die „Obererzgebirgische Zeitung“ zu ihrem 75jährigen Jubiläum herzlichst. — Seit ihrem Bestehen hat die Zeitung sehr viel dazu beigetragen, daß der Besuch des Berges immer stärker geworden ist und daß sich Tausende und Abertausende an der Schönheit des Berges und dem herrlichen Rundblick von demselben erfreuen durften. Für alles dankt der Berg der „Obererzgebirgischen Zeitung“ wärmstens, wünscht der „O. Z.“ ein weiteres Blühen und Gedeihen und bittet sie, ihn auch ferner in ihrem Leserkreis zu preisen.

Der Stadtrat Scheibenberg.

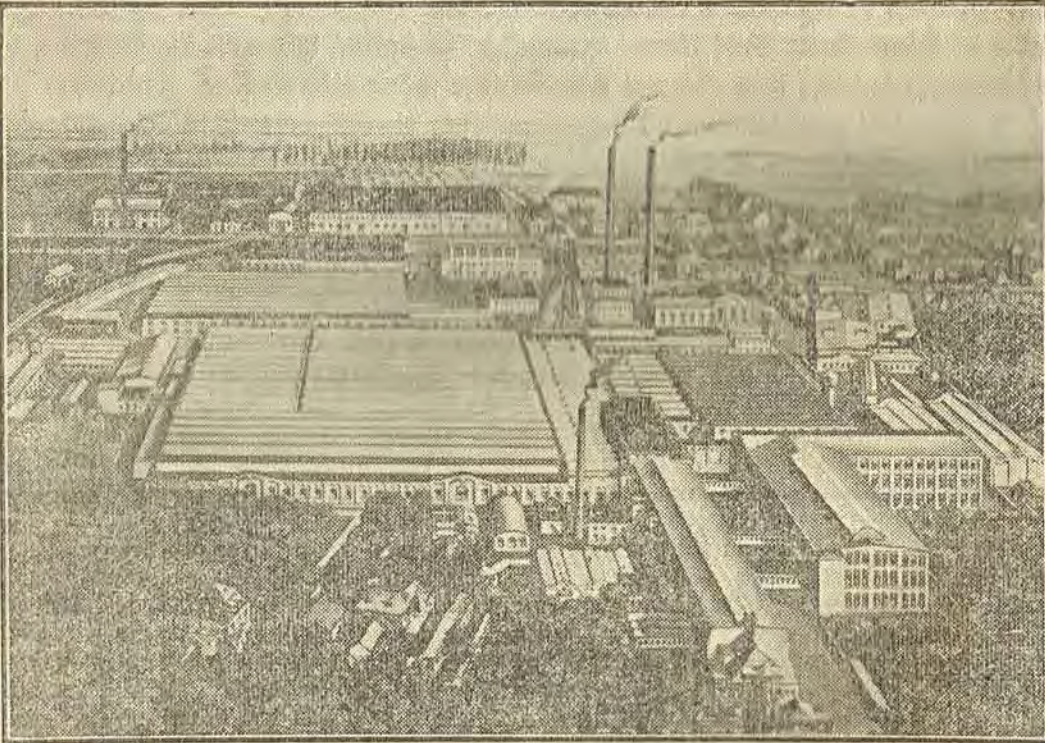


AUS DEM ERZGEBIRGE IN DIE WELT



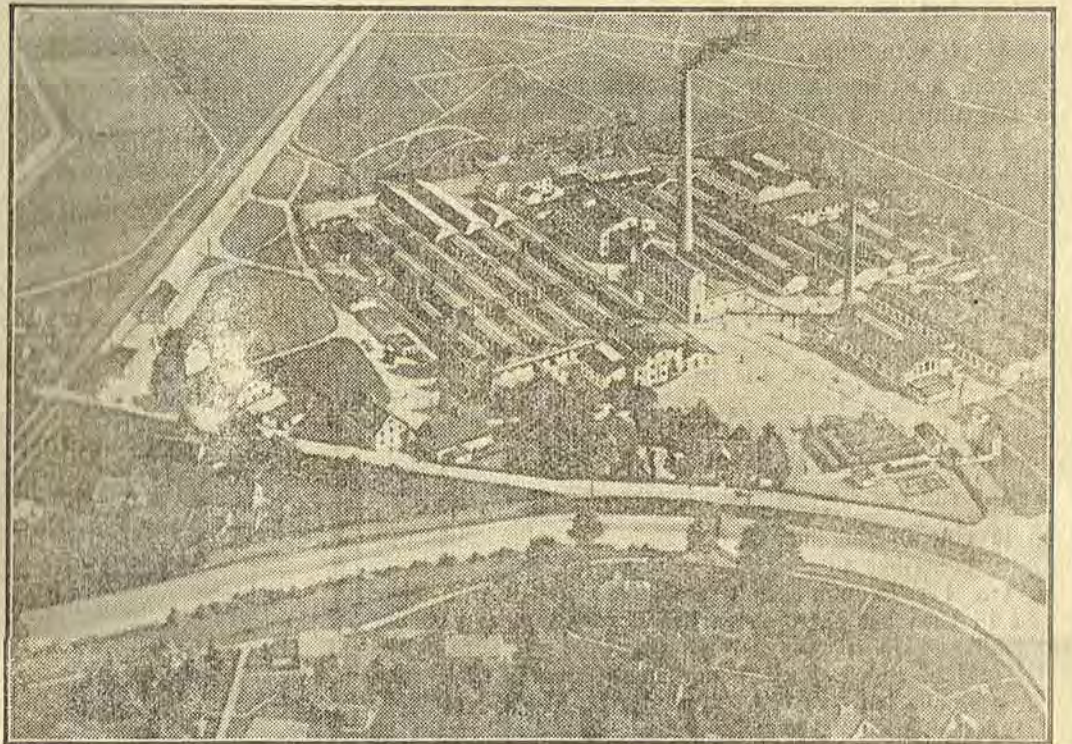
Die alleingeseffene Posamenten-Industrie in Annaberg und Umgebung hat sich im Laufe der Jahrhunderte einen Arbeiterstamm erzogen, der eine allererste textile Fertigkeit besitzt. Das bezieht sich sowohl auf die Anfertigung der Posamenten selbst, als auch auf die Vorbereitung der hierfür notwendigen Rohgarne. Daß diese Eigenschaften aber für die Verarbeitung und Veredlung von Kunstseide von ganz besonderer Bedeutung sind, ist jedem, der Kunstseide irgendwie verwendet, bekannt. Es ist deshalb weiter selbstverständlich, daß man sich seitens der Kunstseide verarbeitenden Industrie gerne der erzgebirgischen Veredler bediente. Die Posamenten-Industrie selbst aber ging infolge der Ungunst der Mode in den letzten Jahren immer weiter zurück, dagegen haben die ursprünglich nur für die Posamenten-

Industrie tätig gewesenen Veredler ihre führende Rolle in Bezug auf die Kunstseide behauptet, ja die Kunstseide hat eigentlich erst die Großbetriebe der Textilveredlung entstehen lassen, die sich teils in Anlehnung an bestehende Firmen, teils aber auch vollkommen auf eigenen Füßen entwickelten. So nimmt es nicht wunder, daß nicht nur die deutsche Kunstseiden-Industrie gerade in der hiesigen Gegend ihre eigenen Veredlungsbetriebe besitzt, sondern daß auch die ausländischen Kunstseidenproduzenten die Dienste der erzgebirgischen Veredler gern in Anspruch nehmen. Infolge des schon oben erwähnten Rückganges in der Posamenten-Industrie drohte die Arbeitslosigkeit überhand zu nehmen. Von den maßgebenden und den verantwortungsbewußten Stellen wurde deshalb der Entschluß der Vereinigten Glanzstoff-Fabriken A.-G. Elberfeld, ein Veredlungswerk im Annaberger Textilbezirk – und zwar in Tannenberg i. Erzg. – zu errichten, sehr begrüßt. Aber auch die

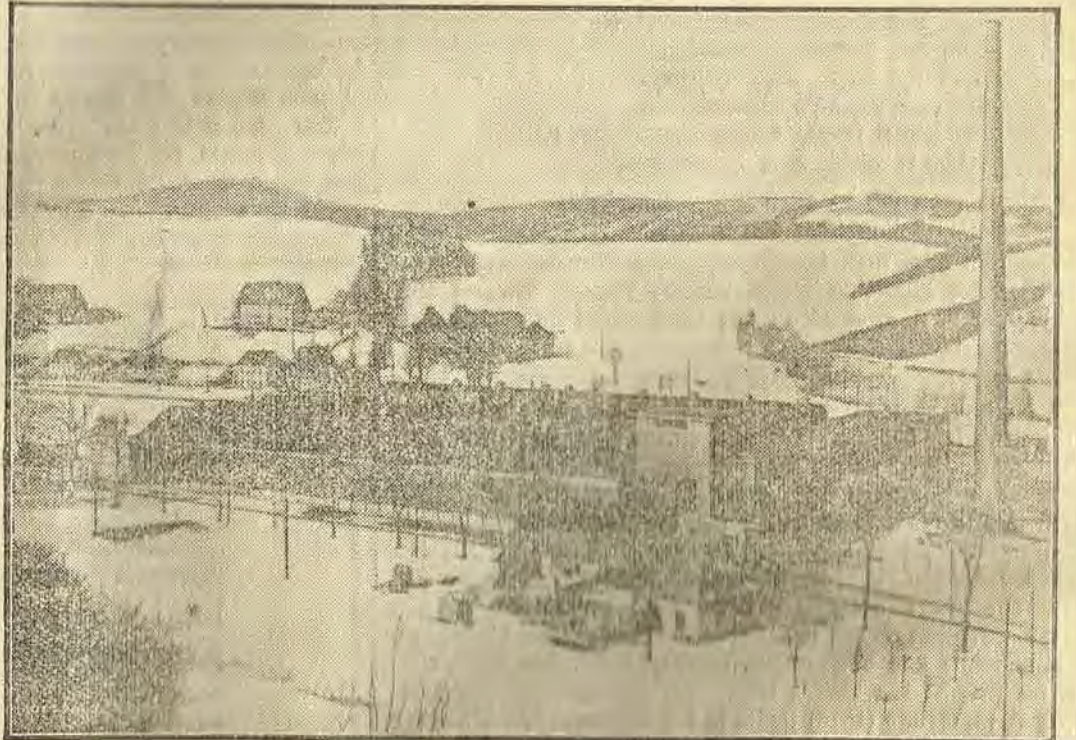


Abnehmererschaft war nicht weniger bis dahin, ging doch damit ein schon lange gehegter Wunsch in Erfüllung. Die Verwirklichung dieses Entschlusses hat sich bereits als sehr glücklich und erfolgreich erwiesen. Bedeutet also das Glanzstoffwerk in Tannenberg an sich für das gesamte Obererzgebirge einen nicht unwesentlichen wirtschaftlichen Faktor, so wissen sich andererseits die Kunstseiden-Verbraucher der näheren und weiteren Umgebung die Vorteile des Werkes sehr wohl zu nutze zu machen. Das Werk selbst aber, dessen Bau im August 1927 begann und das im Herbst 1928 in Betrieb genommen wurde, befindet sich noch im Stadium der Entwicklung. Trotzdem aber werden jetzt schon an n. n. nähernd 500 Leute beschäftigt. Die gesamte Anlage ist in jeder Beziehung modern und mit den neuesten Errungenschaften der Technik ausgestattet. Besonderer Wert wurde auch auf die soziale Einrichtung gelegt. Das Werk in Tannenberg spielt innerhalb des Konzerns sozusagen den Vermittler zwischen den Spinnereien und der Verbraucherschaft und ist natürlich im Vergleich zu den dem Konzern angeschlossenen Spinnereien und dem Konzern als solchen nur ein Zwerg unter Riesen. Die Bedeutung des Glanzstoffes in der deutschen und in der internationalen Kunstseiden-Industrie ist wohl hinlänglich bekannt. Als der Schlüssel zum Tore des Zauberlandes „Kunstseide“ gefunden wurde, haben nur wenige die ungeheure Bedeutung dieser Entdeckung erkannt. Unscheinbar waren die Anfänge des ersten Unternehmens, welches in Deutschland auf Grund der Forschungen von Dr. Max Fremery und Joh. Urban mit der praktischen Auswertung der Erfindung begann. Diese Arbeiten wurden in der alten Glühlampenfabrik in Oberbruch im Rheinland vorgenommen (Bild 1). Jahrzehnte langer angestrengtester Arbeit sind vergangen. Das Werk Oberbruch (Bild 2) entwickelte sich im Laufe der Zeit aus der alten Versuchsfabrik. Im Forschungsinstitut der Glanzstoff-Fabriken und in ihren Laboratorien begann die systematische, wissenschaftliche Erforschung, die die größtmögliche

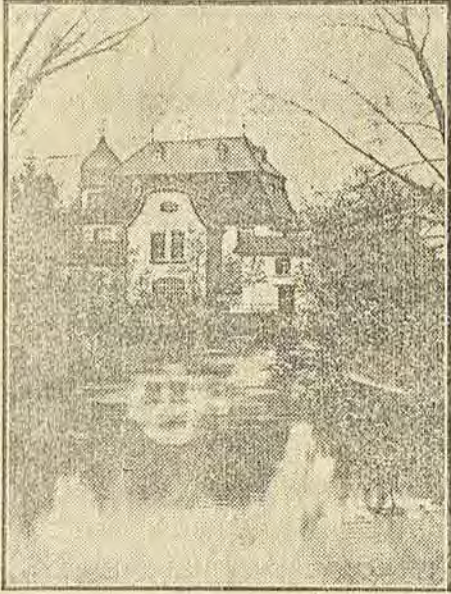
Verfeinerung der Glanzstoff-Produkte anspreche. Man erreichte die Weichheit, das Aussehen der realen Seide. Die Trocken- und Naßfestigkeit wurden derart verbessert, daß für Tragfähigkeit und Waschbarkeit garantiert werden konnte. Aber erst in neuester Zeit gelang es, der neuen Textilsfaser die Fähigkeit zu geben, Wärme zu spenden und sie knitterfest zu machen, beides Haupteigenschaften und Kennzeichen der Naturseide. Ein glücklicher Zufall führte zur Erfindung der Luft- oder „Celta“-Seide. Was ist „Celta“? Der „Celta“-Faden ist infolge eines vollkommen neuartigen Spinnverfahrens in Struktur und Aufbau



völlig abweichend von anderen Kunstseiden. Er enthält mit Luft gefüllte Hohlräume. Diese Eigenschaft erklärt seine überraschende wärmeisolierende Fähigkeit, die sonst nur Wolle und Seide besitzen, wie auch seine wunderbare Weichheit und Geschmeidigkeit. „Celta“ trägt sich deshalb bedeutend angenehmer als andere Stoffe. Im Aussehen kommt „Celta“ der Naturseide am nächsten, ihr warmer, milder Glanz wird durch die in dem Aufbau des Fadens begründete andersartige Lichtbrechung verursacht. Deshalb behält „Celta“ im Gegensatz zu anderen nachträglich matten Kunstseiden diese Eigenschaft unverändert bei. Aussehen und Festigkeit werden durch noch so häufiges Waschen nicht beeinträchtigt. Die Seimale der „Celta“-Seide ist das Werk Petersdorf im Riesengebirge (Bild 3). Der von den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken auf der Kölner Frühjahrsmesse mit großem Erfolg ausgestellte neue „Celta“-Strumpf ist ein Qualitätszeugnis und wird in allen Modifarben hergestellt. Im Preis ist er bedeutend niedriger als andere gleichwertige Artikel. Weichheit und Fälligkeit der „Celta“-Seide kommen naturgemäß auch besonders bei Samten und Plüsch zur Geltung. Es ist kein Zufall, daß gerade die Samt- und Plüschhersteller „Celta“ für die Anfertigung ihrer hochwertigen Erzeugnisse verwenden. Die Wärmeisolation des Materials gab die Anregung, Reisfedern aus „Celta“-Plüsch herzustellen, die nur die Hälfte des Gewichts von Mohair-Plüschdecken besitzen und beim reisenden Publikum bereits begeisterte Aufnahme gefunden haben. Auch die Handarbeitgarne aus „Celta“ sind infolge der vorerwähnten Eigenschaften des Materials unübertroffen. Zur Herstellung von Schals, Zumpen, Strickweilen, überhaupt von jeder Art Strick- und Sportbekleidung, ist die leichte und weiche „Celta“ das geeignete. Gerade die letzterwähnten Produkte werden fast ausschließlich in dem hiesigen Veredlungswerk Tannenberg (Bild 4) hergestellt. Hier werden die einschlägigen Garne der einzelnen Konzernwerke verarbeitet und so hergerichtet, daß sie als die wohlbekannten Glanzstoff-Erzeugnisse ihren Siegeszug in die Welt antreten können und somit Kunde geben von deutscher Forscherfähigkeit und erzgebirgischem Fleiß.

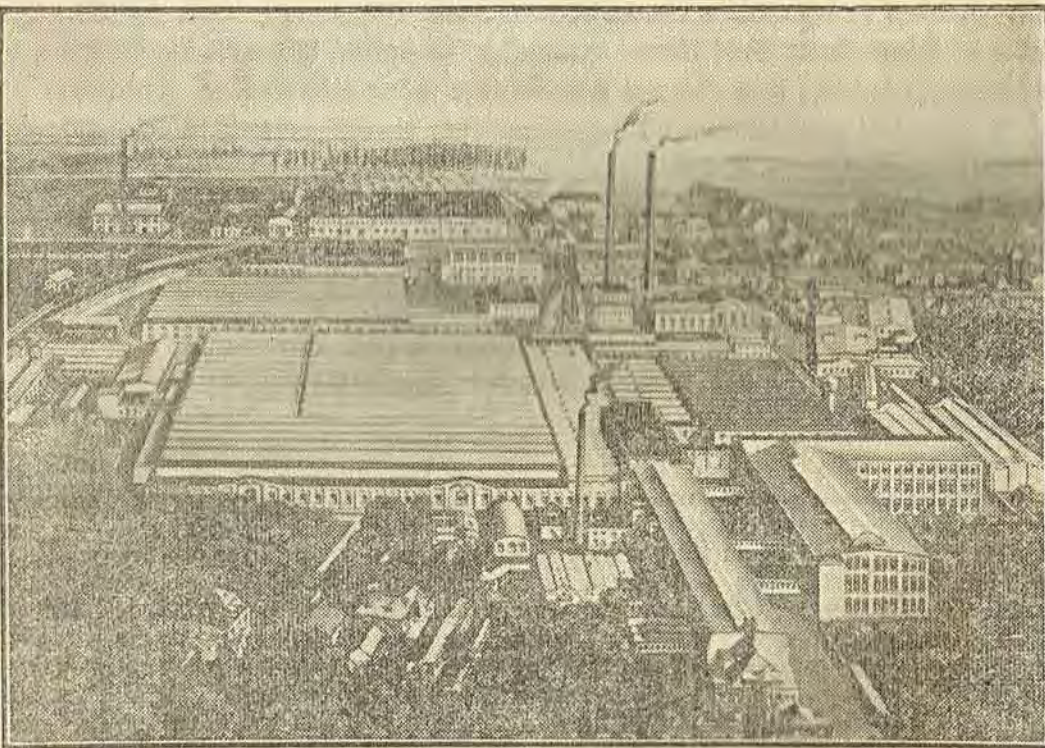


AUS DEM ERZGEBIRGE IN DIE WELT



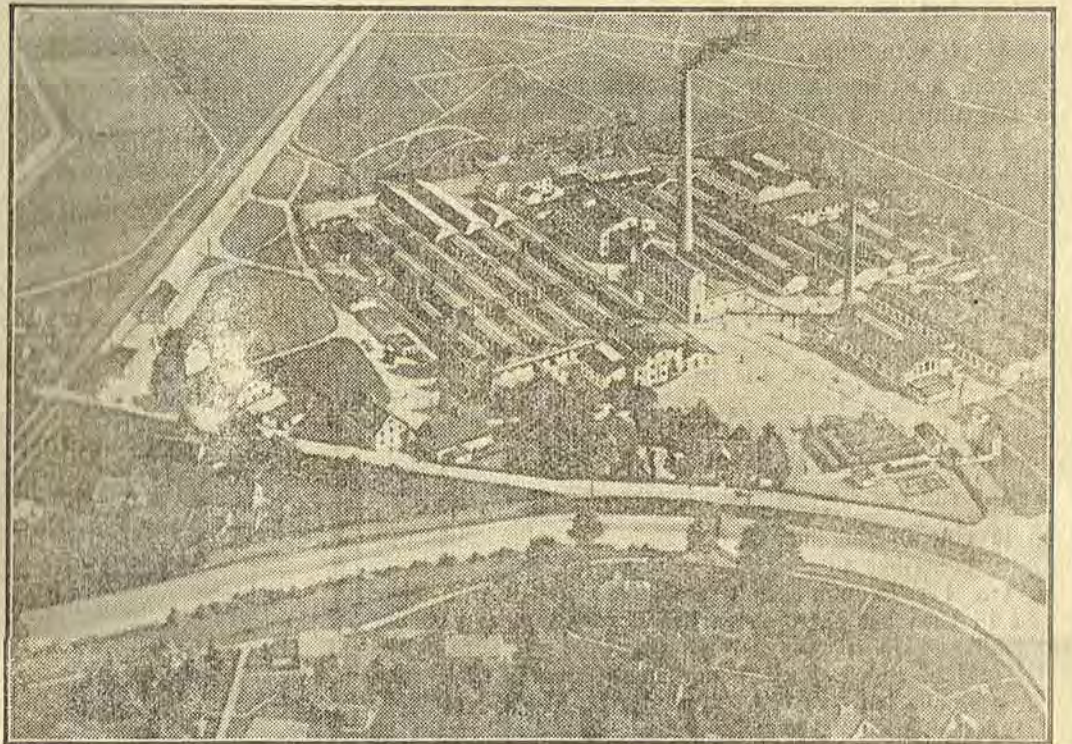
Die alleingesehene Posamenten-Industrie in Annaberg und Umgebung hat sich im Laufe der Jahrhunderte einen Arbeiterstamm erzogen, der eine allererste textile Fertigkeit besitzt. Das bezieht sich sowohl auf die Anfertigung der Posamenten selbst, als auch auf die Vorbereitung der hierfür notwendigen Rohgarne. Daß diese Eigenschaften aber für die Verarbeitung und Veredlung von Kunstseide von ganz besonderer Bedeutung sind, ist jedem, der Kunstseide irgendwie verwendet, bekannt. Es ist deshalb weiter selbstverständlich, daß man sich seitens der Kunstseide verarbeitenden Industrie gerne der erzgebirgischen Veredler bediente. Die Posamenten-Industrie selbst aber ging infolge der Ungunst der Mode in den letzten Jahren immer weiter zurück, dagegen haben die ursprünglich nur für die Posamenten-

Industrie tätig gewesenen Veredler ihre führende Rolle in Bezug auf die Kunstseide behauptet, ja die Kunstseide hat eigentlich erst die Großbetriebe der Textilveredlung entstehen lassen, die sich teils in Anlehnung an bestehende Firmen, teils aber auch vollkommen auf eigenen Füßen entwickelten. So nimmt es nicht wunder, daß nicht nur die deutsche Kunstseiden-Industrie gerade in der hiesigen Gegend ihre eigenen Veredlungsbetriebe besitzt, sondern daß auch die ausländischen Kunstseidenproduzenten die Dienste der erzgebirgischen Veredler gern in Anspruch nehmen. Infolge des schon oben erwähnten Rückganges in der Posamenten-Industrie drohte die Arbeitslosigkeit überhand zu nehmen. Von den maßgebenden und den verantwortungsbewußten Stellen wurde deshalb der Entschluß der Vereinigten Glanzstoff-Fabriken A.-G. Elberfeld, ein Veredlungswerk im Annaberger Textilbezirk — und zwar in Tannenberg i. Erzg. — zu errichten, sehr begrüßt. Aber auch die

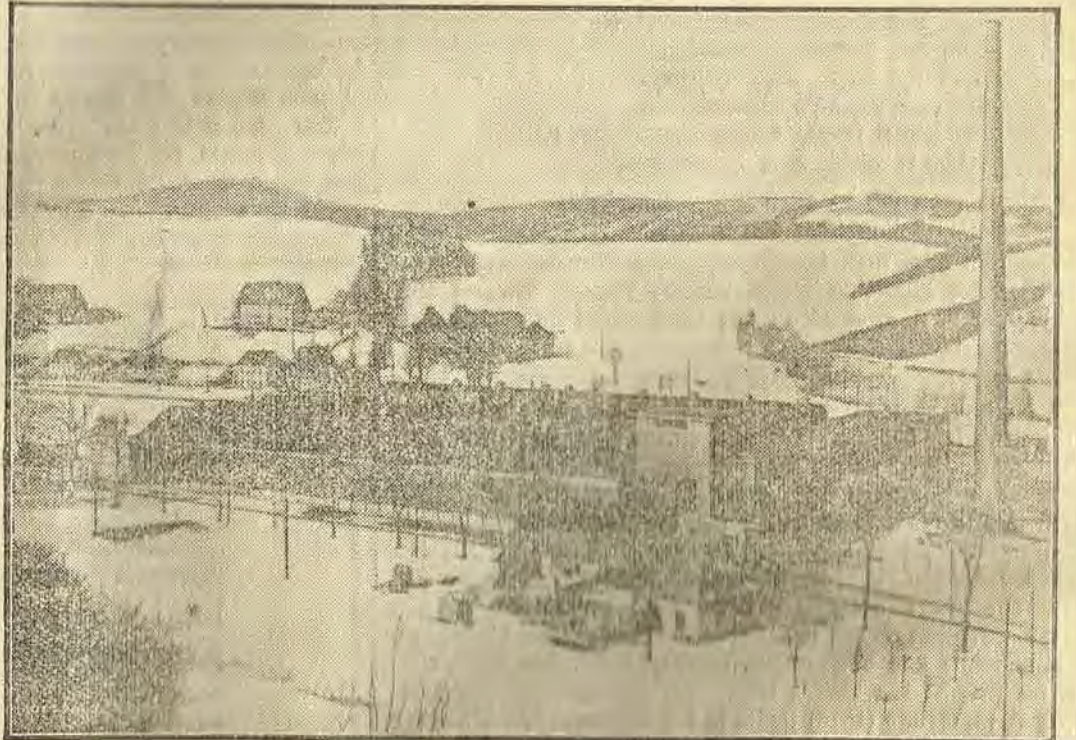


Abnehmererschaft war nicht weniger bis dahin, ging doch damit ein schon lange gehegter Wunsch in Erfüllung. Die Verwirklichung dieses Entschlusses hat sich bereits als sehr glücklich und erfolgreich erwiesen. Bedeutet also das Glanzstoffwerk in Tannenberg an sich für das gesamte Obererzgebirge einen nicht unwesentlichen wirtschaftlichen Faktor, so wissen sich andererseits die Kunstseiden-Verbraucher der näheren und weiteren Umgebung die Vorteile des Werkes sehr wohl zu nutze zu machen. Das Werk selbst aber, dessen Bau im August 1927 begann und das im Herbst 1928 in Betrieb genommen wurde, befindet sich noch im Stadium der Entwicklung. Trotzdem aber werden jetzt schon an n. n. nähernd 500 Leute beschäftigt. Die gesamte Anlage ist in jeder Beziehung modern und mit den neuesten Errungenschaften der Technik ausgestattet. Besonderer Wert wurde auch auf die soziale Einrichtung gelegt. Das Werk in Tannenberg spielt innerhalb des Konzerns sozusagen den Vermittler zwischen den Spinnereien und der Verbraucherschaft und ist natürlich im Vergleich zu den dem Konzern angeschlossenen Spinnereien und dem Konzern als solchen nur ein Zwerg unter Riesen. Die Bedeutung des Glanzstoffes in der deutschen und in der internationalen Kunstseiden-Industrie ist wohl hinlänglich bekannt. Als der Schlüssel zum Tore des Zauberlandes „Kunstseide“ gefunden wurde, haben nur wenige die ungeheure Bedeutung dieser Entdeckung erkannt. Unschonbar waren die Anfänge des ersten Unternehmens, welches in Deutschland auf Grund der Forschungen von Dr. Max Fremery und Joh. Urban mit der praktischen Auswertung der Erfindung begann. Diese Arbeiten wurden in der alten Glühlampenfabrik in Oberbruch im Rheinland vorgenommen (Bild 1). Jahrzehnte langer angestrengtester Arbeit sind vergangen. Das Werk Oberbruch (Bild 2) entwickelte sich im Laufe der Zeit aus der alten Versuchsfabrik. Im Forschungsinstitut der Glanzstoff-Fabriken und in ihren Laboratorien begann die systematische, wissenschaftliche Erforschung, die die größtmögliche

Verfeinerung der Glanzstoff-Produkte anspreche. Man erreichte die Weichheit, das Aussehen der realen Seide. Die Trocken- und Naßfestigkeit wurden derart verbessert, daß für Tragfähigkeit und Waschbarkeit garantiert werden konnte. Aber erst in neuester Zeit gelang es, der neuen Textilsäse die Fähigkeit zu geben, Wärme zu spenden und sie knitterfest zu machen, beides Haupteigenschaften und Kennzeichen der Naturseide. Ein glücklicher Zufall führte zur Erfindung der Luft- oder „Celta“-Seide. Was ist „Celta“? Der „Celta“-Faden ist infolge eines vollkommen neuartigen Spinnverfahrens in Struktur und Aufbau



völlig abweichend von anderen Kunstseiden. Er enthält mit Luft gefüllte Hohlräume. Diese Eigenschaft erklärt seine überraschende wärmeisolierende Fähigkeit, die sonst nur Wolle und Seide besitzen, wie auch seine wunderbare Weichheit und Geschmeidigkeit. „Celta“ trägt sich deshalb bedeutend angenehmer als andere Stoffe. Im Aussehen kommt „Celta“ der Naturseide am nächsten, ihr warmer, milder Glanz wird durch die in dem Aufbau des Fadens begründete andersartige Lichtbrechung verursacht. Deshalb behält „Celta“ im Gegensatz zu anderen nachträglich makierten Kunstseiden diese Eigenschaft unverändert bei. Aussehen und Festigkeit werden durch noch so häufiges Waschen nicht beeinträchtigt. Die Seimale der „Celta“-Seide ist das Werk Petersdorf im Riesengebirge (Bild 3). Der von den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken auf der Kölner Frühjahrsmesse mit großem Erfolg ausgestellte neue „Celta“-Strumpf ist ein Qualitätszeugnis und wird in allen Modifarben hergestellt. Im Preis ist er bedeutend niedriger als andere gleichwertige Artikel. Weichheit und Fälligkeit der „Celta“-Seide kommen naturgemäß auch besonders bei Samten und Plüsch zur Geltung. Es ist kein Zufall, daß gerade die Samt- und Plüschhersteller „Celta“ für die Anfertigung ihrer hochwertigen Erzeugnisse verwenden. Die Wärmeisolation des Materials gab die Anregung, Reisfedern aus „Celta“-Plüsch herzustellen, die nur die Hälfte des Gewichts von Mohair-Plüschdecken besitzen und beim reisenden Publikum bereits begeisterte Aufnahme gefunden haben. Auch die Handarbeitgarne aus „Celta“ sind infolge der vorerwähnten Eigenschaften des Materials unübertroffen. Zur Herstellung von Schals, Zumpen, Strickweilen, überhaupt von jeder Art Strick- und Sportbekleidung, ist die leichte und weiche „Celta“ das geeignete. Gerade die lehterwähnten Produkte werden fast ausschließlich in dem hiesigen Veredlungswerk Tannenberg (Bild 4) hergestellt. Hier werden die einschlägigen Garne der einzelnen Konzernwerke verarbeitet und so hergerichtet, daß sie als die wohlbekannten Glanzstoff-Erzeugnisse ihren Siegeszug in die Welt antreten können und somit Kunde geben von deutscher Forchertätigkeit und erzgebirgischem Fleiß.



Gedanken und Erinnerungen

Der „D. Z.“ zur 75-Jahr-Feier. Von Bernhard Handke, Verlagsdirektor i. R., Pirna

Zwischen Agaven und Zypressen, Lorbeer- und Palmenbäumen sitzend, die in buntem Gemisch mit unserer heimischen Vegetation der Gegend ihren Stempel aufdrücken, lausche ich dem Sang der Unendlichkeit des blauen Meeres. Wie gleicht es dem Leben, im zornigen Aufwallen an den wildzackigen Klippen und in göttlicher Ruhe, in der unermüdblichen Arbeit und in der friedlichen Stille einer trostvollen Ewigkeit.

Ich zehre an der Erinnerung eines Besuches der Schlachtfelder am Monzo, wo das furchtbare Geschehen während des Weltkrieges sich noch kund gibt in den metallenen Andern, welche als ehemalige Unterstände der Truppen die braune Haut des blutgetränkten Bodens und des Karstes in tausend Furchen zerbrechen, noch kund gibt in den von dem wilden Geschloßhagel zerborstenen Häusern oder in den aus deutschen Reparationsmitteln neu aufgebauten Ortschaften, sowie in einem mit allerhand Kriegsgerät seltsam geschmückten großen Soldatenfriedhof. Tausende und Abertausende haben am Monzo ihr Herzblut vergossen.

In diese Gedankenwelt versunken, gelangt das Schreiben der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in meine Hände einen Beitrag mit Erinnerungen zu liefern für die Festnummer des 75-jährigen Bestehens. Meine Tätigkeit an der Zeitung in Buchholz fällt in die Zeit von 1891 bis 1912, und ich denke noch gern zurück an das 50-jährige Jubiläum. Das gelegentlich einer im Saale des „Deutschen Hauses“ stattgefundenen, groß angelegten Jubiläumsfeier aufgenommenen Bild erinnert so recht an die Vergänglichkeit des Menschen. Viele von den damaligen Festteilnehmern, die das Bild zeigt, sind nicht mehr am Leben.

Wenn ich mich nun zurückverlege in mein liebes Buchholz und den an mich gelangten Wunsch im allgemeinen erfülle, so möchte ich im Speziellen mich doch nur kurz äußern über das, was in Stadt und Land geschaffen worden ist. Viel wurde getan. Kaum war ein Ziel erreicht, so wurden schon wieder neue Sehnachtsgedanken ventiliert. Aber damals lebten wir in einer Zeit geordneten Daseins, in einer Zeit, in der sich die einzelnen Fragen in den Kollegien von Gemeinden und Kirchspielen noch nicht in der bunten Wechselbeleuchtung der Meinungen politischer Parteien bewegten. Es herrschte noch über allen Beratungen und Beschlüssen das klare, ruhige Licht des jeweiligen Bedürfnisses.

Nach dem Kriege ist mit dem Wechsel der Regierungsform auch der Zug heftigster Begeisterung für einmal als notwendig erachtete Bedürfnisse zum Teil gewichen. Und bei allen Parteien wird die Beschlußfremdlichkeit gehemmt durch den Mangel an Mitteln, der in allen Klassen eingetreten ist. Es wäre deshalb sehr am Ort, die Vorkriegszeit gegen die Kriegszeit und zerfallene und zerrissene Nachkriegszeit auszuspielen. Dennoch werden Erinnerungen über Erinnerungen wach.

Wofür mußte die Redaktion nicht überall Interesse zeigen! Für Neu- und Ausbau von Straßen und Plätzen, von Eisenbahnlinien und Eisenbahnverkehrsstellen, für Pflegestätten der dramatischen Kunst, für Hebung von Wasserquellen für die Gemeindeförderung, für neue Abwasseranlagen, für Rathaus-erneuerungsbauten, Neueinrichtung von Gotteshäusern, Pfarrhäusern und Schulen, für Schmutzabläufe, für Arrondierung von Gemeindeflächen, Rostumbauten, Errichtung von Ausflugsstärmen und Touristenhäusern, Denkmalschöpfungen, Schaffung von Turnhallen und -plätzen, Winterportplätzen, Gasanstalten, Schlachthöfen und noch verschiedenes andere mehr.

Unter den verschiedenartigen Erregungselementen möge sich auch solche früherer Torheiten befinden. Und es mag ganz besonders betont werden, daß die „D. Z.“ sich nie blindlings mit fortziehen ließ, sondern oft nur referierend tätig war, wie es letzter Linie zur Pflicht wurde. Kein Parteiblatt in dem Sinne, daß die Zeitung von einer bestimmten Partei abhängig und ihr zugeschworen gewesen, vertrat sie die Wahrheit, wie sie sie erkannte, ohne Schmeichelei nach oben hin, wie es auf der einen, und nach unten hin, wie es auf der anderen Seite bei ihr noch üblich ist. Wie heute, so war die „D. Z.“ auch früher dennoch nicht gänzlich parteilos, was in den meisten Fällen so viel heißt wie charakterlos, sondern sie trat immer ein für das Gute, Edle und Schöne, für alles, was nach ihrer Ansicht den Menschen frommt. Gute Stützen der damaligen Redaktion waren der langjährige Buchholzer Chronist Dr. Mauke, ferner Diakon Dr. Herrmann und Schuldirektor Bartisch, die auf Eruchen in weitestmöglicher Weise oft für die Zeitung tätig gewesen sind.

In lebhafter Erinnerung sind die Festlichkeiten aus Anlaß der Stadtbildung von Annaberg, Buchholz, Osteritz, ferner die Buchholzer Waldspiele, die in solcher Vielseitigkeit vor sich gingen, daß sie weit und breit von sich reden machten und aus Anlaß deren nicht selten von auswärtigen Besuchern Worte fielen, wie: „Ja, wenn Buchholz was unternimmt, steht die Einwohnerschaft wie ein Mann zusammen!“ So war es damals.

Weiter tritt besonders in Erinnerung eine auf die Abendstunden verlegte große Militärparade vor König Albert auf dem durch Illuminationskörper am Rathaus festlich erleuchteten Annaberger Marktplatz. Auch sei eines Besuches des Königs Friedrich August im Erzgebirge gedacht, welcher mit Gefolge und geladenen Gästen im „Waldschloßchen“ das Diner einnahm, und zu dessen Anwesenheit Buchholz am Abend in einer durch die Lage der Stadt am Bergeshang besonders reizvollen Festbeleuchtung erschien.

Nur noch überwältigender wie alle vorhergegangenen Illuminationen war sie.

Zu einer späteren Zeit begleiteten wir den König mit seiner Familie während des Winters auf den Fichtelberg, wo Anton Günther die hohen Herrschaften mit seinen Volksgefangen er-

Sonne. Die öffentlichen und mehrere Privathäuser trugen Fahnen und Flaggen auf Halbmast.

Nachfolger des Bürgermeisters Graf waren die Bürgermeister Schmiedel, Rudolph, Hofmann, Merkel, Horn (gegenwärtig Bürgermeister Schimpf).

Deutsches Turnen und Heimatzeitung

„D. Z. und D. T. als Freunde und Verbündete“

Ihre Obererzgebirgische Zeitung blickt heute auf ein 75-jähriges Bestehen zurück, das Vereinsturnen in Sachsen ist nicht sehr viel älter und hatte in seiner Anfangszeit mit sehr viel Widerständen zu kämpfen. Da stelle ich mit Anerkennung und Dank fest, daß Ihre Zeitung für die volkstümliche Bedeutung des deutschen Turnens von vornherein Verständnis gehabt und ihm die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hat. So sind Ihre Zeitung und das Turnwesen die ganzen 75 Jahre als Freunde und Verbündete Schulter an Schulter gegangen und, was auch die Zeit Neues gebracht hat, was auch Zeitungs- und Turnwesen an Ausdehnung und Auswirkung erfahren haben, die Zusammenarbeit wird beiden auch in Zukunft nicht weniger von Nutzen sein und in dieser Überzeugung wünschen wir Ihrem Blatte Blühen und Wachsen auch für die Folgezeit.

Wohl hat die D. T. für die fachlichen und Verbandsfragen ihre eigenen Zeitungen, die den Führern der Vereine alle zeitgemäßen Belehrungen vermitteln, aber das Wesen und Wirken des einzelnen Vereins der Öffentlichkeit bekannt zu machen und zur Teilnahme an seinem Streben die noch Fernstehenden einzuladen, das vermag nur die gut und zielbewußt geleitete Heimatpresse, die in allen Häusern in Stadt und Land Einlaß findet.

Darum auf weitere Zusammenarbeit im oberen Erzgebirge — Gut Heil!

Berlin-Charlottenburg.

Dr. Oskar Berger, 1. Vors. der D. T.

freute, und der Monarch mit besonders zustimmender Geste das mit Jagdstärke vorgetragene Erzgebirgslied entgegennahm, dessen sechs Verse mit dem Schlusssatz enden: „Mit dem König möcht ich tauschen, weil dort drüben mei Heißt lichteht!“

Nach längerem Verweilen im Unterkunftsraum auf dem Fichtelberg fuhr die königliche Familie auf Hörnerschiffen, geleitet von kundigen Führern, zu Tals und mit dem Sonderzug, mit dem sie gekommen, zurück.

Als König Friedrich August, wiederum als Tourist, ein anderes Mal allein den Fichtelberg besucht hatte, wurde der Abstieg über die sogenannten Himmelsleiter und den Gichtelweg nach Crottendorf unternommen. In der Oberförsterei fand Kleiderwechsel statt, worauf der König in Generalsuniform im Dorfe die Begrüßung der Gemeinde entgegennahm. Von Crottendorf fuhr der König mit Gefolgschaft im Auto über Scheibenberg, Schlettau nach Geyer. Im Rathause daselbst stellte die dortige Schützengesellschaft während der Mittagsruhe vor den Gemächern des Königs die Ehrenwache. Von Geyer erfolgte die Fahrt zurück nach Dresden.

Weiteren königlichen Besuch brachten dem Erzgebirge die Manöver. Die Bevölkerung zeigte sich gegenüber den Soldaten so zuvorkommend und freundlich, daß es keine seltene Erscheinung gewesen sein soll, daß sie für ihre Einquartierung das letzte Zimmer zur Verfügung gestellt hat.

In einen Rückblick sei auch der Reichsaussenminister eingeschlossen. Von Stadtrat Stefina als ein hervorragendes Talent entdeckt, wurde der damalige Syndikus des Vereins der Industriellen als nationalliberaler Kandidat für den Reichstag empfohlen. Die erste Rede Dr. Stresemanns bei Wahl in Annaberg (das Restaurant besteht nicht mehr) schlug derartig durch, daß seine Kandidatur perfekt, er mit Unterstützung der Konservativen erwählt und, erst 28 Jahre alt, als Vertreter des Erzgebirges in den Reichstag gewählt wurde. Die Wahlreden Stresemanns in über 60 Orten führten von Triumph zu Triumph, und obwohl der Unwille seiner Widersacher in Steinwürfen nach der „Wahlkutsch“ (Stefinas Geschirre), wenn er nach den Versammlungsorten fuhr, auch in Steinwürfen in Versammlungsorte in drastischer Weise zum Ausdruck kam, so konnte sein Wahlsieg doch nicht verhindert werden. Aus dem damaligen schlichten Reichstagsabgeordneten hat sich der heute weltgeachtet dastehende Außenminister des Deutschen Reiches entwickelt.

Einmütig, wie die Einwohnerschaft in freudigen und ernsten Tagen zusammenstand, war auch die Teilnahme an dem tragischen Ende ihres Stadthauptes Bürgermeister Graf. Ein großer Musikfreund, erließ ihn an der Pflanzstätte des Gefanges ein Schlaganfall, dem er nach einigen Tagen erlag. Es wurde ihm ein Ehrenbegräbnis auf Kosten der Stadt bereitet. Endlos erschien der Trauerzug nach dem Gotteshaus, und von hier nach dem Friedhof durch die mit Trauerbeleuchtung versehenen Straßen. Wehmütvoll kontrastierten die Flammen aus den umferten Straßentaternen mit den goldenen Strahlen der

Die Stadt Buchholz, der Kreishauptmannschaft Chemnitz unterstehend, pflegte auch immer ein besonders gutes Verhältnis zur Nachbarschaft. Das spiegelte sich wider in der allgemeinen Teilnahme von nah und fern am Stadtbildung, zum Teil unter Ueberreichung von Ehrengeschenken. Angenehm wurde es empfunden, daß der damalige Amtshauptmann Graf Wiktum von Seckau (später General der deutschen Kaiserhof und sächsischer Minister) mit einem eigenen Wagen (gelbe Rosen) am großen Blumenfestzug des Stadtbildung teilnahm. Auch die Kreishauptleute von Chemnitz und Dresden (letzterer der Vater des Bürgermeisters Schmiedel) waren zugegen.

Starke wirtschaftliche Elemente, die aus eigener Kraft aus einem Nichts sich emporgearbeitet hatten, besaß die Stadt in den Kommerzienräten Adler und Brauer. Wie sie, so erhielt später den Titel Kommerzienrat auch Albert Kunze.

Die kirchliche Repräsentation gewann durch Ausstattung der Katharinentirche mit schenkungsweise gestifteten bunten Glasfenstern, durch freundlichere Gestaltung der Gottesackerkapelle und durch Errichtung eines neuen Pfarramtes. An der Spitze der Kirchengemeinde standen Pastor Betschel, dann Pfarrer Wolf (jetzt Pfarrer Sallow). — Die Buchholzer Einwohnerschaft war von frommem Geiste beseelt. Und es gab viele, die noch die alte, aus Kindeszeit erinnerliche Kirchenordnung hochhielten. So auch der den alten Buchholzern erinnerliche Privatier Hellweg. Auch für die neuere Begräbnisordnung konnte er sich nicht erwärmen und so ging, einem Abkommen mit dem treuen Glaubensfreund zufolge, seine Bestattung nach altem Ritus vor sich, indem ihm auf dem Wege von seiner Behausung an der Waldschloßchenstraße nach dem Gottesacker nicht nur die Glocken geklingelten, sondern vom Kirchenchor auch Choräle gesungen wurden, in welche die Trauergemeinde gern einstimmt. Es war ein Grabesgang von andächtigstem Gemütsdruck.

Das städtische Schulwesen, zerfallend in eine 1. Bürgerschule und in eine einfache Volksschule, erfuhr verschiedene Bereicherungen. Der Wunsch, eine Schulturnhalle zu besitzen, wurde immer dringender und hat zur Verwirklichung geführt. Das alte Schulgebäude mußte während des Vergrößerungsbaues des Rathauses den Rats- und Stadtverordnetenkollegien für ihre Sitzungen Gastfreundschaft gewähren. Die Leitung des städtischen Schulwesens lag ob dem Schuldirektor Bartisch (später zum Bezirksschulinspektor berufen), dann dem Schuldirektor Schulze, jetzigem Leiter der damals als Posaumentenschule errichteten Berufsschule.

Die Feuerlöschorganisation wurde durch Begründung einer Freiwilligen Feuerwehr neben der Pflichtwehr ausgebaut. Nach Bildung der Freiwilligen Feuerwehr wurde mit dem aus früherer Zeit stammenden Brauch gebrochen, die Schützengilde zur Bewachung des aus brennenden Häusern geretteten Gutes heranzuziehen. Damit schwand der bunte

Schützenrock ein für alle Male aus dem beweglichen Bilde bei Schandfeuern. Zur Ehre sei der alten Gilde nachgesagt, daß sie immer getreulich auf dem Posten war, so lange man ihrer in Stunden der Not bedurfte.

Mit manchen anderen Zeugen aus früherer Zeit schwand auch das ehemalige Häuschen der Chauffeegeld-Einnahme, das an der Karlsbader Straße in der Nähe des Friedhofes stand. Das Maut-Häuschen diente zuletzt nur noch als Wohnung und mußte der Neuorientierung der Straßen in der fogen. hinteren Stadt weichen.

Eine wirtschaftliche Katastrophe brach über viele Personen durch den Zusammenbruch der Dietrichschen Sparkasse in Annaberg herein. Die Sparkasse war ein Privatunternehmen in Familienbesitz. Als die Gerichte sich mit der Angelegenheit befaßten, zeigte sich, daß für die Einlagen nur ungenügende Deckung vorhanden war, und so kamen die Sparer, die sich meist aus kleinen Leuten zusammensetzten, welche der von der Kasse gewährten hohen Zinsen wegen zu ihr Zuflucht nahmen, um ihre teuer ersparten Gelder. Die Empörung der Verlustträger gegen den verantwortlich Zeichnenden kam in Verzweiflungszustand zum Ausbruch, die selbst über den Tod hinaus an des Schuldigen Ruhestätte auf dem Friedhof zu Annaberg sich Luft machten. — Ähnlich wirkte sich für viele Familien des oberen Erzgebirges der finanzielle Ruin der Leipziger Bank aus. Diese unterhielt in Aue eine Filiale, welche ebenfalls durch hohe Verzinsung der Einlagen viele Spargelder des Erzgebirges an sich zog. Das allgemein als sicher geltende Bankinstitut hat durch unerlaubte Spekulationen seines Direktors eine gräßliche Pleite erlitten. Auch hier hatten die Sparer bedeutende Einbußen.

Leider blieb unser oberes Erzgebirge in der Berichtszeit auch von Mordtaten nicht verschont. Nur an einige besonders krasse Fälle sei erinnert, so an die Untat eines Polizeiwachmeisters Schramm in einer Landgemeinde. Selbst Hüter der öffentlichen Sicherheit, beging er im Rathaus seines Ortes einen scheußlichen Mord an einem Gemeindebeamten und brachte eine Geldkassette mit Inhalt an sich. Der Unhold hatte sich entlarvt gesehen und war geflüchtet. Vorher war er an einem Grabhügel auf dem Friedhofe beobachtet worden. Dort fand man später das entwendete Geld samt Kassette. Der Raubmörder, Polizeiwachmeister Schramm, wurde später im Walde als Selbstmörder aufgefunden. — Große Beunruhigung kam in die Bevölkerung durch die Auffindung eines Ermordeten auf einer Bergeshöhe, in dem ein Geschäftsreisender aus Leipzig erkannt wurde. Von den verhafteten Personen konnte keine des Mordes überführt werden, und so ist dieses Verbrechen ungeklärt geblieben. — Ferner hat eine Mutter aus einer Nachbargemeinde im Walde abseits vom Schillerplatz ihre beiden Kinder und sich selbst umgebracht. Bei Auffindung waren die Kinder bereits tot; die in den letzten Zügen liegende Mutter gestand dem zu ihr niedergebeugten Arzt leise ins Ohr, daß sie der Lausprache nicht mehr mächtig war, das schwere Verbrechen selbst begangen zu haben. Auf dem Annaberger Friedhof wurden die Leichen gemeinsam in ein Grab gebettet.

Von tief erschütternden Ereignissen sei besonders genannt das Eisenbahnunglück auf Station Königsstraße mit seinen beklagenswerten Opfern. Ganz Buchholz vereinigte sich im Geiste zu einer wehmütig ernstlichen Trauergemeinde.

Die Wohltätigkeit der begüterten Kreise war immer vorbildlich. Eigenartig wurde die Mehrung des Fonds für Errichtung eines Bürgerhospitals betrieben. Durch den Vorsitzenden des Stammtisches zur Mehrung des Fonds, Bruno Schneider, erhielten die Einwohner zu ihren Geburtstagen und sonstigen Freudenfesten Glückwunschschreiben des Stammtisches, welche das Ziel verfolgten, einen Beitrag für das Hospital zu werben. Wenn gab man bei diesen frohen Gelegenheiten ein Scherlein für den guten Zweck. Zur Förderung desselben waren für würdige Bedürftige auch Hospital-Freistellen gestiftet. Das Stifskapital mochte gegen 100 000 M betragen und wird, wie auch die mancherlei anderen Stiftungen städtischer, kirchlicher und schulischer Art, durch den Krieg und seine Folgen zum größten Teil verloren gegangen sein.

Die Buchholzer liebten Wein, Weiß und Gesang und waren gemüthliche Zecher. Sie trafen sich nach getaner Arbeit gern am Stammtisch und vereinigten sich zu fröhlicher Kunde nach dem Worte „dem Glücklichen schlägt keine Stunde“. Und da es noch Zeitgenossen genug gibt, so wäre es verfehlt, nicht zuzugestehen, daß sich daselbst auch Verleger und Redakteur dieser Zeitung in jugendlicher Unrast oft einfanden und durchaus nicht nach Hause trieben. (O schöne Zeit, o selbe Zeit, wie liegst du fern, wie liegst du weit.)

Eine der beliebtesten Stammtisch-Kneipen, der „Felsenkeller“ des Gottlob Burkert, hat mit einem Nachbarhaus dem Reichspostgebäude weichen müssen, wodurch zugleich ein den Verkehr hemmender sogenannter Engpaß beseitigt wurde. Der Mutterwitz der Buchholzer war weit bekannt. An den Stammtischen verzapfte die Kneiprunde manche Mär, die oft als wahr aufgefaßt und hinausgetragen wurde, so die den alten Buchholzern bekannte Mailäuser-Humoreske, die Erzählung von der tausendjährigen Kröte und vom Eiszurm. Der Großstadtpreffe waren die Erzählungen zu Ohr gekommen, und sie brachte darüber Berichte, natürlich zum Gaudium derjenigen, in deren Hirn die Sachen gereift waren.

Aber auch ernste Thematias wurden an den Stammtischen gepflegt. Einer derartigen ersten Unterhaltung ist der Bismard-Nagel entsprungen, der im Schönhofener Bismard-Museum Aufnahme fand mit der Kennzeichnung „Gewidmet vom Stammtisch im „Felsenkeller“ zu Buchholz i. Sa.“. Die dekorative Anordnung, als Wandschmuck gedacht, trägt auf metallenen Grunde in Bronze die scherzhafte Inschrift: „Dies ist der Nagel, den Fürst Otto von Bismard seit 1862 immer richtig auf den Kopf getroffen hat.“ Hergestellt wurde der Nagel in den Werkstätten des Graveurs Franz. Der Wandschmuck ist dem Fürsten Bismard als Beweis der Verehrung

und Wertschätzung geschickt worden. In einem dem deutschen Volke gewidmeten Lebensbild „Otto von Bismard 1815—1895“ von Karl Stedter, erschienen 1895 in W. Paufls Nachf. Verlag in Berlin W. 57, ist mit Genehmigung des Fürsten, wie es

Immer neue Erinnerungen werden beim Schreiben dieser Zeilen wach, und eine leise Stimme scheint mir immer und immer wieder zuzusüstern: „Weißt du es noch?“ Und Gesichter erheben, die ich längst vergessen meinte. Und aus dem

Heimatzeitung und deutsches Lied

„Ihre Mithilfe ist nicht hoch genug anzuschlagen“

Die Tageszeitung, die tägliche geistige Nahrung unserer Säger, hat die schöne Aufgabe, Mittler zu sein zwischen Volksgefang und Publikum. Ohne Hilfe und Unterstützung der Tagespresse ist die Musik, insbesondere das durch den Männergefang vertretene deutsche Lied, nicht im Stande, die hohe Mission, Kulturfaktor zu sein, zu erfüllen. Gewiß brauchen wir auch Fachzeitungen, aber diese können und sollen nur die allgemeinen Richtlinien festlegen. Die individuelle, nach lokalen Gesichtspunkten durchgeführte Bearbeitung der Wesentlichkeit bleibt der Tagespresse vorbehalten. Ihre Mithilfe ist nicht hoch genug anzuschlagen. Die Pflicht der Tagespresse, den Chorgefang zu fördern, wird leider heute noch nicht überall anerkannt. Umsomehr ist die Mitarbeit der Blätter wie diejenige der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu schätzen, die dem deutschen Lied Beachtung schenken. Sie dürfen des Dankes und der Teilnahme der Säger gewiß sein.

Berlin.

Deutscher Sägerbund.

in dem Buche heißt, neben anderen Denkwürdigkeiten auch der Buchholzer Nagel abgebildet und besprochen.

Die Sehaftigkeit an den Stammtischen war auch auf die Gemeindevorordneten übergegangen. Gegen einen rathsseitig gemachten Versuch, für Buchholz die Polizeistunde einzuführen, wehrten sich die Stadtverordneten, indem sie die diesbezügliche Vorlage zwar nicht ablehnten, aber sich nur im Tone der Satire zu ihr äußerten, so daß der die Vorlage vertretende Bürgermeister sie resigniert beiseite legte. Die Einführung einer Polizeistunde kam über den Versuch nicht hinaus. Was damals die Buchholzer als Beschränkung ihres freien Willens betrachteten, ist heute durch landesgesetzliche Bestimmung allgemein verfügt.

Zur Feier ihres Dreihundertjahrhundert-Bestehens wäre natürlich ein besonderes Kapitel der „Obererzgebirgischen Zeitung“ und der Stätte ihrer Herstellung selbst zu widmen. Doch damit würde der gegenwärtigen Schriftleitung vorgegriffen, die dazu berufen erscheint als ein früherer Redakteur. Nur das eine sei gesagt, daß mein wiederholter Besuch des Erzgebirges die Ueberzeugung gebracht hat, daß das Jubelblatt hoch geschätzt wird als ein mit gleicher Liebe die Interessen in Stadt und Land förderndes Organ, das durch Belehrung und freundschaftlichen Rat fortgesetzt bestrebt ist, der wahren Wohlfahrt seiner Leser sich nützlich zu machen. Und wie die Zeitung durch die ernste Auffassung ihrer Aufgabe sich selbst ehrt, so ist sie auch eine Ehre für die Stadt, in der das Blatt erscheint. Heute kann sich niemand Buchholz ohne seine „Obererzgebirgische Zeitung“ denken.

In der Erscheinungen Flucht tritt auch das Gefühl der Dankbarkeit an alle, welche meine vielen Aufgaben während zweier Jahrzehnte durch ihre Unterstützung erleichtert haben an Behörden und Private. Viele haben das Zeitliche gefegnet und mir, vorgerückt an Lebensjahren, selbst ein stilles Memento mori zurückgelassen.

Zu denen, welche nicht mehr sind, gehört auch der ehemalige Seniorchef Hermann Holstein, der, Fachmann nach alter Kunst, ein selten freundschaftliches Verhältnis zu seinem Personal pflegte, gehört ferner seine Gattin, eine kunstliebende Dame. Aus der Buchdruckerfamilie Naumann in Leipzig stammend, erzählte Frau Holstein oft über Künftigen in ihrer Vaterstadt und sprach begeistert über den Komponisten Albert Vorhies, der ihrem Elternhaus nicht fremd und dem sie dadurch auch persönlich nähergetreten war.

Tanze all der Schemen löst sich eine scharf geschnittene Gestalt nach der anderen. Ich sehe neben dem jetzigen Buchdruckereibesitzer und Chef der Zeitung, Friedrich Seidel, seine Gattin, sehe die Kinder Gertrud, Siegfried, Gerhard und Gretchen, wie diese emporgewachsen sind und die drei größeren sich einen eigenen Hausstand gegründet haben, gedenke mit aufleuchtender alter Freude der schönen Stunden, die ich und die Meinen in der Familie Seidel verlebt haben, gedenke besonders der stimmungsvollen Abende am heiligen Weihnachtsfeste bei brennendem Christbaum, erleuchteter Krippe und stilvoller Tempelpyramide als altem Familienerbstück, gedenke auch der gemüthbewegenden Familienabende zur Jahreswende, die an Innigkeit sich noch vertiefen, wenn vom nahen Kirchthurm zu mitternächtiger Stunde die Glocken läuteten und so eindringlich ihre mahnende metallene Stimme erhoben, als hingen sie unter dem Dache des eigenen Hauses. Was das Dasein im Seidelschen Hause besonders wert macht, ist das gute Verhältniß, welches der gegenwärtige Chef mit seinen Mitarbeitern genau so aufrecht erhält, wie einst sein Schwiegervater als Vorbesitzer, und daß auch die einzelnen Familienglieder darin nicht zurückbleiben. Buchholz wurde mir eine zweite Heimat, und wenn es jetzt einsam um mich her wird, so sehe ich nicht selten ein ernstes Männerantlitz; mir die Hand drückend, lösen sich von ihm die Worte: „Glück auf dem weiteren Weg!“ Und da wird ein alter Schmerz wieder wach, denn wenn auch die Jahre kamen und gingen, er war doch ein guter Freund und hält Treue um Treue . . .

Sehr groß ist in unseren Tagen die Macht der Presse. Die Gärungen, die in der Nachkriegszeit sich ringsum fühlbar machen, bedürfen der Läuterung, und die Differenzen und Konflikte des politischen und wirtschaftlichen Lebens des verfallenden Ausgleichs. Wenn in diesem Sinne die „Obererzgebirgische Zeitung“ wie bisher so auch weiter arbeitet, so darf sie die Hoffnung haben, daß sich ihre herzlichen Beziehungen zu der Bevölkerung des Erzgebirges in ungeschwächter Fortdauer erhalten und mehr und mehr erstarken und erweitern werden. Daß in der Haltung des Blattes kein Wandel eintreten wird, dafür bürgen auf lange Zeit hinaus außer dem Wefenszug des jetzigen Chefs auch die Qualität der ihm als treue Mitarbeiter zur Seite stehenden präsumtiven Nachbesitzer. Deshalb außer meinem und meiner Familie herzlichen Glückwunsch zum 75jährigen Bestehen zugleich unser Bedruf:

Vorwärts, frisch und stark
dem Jahrhundert entgegen!

Der Obererzgebirgische Sägerbund

„Die alte Treu, gebirgische Art, bleib immer neu von uns gewahrt“

Mit ganz besonderer Freude hat der „Obererzgebirgische Sägerbund“ von dem 75jährigen Bestehen der Obererzgebirgischen Zeitung Kunde erhalten. Es ist ihm Herzenspflicht, der Jubelzeitung zu ihrem 75-Jahrtage die aufrichtigsten gebirgischen Sägergrüße zum Ausdruck zu bringen.

Gerade die O. Z. hat es ja in so vorbildlicher Weise verstanden, sich begeistert und begeistert in den Dienst des deutschen Liedes zu stellen. Sie hat die Macht desselben über die Seelen recht erkannt und in packenden Artikeln und Reden immer wieder darauf hingewiesen, wie der gebirgische Säger der Hüter eines kostbaren deutschen Kleinodes ist. Möge sie weiter in Schrift und Wort uns treu zur Seite stehen im Dienst eines hohen Ideals und damit in demjenigen unseres Volkes. — Lied hoch!

Obererzgebirgischer Sägerbund

Hugo Vogel, 2. Vorsitzender.

Buchholz, 8. September 1929
Nummer 210 * 8. Beilage

Mit der O. Z. durch Weltkrieg, Umsturz und Inflation

Von Willy Biettermann.

Man hat dich geliebt, man hat dich gehaßt —
Du bist deiner Wege gegangen,
Bewußt, daß in Lieb wie in Haß sich verbirgt
Doch schließlich ein Stilles — Verlangen!

Wenn ich heute, nachdem schon wieder 15 Jahre seit Ausbruch des großen Krieges vorübergegangen sind, einen Rückblick auf jene Zeit werfe, so darf niemand von mir erwarten, daß ich an Hand chronikalischer Aufzeichnungen die Erinnerung an die Augusttage von 1914 und die folgenden Ereignisse wieder aufleben lasse. All das Grandiose und Schauerliche, Schöne und Häßliche, Erhabene und Gemeine steht ja, mehr oder weniger objektiv betrachtet, in den Geschichtsbüchern, Ortschroniken und der bisher zur Genüge erschienenen Kriegsliteratur. Da aber fünf Sechstel meiner 12jährigen Redakteurzeit an der „O. Z.“ von unwägbarem Weltgeschehen beeinflusst worden sind, ist es angebracht, die Beziehungen der Zeitungen im allgemeinen, und besonders der „O. Z.“ zu jenen Ereignissen einer Betrachtung zu unterziehen. Möglich, daß dabei für manche Leser sogar neue, bisher nicht gekannte Einzelheiten in Erscheinung treten, möglich auch, daß der eine oder andere seine bisherige Meinung über die Haltung der Zeitung während der Kriegs- und Nachkriegszeit, sowie über den Zeitungsbetrieb überhaupt, einer Korrektur unterzieht.

Der häufigste Vorwurf, der den Zeitungen nach dem unglücklichen Ende des Krieges gemacht wurde, und dem man auch heute noch vielfach begegnet, ist kurz in die Worte zusammenzufassen: Die Zeitungen haben gelogen! Wenn man ehrlich sein will, muß man auch zugeben, daß dieser Vorwurf, trotzdem er absolut nicht gerechtfertigt ist, doch nicht jeder Ursache entbehrt. Die Zeitungen haben tatsächlich nicht immer die volle Wahrheit gebracht, sie haben nicht alles mitgeteilt, was ihnen im Geheimen bekannt war. Daran tragen aber nicht die Redakteure die Schuld, denn sie haben nicht alles schreiben dürfen — die Presse stand unter Zensur!

Sofort nach Ausbruch des Krieges wurden die verantwortlichen Redakteure durch die Regierung verpflichtet, daß diese Verpflichtung für die letzten Kriegsjahre nur noch eine laze Formel war, muß ich persönlich heute noch bedauern. Auch in dieser Richtung zeigte sich aber, daß die frühere Regierung die Fäden immer mehr lockerten ließ, bis sie ihre Befugnisse gänzlich aus der Hand gaben. Das langsame Abebben der Energie, das Schwachwerden, das schließlich zum Schicksal eines Volkes wurde, war eben auch bis in die mit der Kriegsführung nicht unmittelbar zusammenhängenden Dinge fühlbar. Auch hier war mit der Zeit keine starke Hand mehr zu spüren. Es war aber Krieg! Und da durfte es keine Erwägungen, keine Rücksichten auf die Wünsche einzelner politischer Parteien, kein „Wenn“ und „Aber“ geben.

Immerhin wurde anfänglich die Zensur ziemlich streng gehandhabt, wenn ich auch vom volkpsychologischen Standpunkt aus die Einstellung der Reichspressstelle von Anfang nicht ganz verstehen konnte. Sie ließ sich von den Zeitungen aller Richtungen zu viel in die Karten sehen. Was nützte es, wenn sie verbot, diese oder jene Nachricht zu veröffentlichen, das Geheimnis damit aber gleichzeitig preisgab! Wußte sie denn bestimmt, daß jede derartige Geheimniskammer auch sicher geheim blieb? Man hat ja Beispiele. Und machte sie nicht mit dem zeitigen ja einen so großen Einfluß auf die Volksstimmung ausübte, nicht selbst mißtrauisch, zumal in den von Zeit zu Zeit abgehaltenen Presse-Besprechungen, in denen regelmäßig ein Stabs-offizier aus dem Großen Hauptquartier die Lage an der Front und die Aussichten unserer Kriegsführung schilderte, die Dinge oft in wesentlich anderem Lichte erschienen, als sie von der Reichspressstelle dargestellt wurden.

Es gehörte für einen Zeitungsmenschen wirklich nicht viel dazu, ab und zu einmal einen Blick hinter die Kulissen der Kriegsführung zu werfen. Wenn uns z. B. sofort nach Kriegsausbruch mitgeteilt worden ist, daß über Truppenaufmärsche an der italienischen Grenze nichts veröffentlicht werden dürfe, dann mußten wir bestimmt, daß Italien seine Bundespflicht nicht erfüllt, daß es vielmehr an der Seite unserer Gegner in den Kampf zieht, trotzdem wir das Gegenteil schreiben mußten. Als bereits Kriegshandlungen an der italienischen Front erfolgten, über die wir genau unterrichtet waren, mußten wir noch mitteilen, daß Italien wohlwollend neutral bleiben werde. Ich glaube nicht, daß überall die Notwendigkeit dafür in vollem Maße erkannt worden ist. Als uns verboten wurde, über Waffenlieferungen an Bulgarien zu berichten, konnte man sich doch leicht zusammenreimen, daß eigentlich nicht unser Bundesgenosse Rumänien, sondern Bulgarien als unser Helfer auf dem Balkan in Frage kam. Das Verbot, über Meutereien und Kriegsdienstverweigerungen tschechischer Regimenter etwas zu veröffentlichen, ließ uns einen bedenklichen Rückschlag auf die Zustände in der k. k. Armee und ihren Wert als unser Alliierte ziehen. So wußten die Zeitungen, denen täglich diese vertraulichen Informationen zugehen, viele Dinge, die nicht zur Kenntnis der Öffentlichkeit kommen durften. Und wir mußten uns damit bescheiden. Die Aufgabe der Zeitungen war es eben, unseren braven Soldaten draußen an der Front dadurch Unterstützung zu leisten, daß wir in der Heimat den Glauben an die Schlagkraft unseres Heeres, den Glauben an unsere gerechte Sache und den Willen zum Durchhalten aufrecht erhielten. Wir hofften doch alle auf den Sieg! Und unsere Zeitungen kamen doch auch an die Front. Durften wir uns von dieser allzusehr beschämen lassen? Zumal die Stimmung

an der Front schon genügend vergiftet wurde durch die von unseren Kriegsgegnern in ungeheuren Massen auf unsere vorversten Linien abgeworfenen erlogenen Flugblätter. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ kann auch heute noch, nachdem es ja leider ganz anders gekommen ist, als sie hoffte, von sich sagen:

wichtige Nachrichten eingefügt werden. Daher kam es auch, daß die zuerst gedruckten Zeitungen manchmal Druckfehler aufwiesen und Nachrichten nicht enthielten, die die Restausgabe brachte.

Aber nicht nur der Zeitungs-, sondern auch der allgemeine

Die Bürgerbundsbewegung im Obererzgebirge und die O. Z.

Menschen, die auf 75 Jahre eines arbeitsreichen und schicksalsvollen Lebens zurückschauen, sind gesättigt mit den Erfahrungen der Jahre. Sie haben gelernt, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen und das Wichtigste vor dem Unwesentlichen zu betonen. Wenn nun die Obererzgebirgische Zeitung in diesen Tagen auf 75 Jahre ihres Lebens zurückblicken kann, auf Jahre schwerer Arbeit und wandelreichen Geschehens, dann ist auch ihr der Schatz der Kenntnisse geschenkt worden. Sie hat durch die Jahrzehnte hindurch gelernt, in Verbindung zu bleiben mit dem Pulschlage des öffentlichen Lebens. Viele Strömungen sind an ihr vorbeigeschlusset, Beachtung und Betonung, Unterstützung und Förderung durch die Presse heischend. Es war nicht immer reines Wasser des Lebens, das dahinsfloß, aber die Aufgabe einer erkenntnisreichen Presse wird es immer sein, das Trübe von dem Klaren zu trennen, und diesen höchsten Zielen hat die Leitung der Obererzgebirgischen Zeitung seit Jahren nachgestrebt. Als insbesondere in den letzten zehn Jahren neue Formen des politischen Lebens mit viel Energie sich an die Oberfläche durcharbeiteten, und als es nicht mehr leicht war, den alten Kurs gesunder Einstellung beizubehalten, da hat die Obererzgebirgische Zeitung, unbeirrt durch Angriff und Verdächtigungen, an ihrem alten Kurs festgehalten.

Dieses große Bestreben brachte sie in engste Verbindung mit der nunmehr seit über 10 Jahren im Obererzgebirge bestehenden Bürgerbundsbewegung.

In welchem Orte sich auch der auf Vereinheitlichung des politischen Willens und Beruhigung der politischen Verhältnisse hinstellende bürgerliche Geist zeigte, immer war die Obererzgebirgische Zeitung bereit, durch Berichte und Hinweise den Bürgerbundsgedanken zu unterstützen und zu stärken. Das sei ihr an ihrem Jubiläum von der Bürgerbundsbewegung gedankt.

Und wenn die Bürgerbundsbewegung am Tage des Jubiläums der Obererzgebirgischen Zeitung sich selbst einen Wunsch aussprechen kann, so vermag es nur dieser zu sein: daß das treue Festhalten an alter, guter, deutscher Gesinnung in der Zeitung der Obererzgebirgischen Zeitung auch weiterhin der Bürgerbundsbewegung der Heimat und dem gesamten Vaterlande zum Segen gereichen möge.

Die Verbundenheit zwischen dem Geiste der Obererzgebirgischen Zeitung und den Ideen des Bürgertums bildet eine starke Voraussetzung für das Weiterbestehen gesunder politischer Anschauungen in unserem Volke, und das harmonische Zusammenarbeiten möchte ein glänzendes Beispiel sein für alle die, die guten Willens sind, sich zu vereinen. In diesem Sinne hat die O. Z. wertvollste Arbeit geleistet, und wir sind überzeugt, daß sie auch weiterhin mitarbeiten wird. Die festliche Stunde des Feierns mag die Absicht dazu verstärken und damit eine glücksfrohe Zukunft sichern.

Dr. Hans Reh.

daß sie auch im Kriege ihre Pflicht erfüllt, daß sie das Beste für das deutsche Volk erstrebt hat.

Wie auf alle Unternehmungen in der Heimat, so übte der Krieg auch auf den Betrieb der „O. Z.“ seine einschneidenden Rückwirkungen aus. Mehr als die Hälfte der männlichen Arbeitskräfte war zum Heere eingezogen; die Herstellung der Zeitung mußte aber schon deshalb pünktlich erfolgen, weil infolge des stark eingeschränkten Eisenbahnverkehrs die Zeitung die Leser in den entlegeneren Ortschaften am Erscheinungstage gar nicht mehr erreicht hätte, wenn sie nicht mit dem zeitigen Nachmittagszug hätte befördert werden können. Es mußte deshalb doppelt fleißig gearbeitet werden, und es hieß zugreifen für jeden, der Hände hatte, ganz gleich, ob es gerade das eigene Arbeitsgebiet war oder nicht. Da leitete der Verleger selbst den Umbruch (die Zusammenstellung) der Zeitung, da setzte sich, wenn es not tat, der Redakteur selbst an die Maschine, es wurden weibliche Kräfte an der Setzmaschine ausgebildet und erwiesen sich mit der Zeit als recht brauchbare Gehilfen. Der Generalstabsbericht kam täglich telephonisch, oft in der allerletzten Minute; die Zeitung befand sich schon druckfertig in der Maschine, es war nur ein entsprechender Raum freigelassen. Nun wurde der Generalstabsbericht direkt vom Stenogramm in die Maschine diktiert, und die Zeilen mußten oft ohne Korrektur in die Druckform gehoben werden, um die Posaufgabe sofort herausbringen zu können. Erst wenn die zum Versand notwendige Anzahl von Exemplaren fertiggedruckt war, konnten etwaige Druckfehler korrigiert und oft auch noch

Druckereibetrieb hatte durch den Krieg ein anderes Gesicht bekommen. Unter strengster Aufsicht der Amtshauptmannschaft wurden Brot- und Fettmarken sowie allerlei andere Bezugsscheine gedruckt, ebenso wie in der folgenden Inflationszeit Geldscheine fabriziert wurden.

Der Krieg ging schließlich verloren. Der Umsturz, mit dem doch eigentlich niemand ernstlich gerechnet hatte, war Tatsache geworden. Um Schuldfragen aufzuwerfen und tiefergehende Betrachtungen anzustellen, ist hier nicht der geeignete Platz. Ins Gedächtnis zurückgerufen muß aber noch einmal die Tatsache werden, daß gerade in der Zeit des Umsturzes und den folgenden Jahren der Gärung alle bürgerlichen Blätter, natürlich auch die „O. Z.“, einen ungewöhnlich schweren Stand hatten. Heute, nachdem die Gemüter wieder ruhiger und das Urteil klarer geworden, werden auch die Gegner des Bürgertums einsehen müssen, daß der Bürger sein gutes Recht hatte, seine Existenz zu behaupten. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ hat sich nicht irre machen lassen in ihrer Anschauung, daß die Bewegung, wie sie erst ihre Wege zu nehmen drohte, das größte Unglück für das deutsche Volk in seiner Gesamtheit bedeuten würde. Trotz der in der Redaktion eingegangenen Todesdrohungen, trotz der Ankündigung von Gewaltanschlägen auf den Zeitungsbetrieb ist die „O. Z.“ ruhig ihren als richtig erkannten Weg gegangen und hat zur Besinnung und Vernunft gemahnt. Wenn manchmal ein hartes Wort geschrieben worden ist, so hatte dies seinen guten Grund in der allgemein gereizten Stimmung und den oft alle sachlichen Grenzen überschreitenden

Angriffen. Aber auch da hat sich wieder gezeigt, daß das Bürgertum den größten Feind in seinen eigenen Reihen hat — die Uneinigkeit, die sprichwörtlich gewordene deutsche Eigenbröstelei. Brachte die Zeitung einmal einen Artikel, der sich mit den Zielen einer einzelnen nationalen Partei mehr deckte, als mit denen einer anderen, da regnete es geharnischte Beschwerden, da war heller Aufruhr. Boykott-Drohungen und andere unschöne Erscheinungen, die sich auch nicht im geringsten in das Wesen einer Zeitung hineinzupassen versuchten, waren an der Tagesordnung. Wie ist das alles wieder anders geworden! Gott sei Dank! Am Ende siegte eben doch immer wieder die Vernunft.

Die schwerste Zeit für die Zeitungen, materiell und ideell, war die Inflation. Das Druckpapier war monopolisiert, das schöne Wort „Reichspapierverteilungsstelle“ klingt heute noch wie ein Witzwort in den Ohren. Papier konnte man nur bekommen, wenn man im voraus bezahlt hatte. Wenn es aber verarbeitet war, dann konnte selbst mit den zu phantastischen Zahlen angewachsenen Abonnementspreisen nicht ein einziger Bogen wieder gekauft werden. Bis die Bezugsgelder eingezogen und an den Verlag abgeliefert waren, hatten die ganzen Bündel von Scheinen keinen Wert mehr. Heute kann es fast als ein Glücksumstand für die „D. Z.“ bezeichnet werden, daß damals viele Leute glaubten, die Zeitung nicht mehr bezahlen zu können. Das Papier kam dem Verlag viel teurer zu stehen, als was er an Bezugsgeld wieder hereinbekam. Geld, Scheine gab es zwar in Hülle und Fülle, man konnte sich aber nur die notwendigsten Kleinigkeiten dafür kaufen, und so mußte eben mancher versuchen, die Zeitung mit anderen zusammen zu lesen oder gar auf das liebgewordene Blatt ganz verzichten. Daß das mitunter nicht leichtes Herzens geschah, das bewiesen die oft geradezu rührenden Zuschriften alter, treuer Leser an die „D. Z.“. Die Folgezeit hat aber bewiesen, daß ein dauernder Verzicht auf die Zeitung nicht möglich ist, daß die „D. Z.“ zu innig mit Heimat und Familie verwachsen ist. Hat doch die „D. Z.“ nicht nur den Abonnentenstand der Vorkriegszeit wieder erreicht, sondern ihn ganz erheblich überschritten.

Ueber die bewegten Jahre, in denen ich die „Obererzgebirgische Zeitung“ redigiert habe, ließen sich Bücher schreiben. Für die Jubiläumsummer muß ich mich aber mit diesem kurzen Rückblick begnügen. Die Zeiten sind vorüber, und das Leben gehört der Zukunft, wenn sie auch noch so dunkel vor uns liegt. Vieles ist gestürzt und untergegangen im Sturm der Zeiten, die „D. Z.“ aber steht! Sie steht und blickt an ihrem 75. Geburtstag so jugendfrisch und tatenfreudig hinaus ins Kommende, wie sie dies nur jemals gekannt hat. Und nun vorwärts, liebe „D. Z.“, wie der richtige, rüstige Wanderhirsch. Die Wege sind dir ja bekannt, wie keinem anderen.

Bleib dem Deutschtum, bleib der Heimat
wie bisher der treueste Hort,
Trag, was wahrhaft edlen Reim hat,
Frisch in alle Winde fort!

Über das Wesen der Zeitung

ihre Vorbedingungen, besonders auch im Hinblick auf Neugründungen, über die wirtschaftliche Lage der deutschen Zeitungsunternehmen, über die Gegenströmungen von Interessentengruppen und über die Aufgaben der deutschen Zeitungen schreibt der Vorsitzende des Vereins Deutscher Zeitungsverleger Dr. Krumhaar-Biegnitz im „Zeitungsverlage“ u. a.:

Ein bekanntes deutsches Wort sagt:

„Wer an der Straße baut, hat viele Meister.“

Das gilt auch für die Zeitung: Jeder, der sie liest — und wer wäre heute nicht Zeitungsleser? — nimmt für sich das Recht in Anspruch, sie zu kritisieren, zu loben, zu tadeln. Die Zeitung, die selber tagaus tagein über so viel Dinge in aller Öffentlichkeit kritisch urteilt, muß sich auch ihrerseits die Kritik gefallen lassen und muß sich bemühen, vor ihr zu bestehen, sowohl vor der Kritik ihrer Leser wie vor der ihrer Fachgenossen. Weil sie zu jedem, der sie haben will, tagtäglich ins Haus kommt, und weil der Teil ihrer Leistung, der äußerlich erkennbar ist, vor aller Augen offen zutage liegt, gilt es als leicht, ihr Wesen und Wirken zu beurteilen, zumal die Zeitung selber von sich und von den Mühen und Sorgen, unter denen sie täglich zustande kommt, fast niemals spricht.

Die weithin vorhandene Pressefremdheit verführt schnell zu dem Glauben,

es könne gar nicht so schwer sein, eine Zeitung ins Leben zu rufen

und zu Bedeutung und Einfluß emporzuführen. War diese Auffassung schon bei den weit primitiveren Zuständen früherer Jahrzehnte unbegründet und irreführend, so gilt das in vielfach erhöhtem Maße für die überaus schwierigen und komplizierten Verhältnisse unserer Tage.

Die wirtschaftliche und soziale Lage Deutschlands ist z. Zt. auch den Zeitungen abgünstig. Das sollen alle bedenken, die für jede Richtung und Strömung überall eine eigene Zeitung haben möchten. Nirgends stehen sich Wünsche und Wirklichkeit so unvereinbar gegenüber, wie in solchen Fällen, wobei über die Berechtigung der Wünsche hier kein Werturteil abgegeben werden soll. Nur allzuoft entspringen sie ganz persönlichen, örtlich

Jubiläums-Grüße des „Stahlhelm“

Der „Obererzgebirgischen Zeitung“ sende ich zur Feier des 75jährigen Bestehens Gruß und Glückwunsch. — Die deutsche Freiheitsbewegung kann ihre Aufgabe, das Volk aufzurütteln und um die schwarz-weiß-rotten Farben zu sammeln, nur dann erfüllen und siegreich durchführen, wenn sie von einer starken nationalen Presse in Stadt und Land mütig und tatkräftig unterstützt wird. — Die „Obererzgebirgische Zeitung“ hat in diesem Sinne stets in unseren Reihen gestanden. Sie wird weiter kämpfen mit uns, bis das große Ziel des „Stahlhelm“ und der gesamten nationalen Bewegung erreicht ist: die innere und äußere Befreiung Deutschlands.

Magdeburg.

Frontheill

Franz Seldte, 1. Bundesführer.

eng umgrenzten Bestrebungen. Politische und kommunale Ehrgeizlinge, lokale Parteigrößen empfinden das „Bedürfnis nach einer eigenen Zeitung“ und setzen — was man wünscht, glaubt man — dieses Bedürfnis bei einem viel größeren Personenkreise voraus, als es wirklich besteht. Hinzu kommt

die Ueberschätzung des parteipolitischen Faktors für Bestand und Ausbreitung eines Blattes.

Wie wenig gerade die Parteipolitik bei der Entscheidung des Lesers für diese oder jene Zeitung mitpricht, das sehen wir im deutschen Zeitungsleben täglich; unendlich viele andere Momente sind es, um deretwillen eine Zeitung gelesen und geschätzt wird. Der Grund liegt nicht zum wenigsten in der politischen Zersplitterung des deutschen Volkes, in der Flüssigkeit der Parteigrenzen, die dazu führt, daß sich große Wählermassen heute für diese Partei und bei der nächsten Wahl für eine andere Richtung entscheiden, kurz und gut in der Tatsache, daß bei den heutigen Zuständen in Deutschland Politik nach großen Gesichtspunkten und festgeschlossenen Ideenkreisen nicht getrieben werden kann.

Wer heute noch glaubt, für Zeitungsneugründungen in Deutschland einen günstigen Boden zu finden, der übersehen die außerhalb der Fachwelt wenig bekannte Tatsache, daß jede Zeitung von vornherein einen großen Faktor der Unrentabilität in sich trägt durch die unerläßliche ständige Bereithaltung von Maschinen und Personal auch in den Stunden, in denen sie nicht beschäftigt werden können.

Diese vom Wesen der Zeitung untrennbare Bereitschaft ist in der Hauptsache Leerlauf und daher sehr kostspielig — heute mehr denn je. Und ferner: Die Welt ist heute ver-

teilt, sowohl die der Bezieher wie die der Inserenten. Die seit Jahr und Tag zwar nicht krisenhaft, aber langsam abfallende Konjunktur zeigt auch für das Jahr 1929 eine nach abwärts weisende Kurve; die zunehmende Arbeitslosigkeit und die schwierige Lage der landwirtschaftlichen Bevölkerung droht die Kaufkraft weiter Volksschichten schwer zu beeinträchtigen. Diesen Anzeichen wachsender wirtschaftlicher Ungunst wird das deutsche Zeitungswesen vorausschauend Rechnung tragen müssen.

Den Zeitungsverlegern wird es, wie wir sehen, nicht leicht gemacht, die deutsche Presse auf ihrem gegenwärtigen Stande zu erhalten und die Qualität der Zeitungen möglichst noch zu verbessern.

Gefestigte wirtschaftliche Grundlage ist das sicherste Fundament für die Freiheit und Unabhängigkeit der Presse.

Freilich sind genug Kräfte und Kreise vorhanden, die den kulturellen Wert und die politische Bedeutung einer freien und unabhängigen Presse nicht begreifen oder nicht schätzen und anerkennen.

So sehen wir allerlei Verbände, Interessentengruppen und Organisationen bestrebt, die freie Meinungsäußerung der Zeitung in dieser oder jener Frage zu unterbinden.

Auch wir haben jahraus, jahrein mit alledem zu rechnen gehabt, was Dr. Krumhaar in vorstehenden Ausführungen berührt. Vor allen Dingen denken wir hierbei an all das, was namentlich auch bei den politischen Wahlen von uns an parteipolitischen Einstellung von den verschiedensten Seiten her verlangt wurde. Ja, es war nicht immer leicht, Hüter der Pressefreiheit zu sein, deren Wahrer wir aber stets bleiben werden.

Die Bundesführerin des Königin-Luise-Bund

Die Obererzgebirgische Zeitung feiert ihr 75jähriges Bestehen! 75 Jahre treuer, vaterländischer Arbeit und davon 10 Jahre Kampf an feindlicher Grenze, das ist eine Leistung, zu der wir von Herzen Glück wünschen. Auch unsere noch junge Frauenbewegung vom Königin-Luise-Bund hat in der Obererzgebirgischen Zeitung wesentlich Unterstützung und ritterlichen Beistand gefunden. Unsere Dankbarkeit wollen wir erweisen durch Tafeln im Dienst des Vaterlandes.

In dieser ersten Zeit braucht das Vaterland starke, treue Kämpfer, wie die Obererzgebirgische Zeitung es immer war und jetzt noch ist. So wünschen wir der Obererzgebirgischen Zeitung auch fernerhin Erfolg und Anerkennung; möge sie den Kämpfern für Deutschlands Freiheit und Reinheit, Männern wie Frauen, weiter zur Seite stehen in ehrlichem Streite.

Halle a. S.

Heill

Marie Nef, Bundesführerin des Bundes Königin Luise.

Der Königin-Luise-Bund / Erzgebirgsgau

Zu ihrem Festtage grüßen wir vom Bunde Königin Luise dankbaren Herzens die Obererzgebirgische Zeitung. Stets hat sie sich, insbesondere durch ihren Hauptschriftleiter, für unsere Arbeit begeistert und uns beim Ausbau unseres Bundes im Obererzgebirge wirksam geholfen. Jederzeit öffnete sie uns die Spalten ihrer Zeitung für die Berichte über unsere Arbeit und Feste. Sie war uns ein „ausgewähltes Rüstzeug“; möchte es immer so bleiben!

Buchholz i. Sa.

Heill

Charlotte Schimpf

Führerin des Landesverbandes Freistaat Sachsen und des Erzgebirgsgaues im Bunde Königin Luise.

Ueber das Leben und Wirken Lindners und Ackermanns

des Gründers der „D. Z.“ und dessen Nachbesizers

von Siegfried Seidel.

Es war einmal . . . so wie alle Märchen beginnen, muß ich wohl auch dieses Kapitel anfangen, welches uns zurückführen soll in die Zeit vor einem Dreivierteljahrhundert, in der unsere „D. Z.“ gegründet worden ist. Bei der Geschichte unseres Hauses sind wir den Persönlichkeiten, von denen hier ausführlicher die Rede sein soll, schon einmal begegnet. Wie mühselig die Herstellung einer Zeitung in jener Zeit gewesen ist, zeigt uns ein Bild, das wir in der heutigen Nummer der „Erzgebirgischen Heimatblätter“ zum Abdruck bringen. Genau so wie es die Bilder aus den Zeiten der Zünfte wiedergeben, so muß es wohl in der Lindnerschen Druckerei im Kaufmann Gertschen Hause an der Karlsbader Straße in Buchholz gewesen sein. Das Bild einer alten Zeit — aber auch das Bild alter Zucht und Ordnung. Die Druckarbeiten wurden nur mit ganz primitiven Mitteln, aber überaus sauber und kunstfertig, hergestellt. Die Leute bestellten ihre Drucksachen in nur kleinen Auflagen, jeder Bogen aber, der auf der alten Holzpresse umständlich gedruckt wurde, legte Zeugnis ab von der hohen Kunstfertigkeit der Jünger Gutenberg's damaliger Zeit. Die Buchdrucker gehörten zu der Kunst der freien Künste, das sah man ihnen — und das sah man auch ihren Arbeiten an. In der Lindnerschen Druckerei im ehemaligen Kaufmann Gertschen Haus standen in enger Stube etwa fünf bis sechs Kästen mit Schriften.

Carl Lindner,

der Gründer unserer Zeitung, war ein Meister seines Berufes. Es ist uns leider nicht gelungen, ein Bildnis dieses Gründers unserer Offizin ausfindig zu machen. Er ist uns aber als eine statliche Persönlichkeit beschrieben worden. In seinem langen, lockigen Haar soll er ganz den Eindruck eines Künstlers gemacht haben. Er galt in damaliger Zeit als ein geistig besonders hochstehender Mann.

Frau Louise verw. Büttner, beständig in einem Schreiben an uns diese Charakteristik Lindners. Sie schreibt: „Lindner war ein schöner Mann, einem Künstler sehr ähnlich. Ich sah ihn das letzte Mal zur Beerdigung meines Großvaters Pürsch im Jahre 1899 in Buchholz. Lindner war verheiratet mit einer Tochter des damals in Mägeln b. Oschatz wohnenden Carl Ackermann, der Berater in Rechtsachen u. Geldverleiher war. Aus Lindners Ehe stammte nur eine Tochter. Lindner war mein Großonkel, sein Schwiegervater Ackermann aber war mein Urgroßvater.“

Unsere Leser können den Herausgeber unserer Zeitung in seiner Art, wie er die Zeitung redigierte, selbst in der unserer Neftausgabe beiliegenden Nr. 1 der „Obererzgebirgischen Zeitung“ kennen lernen. Originell ist, wie Lindner die Herausgabe seiner Zeitung ankündigt. Es heißt da:

Befanatkabe.

Ihrer gütigen, sorgfältigen Pflege übergebe ich hiermit mein neugeborenes Kindelein, mit Namen Obererzgebirgische Zeitung — ein munteres Töchterchen, das — voller Lieb und Lust — Sie fröhlich durch das Leben begleiten und Ihnen in trüben Tagen auf manche Augenblicke Kummer und Sorge vergessen machen und für sein Dasein in guter wie in böser Zeit die bescheidensten Ansprüche machen wird.

Die Obererzgebirgische Zeitung ist ein geschwätziges Ding, das sich in allen Kram mengt, wenn es auch nicht das Geringste davon versteht; von der Politik hält sie nicht viel, plappert aber bei Unterhaltung wegen darüber mit wie ein Staar; bei dem Erzählen von Mord- und Liebesgeschichten kann sie sich selbst ins Weinen bringen; am meisten gefällt sie sich, wenn sie das tollste Zeug herausbringen darf: da überläßt sie sich wohl dann und wann so sehr, daß sie kaum im Stande sein dürfte, Alles zu beantworten, was sie spricht. Wenn sie auf das wissenschaftliche Thema kommt, thut sie superflüg und erklärt sich wohl den erfahreneren Landwirthen, Hausvätern und Hausmüttern Rathschläge zu geben, die sie von ihrem braven Lehrmeister den Tag zuvor erfahren hat. Eines geht ihr ab — und das könnte sie fast traurig machen — daß sie in der Umgegend noch so wenig Bekannte und Freunde hat, die ihr alles Interessante mittheilen, was in ihrer Nähe geschieht und gemacht wird, Lobens- und Tadelnwerthes: kurz Alles was ein neugieriges Menschenkind zum Aufhorchen bewegen kann; — sie würde gerne die vielen Briefposten selbst bezahlen, auch wohl, wenn Sie sie mal besuchen wollen, mit einer Flasche Grüneberger oder einer Tasse Kaffee mit gerösteten Erbsen unterthänigst aufwarten.

Die Obererzgebirgische Zeitung braucht für sich und ihre Stedenperde vierteljährlich fünf Neugroschen von jeder Person, das heißt von jedem Abonnenten. Sie hofft in ihrer Bescheidenheit in jedem Hause wenigstens eine bis drei Personen, das heißt Abonnenten, zu finden. Für den Monat September allein beansprucht sie in Annaberg und Buchholz einen Neugroschen, auswärts der Reiseposten wegen fünfzehn Pfennige. Ihre Gönner im Königreiche Böhmen haben vierteljährlich zwanzig Kreuzer Conv.-M., für den Monat September fünf R. C.-M. beizusteuern, wobei die k. k. österreichischen Banknoten al pari berechnet werden.

Da die Obererzgebirgische Zeitung ein gutes Mundwerk hat und weit und breit herum kommt, auch von sehr noblen Charakter ist, so dürften ihr mit großem Erfolge Befanntmachungen aller Art zur weiteren Verbreitung übergeben werden. Die Gratifikation dafür ist äußerst billig. Da sie aber durch und durch ehrenhaft gesinnt ist, nimmt sie nichts in den Mund, was irgend Jemandem auf irgend eine Weise zum moralischen oder zum materiellen Schaden gereichen könnte, auch keine Nachrichten über Mordthaten, die Sonntags abgehalten werden sollen, was sich aber nicht schickt.

Die Obererzgebirgische Zeitung reißt jeden Freitag ganz früh, noch alles noch schläft, von einem Schwager geführt, von Buchholz ab, um ihre werthen Gönner und Ernährer, d. h. Abonnenten, zu besuchen und bestens zu unterhalten, und verbreitet auf ihrem Wege alles Befanntzumachende, was ihr oder ihrem Vater,

dem Buchdruckerbesitzer Lindner in Buchholz, jedesmal für die nächste Tour bis Mittwoch Abend angeliefert wird.

So ziehe denn, o liebes Kind, von Berg zu Berg, von Ort zu Ort, grüße Alle recht freundlich, die dir begegnen und bitte Leben und Bede, Dir geneigtes Gehör und Wohlwollen zu schenken. Fürchte dich nicht; denn die Gebirgsmenschen sind freundlich und bieder. Bleibe gesund und munter und lebe lange, zum Vergnügen Anderer und Deines Vaters Carl Lindner.

Lindner suchte seine Zeitung vielgestaltig auszubauen. Die späteren Ausgaben waren genau rubriziert. Auf der Titelseite waren an erster Stelle die amtlichen Befanntmachungen zu lesen. Es folgte dann ein wirtschaftlicher oder auch politischer Artikel, dann der Tagesbericht, der mit den örtlichen Nachrichten begann, Meldungen aus Sachsen und dem Reich dann brachte, weiter das benachbarte Oesterreich bedachte und schließlich die Nachrichten aus dem Auslande wiedergab. Es ist interessant, diesen Aufbau der Zeitung zu verfolgen, wie er gewissermaßen in allen redaktionellen Seiten den Stoff als ein geschlossenes Ganzes zusammenfaßt. Man orientierte sich also von Buchholz, Annaberg, Schleifau, Scheib-



Das Ehepaar Ackermann.

berg und dem sonstigen Erzgebirge ausgehend über Chemnitz, Dresden, Leipzig, nach den Ereignissen im Reich, in Oesterreich, in Italien, Frankreich, England, Schweden, Türkei und Montenegro (diese beiden letzten Staaten lagen damals im Kriege und ich lese zufällig — weil ich selbst einmal in dieser schwarzen Bergecke war, mit ganz besonderem Interesse — über die große Schlacht auf dem Amselfeld vor den Mauern von Cetinje etc.). Und so geht es mit den Meldungen dann weiter nach Aegypten, China, Amerika etc. Wir erfahren aber in kurzer und gedrängter Form alles, was in der Welt sich ereignet hat. Bei all der bunten Bülkerschau blieb trotz dem kleinen Format und dem redaktionellen Teil von nur drei Seiten noch Raum genug für eine gediegene Erzählung und sonstigen Unterhaltungsstoff. Die letzte Seite war meistens für den Inseratenteil reserviert. War die Zeitung auch klein, so war die Leserschaft doch schon damals stolz auf ihre „Obererzgebirgische Zeitung“. Verlag und Redaktion stellten ihre ganze Kraft in den steten Ausbau der Zeitung.

Lindner hat die Zeitungsdrukerei freilich nicht länger als 4 Jahre betrieben. Warum er die Druckerei dann verkaufte und von Buchholz fortzog, ist uns nicht bekannt geworden. Aus einem Brief der Frau Louise verw. Büttner in Dresden erfahren wir nur, daß Lindner, der übrigens aus der alten Buchdruckerstadt Leipzig stammte, nie lange an einem Orte sesshaft war. Frau Büttner schreibt uns: „Lindner ging von Buchholz aus nach Sayda i. C. Dort ist auch seine Tochter in den 30er Jahren gestorben. Weil Lindner Buchholz verlassen hatte, kam nun mein Urgroßvater Ackermann (also Lindners Schwiegervater) selbst nach Buchholz. Das war im Jahre 1858.“ In diesem Jahre verkaufte also Lindner seine Druckerei an Ackermann und zog, wie vorstehend berichtet, nach Sayda. Der Stadtrat zu Sayda, bei dem wir uns über Lindner erkundigten, schreibt: „Der Buchdruckerbesitzer und Redakteur Karl Traugott Lindner hat am 6. Februar 1867 hier das Bürgerrecht erworben und ist am 11. April 1877 anständig geworden. Ende Juli 1884 ist er von hier nach Zugau verzogen.“ Später wurde Lindner durch die Güte Görlichs (ein Schwiegersohn Ackermanns) in eine Anstalt eingeliefert und ist dort auch gestorben.

Die Zeitung wurde, wie in der Geschichte unseres Hauses schon niedergeföhrt ist, 1858 an C. A. Ackermann verkauft. Dieser war der Schwiegervater Lindners; er wird von Anfang an das Unternehmen finanziert haben und darf deshalb als Mitbegründer der „D. Z.“ wohl angeprochen werden. Ihn und auch seine Gattin, die nach Ackermanns Tod die Zeitung ein Jahr lang geführt hat, finden unsere Leser hier abgebildet.

Aus dem Leben Carl Ackermanns

erhalten wir wieder von Frau Louise verw. Büttner, die übrigens unseren älteren Lesern schlichthin als „Müller-Liesel“ noch in Erinnerung sein wird, weiter die nachfolgenden Einzelheiten: „Mein Urgroßvater Ackermann stammte aus Niederplanitz. Er hatte vier Töchter: Frau Kürschnermeister Pürsch, Frau Kaufmann Görlich, Frau Buchdruckerbesitzer Lindner und Frau Dr. Röber-Frauenstein, deren Tochter nach Australien ging und sich dort mit einem Farmer verheiratete. Der neue Inhaber arbeitete sich schnell in den Betrieb ein, zumal er ja als ein kluger Kopf galt. Schon in seinem früheren Beruf als Berater in Rechtsachen war er ein vielgeehrter Mann und konnte nun als Zeitungsmann all sein Können recht gut verwerten. Seine Gattin half ihm fleißig mit und stand ihm auch in praktischen Dingen immer zur Seite.“ Leider sollte der Schnitt der Zeit dem Leben Ackermanns nur allzu früh ein Ende. Er, der eigentlich, wenn auch indirekt nur durch seinen Schwiegersohn Lindner, mit

seinen Geldmitteln etc. die Gründung des Unternehmens ermöglicht hatte, konnte nur ein halbes Jahr der Druckerei als Inhaber vorstehen. In der Ausgabe Nr. 25 der „D. Z.“ vom 29. März 1859 lesen wir nachfolgende Todesanzeige:

Unerwartet und schnell, infolge eines Gehirn Schlagflusses, starb heute Morgen um halb 8 Uhr, in dem Alter von 69 Jahren, unser guter Oatte, Vater, Groß- und Schwiegervater, der Buchdruckerbesitzer

C. A. Ackermann

was wir hiedurch unsern Freunden und Bekannten mit der Bitte um stillen Beileid anzeigen.

Buchholz, am 28. März 1859. Die tiefbetrübten Hinterlassenen.

J. D. verwittw. Ackermann

Die Familie Pürsch.

Ein Schlaganfall mit sofortiger Todesfolge hatte Ackermann während des Mittagessens ereilt. Sein Hinscheiden wurde damals in Buchholz tief betrauert. Pastor Rosenhauer bettete ihn mit stillen Trostworten an die Hinterbliebenen zur letzten Ruhe. In der „D. Z.“ Nr. 26 vom 1. April 1859 ist folgende Anzeige darüber zu lesen:

Dank.

Zurückgekehrt vom Grabe unseres nun in Gott ruhenden seligen Oatten und Vaters, des Buchdruckerbesizers

C. A. Ackermann,

und gestärkt durch das Wort Gottes und die Verheißung der Hölle, welche so kräftig und überzeugend, und darum so tröstend von unserem hochachtungswürdigen Herrn Pastor Rosenhauer uns verkündet wurden, die gleich lindern dem Balsam auf die blutigen Wunden unserer Herzen gestossen, gestärkt durch die vielen Beweise ungeheuchelter Freundschaft und Achtung, die uns von vielen hiesigen achtbaren Einwohnern dadurch zu Theil geworden, daß sie unseren lieben Dahingeschiedenen zur letzten Ruhestätte begleiteten: ist es uns Bedürfnis, dafür den innigstgefühlten Dank hiermit öffentlich darzubringen, und die Versicherung zu geben, daß uns dieses Alles eben so unvergesslich bleiben wird, wie uns das Andenken des theuren Entschlafenen.

Buchholz, am Begräbnistage, den 31. März 1859.

Die tiefbetrübten Hinterlassenen.

An Obiges anschließend, theile ich unsern geehrten hiesigen und auswärtigen Geschäftsfreunden, sowie dem gesammten Publikum von Buchholz und Umgegend mit, daß durch das Ableben meines sel. Mannes weder eine Unterbrechung im Betriebe der Buchdrucker, noch im Geschäftsgang des Blattes eintreten wird, vielmehr beide, wie zeither, unter der Leitung meines Geschäftsführers, ihren ungehörten Fortgang behalten werden, daher ich mich fernerem Wohlwollen und Vertrauen bestens empfohlen halte.

Buchholz, 31. März 1859. C. A. Ackermanns Wittwe.

Die Witwe Ackermanns führte also, wie wir gesehen das Unternehmen zunächst weiter. Der Geschäftsführer, von dem in der Anzeige die Rede ist, muß wohl — wie wir dem Brief der Frau Louise verw. Büttner entnehmen, der Seger Lütze gewesen sein. Frau Büttner schreibt darüber: „Meine Urgroßmutter (also Frau Ackermann) hat nun die Druckerei noch ein Jahr fortgeführt, und zwar hat sie einen Herrn Lütze als Gehilfen gehabt. Selbstiger soll wohl eine Buchholzer geb. Fiedler zur Frau gehabt haben. Diese muß dann eine Verwandte meiner Freundin, Frau von Larisch, Bachstraße, gewesen sein. Lütze soll später erblindet sein.“

Die Witwe Ackermanns muß aber doch schwer zu kämpfen gehabt haben. In den einzelnen Dingen war sie schließlich als alleinlebende Frau doch nicht so erfahren. Die Redaktion versorgte ihr der damalige Buchholzer Schuldirektor J. C. E. Seifert. Vom 5. April 1859 bis 7. Februar 1860 zeichnete dieser erste Redakteur der „D. Z.“ als „Interimistischer verantwortlicher Redakteur“. Schuldirektor Seifert war der Großvater von Fr. Hilde Prager in Buchholz. Diese mußte uns viel zu erzählen von dem Leben und Wirken dieses Mannes, der eine angesehenere Persönlichkeit der Stadt Buchholz war. Er verfügte über hervorragendes Wissen und über verbindliche Charaktereigenschaften. Die Familie Ackermann und später auch Hollstein erfreuten sich seiner speziellen Freundschaft und stets regen Mitarbeit am Ausbau der „Obererzgebirgischen Zeitung“. Der Witwe Ackermann war er jedenfalls in jener Zeit ein treuer Berater und Helfer. Diese zog es dann aber vor, das Geschäft in andere Hände zu geben. Sie verkaufte es an meinen Großvater Hollstein. In Nr. 11 der „D. Z.“ vom 7. Februar 1860 ist zu lesen:

Bei meinem Abgange von Buchholz kann ich nicht umhin, allen denen, welche sowohl meinem verstorbenen Oatten, als auch mir so viele Beweise der Freundschaft und Liebe zu Theil haben werden lassen, hiedurch meinen herzlichsten Dank zu sagen. Die hiesige Buchdrucker, sowie das Verlagsrecht der „Obererzgebirgischen Zeitung“ werden von jetzt an in andere Hände übergehen und ich erlaube mir daher noch, die ergebenste Bitte auszusprechen, man möge das gegen mich gezeigte Wohlwollen gütigst auf den neuen Geschäftsinhaber übertragen.

Buchholz, 7. Februar 1860. D. G. verw. Ackermann.

Die Witwe Ackermann zog nach Ramenz und lebte dort bei ihrer Tochter, der späteren Frau Görlich. Mit dieser kam sie später auch wieder nach Buchholz zurück.

Ueber die Familie Görlich, die am Buchholzer Engpaß ein Kolonialwarengeschäft betrieb, haben wir unseren Lesern in Nr. 76 (1918) unserer Erzgebirgs-Heimatblätter ausführlich berichtet. All diese Namen aus alter Zeit sind eng verwachsen mit dem alten geschichtlichen Buchholz.

Die Wurzeln unseres Zeitungsunternehmens sind also so tief eingewachsen in den Boden der Heimat, auf dem es noch heute wirkt und schafft. Ein getreuer Eckhart ist so unsere Zeitung für das Obererzgebirge von Anfang an, ein Eckhart der Heimat, der ihr dient in Freud und in Leid.

Sonnige Kindheit

Von Max Rothe, Buchholz.

Heimat und Elternhaus, Kindheit und Jugendtraum: in wieviel tausend Liedern hat man euch gefeiert, in wieviel Sprachen besungen? Wenn ich in stillen Stunden eurer gedanke, dann steigen sie auf, die Bilder der Erinnerung, füllen meine Seele und erwärmen mein Herz. Ich lächle beseligt, fühle mich reich und glücklich.

Es ist mir leid um dich, mein Mitbruder, der du Heimat und Elternhaus nicht kennst, und der du nur Dornen am Wege deiner Kindheit fandest und — fühltest.

Ich klage dich aber an, wenn dein Herz dich nicht zurückführt in dein Kinderland, wo du Rosen pflüchtest und mit Sonnenstrahlen spieltest. Es ist, als ob das Paradies deiner Kindheit überwuchert würde von Unkraut. Du weißt nichts von Besinnlichkeit und innerer Einkehr. Die Kräfte deiner Seele haben an wertvollem Nährboden Einbuße erlitten. —

Ich will euch nun von einem Buben plaudern, dem ich seine sonnige Kindheit neide. Schon durch den Umstand, daß er (1863) in einem Schlosse zur Welt kam, wird sein Eintritt ins Leben vom Reiz des Romantischen umkleidet. Sein Vater war nämlich Gerichtsamts-Kontrollleur und Schlossverwalter des Freiherrn von Trübscher in Falkenstein i. B. Er hielt auf strenge Zucht unter seinen zwölf Kindern, von denen Fritz, unser kleiner Held, das zweitjüngste war. Selbst ein Muster von Pünktlichkeit, verlangte er diese Tugend auch von den Seinen. Kehrete der Herr Kontrollleur vom Amt oder vom täglichen Abendessen heim, dann wußten die Leute, es ist Schlag 6 oder 8 Uhr. Jedes Kind hatte sich pünktlich bei den Mahlzeiten einzufinden. Weil aber bei aller Strenge die Erziehungsmaßnahmen von Liebe und Gerechtigkeit begleitet waren, sahen alle Kinder in Ehrfurcht und schwärmerischer Verehrung zu ihrem Vater auf und waren glücklich, wenn sie ihm einen Dienst erweisen durften oder irgendeine Freude bereiten konnten.

Dem Gatten stand eine Frau zur Seite, die eine echte und rechte Mutter war: geschäftig vom frühen Morgen bis in den späten Abend und voller Güte. Sie hat mit ihren weichen Händen manche Zornesfalte geglättet und mit verfühnenden Worten den Anwalt ihrer Kinder gespielt, wenn auf diese ein Wetter niedergugehen drohte.

Dank dem guten Beispiel, das die Eltern gaben, herrschten unter den Geschwistern Verträglichkeit und Brüderliebe. Als besonderen Spielgefährten aber erkor sich Fritz neben den Schulkameraden seinen jüngeren Bruder Max, mit dem er überall dahin Streifzüge und Entdeckungsfahrten unternahm, wo sich etwas Verlockendes für Jungenaugen, -hände und -beine bot. Ihre Umwelt enthüllte Reize im Überfluß, deren sich Fritz umso mehr erfreuen konnte, als er nie ernstlich krank war.

Da war zunächst der Schlossfelsen, der sich in unmittelbarer Nähe des herrschaftlichen Wohnhauses, eines verhältnismäßig schlichten Baues, erhob. Ihn krönte in alten Zeiten ein leuchtiger Bergfried. Eine Treppe führt heute noch zu ihm empor. Unsere Jungen indes waren zu stolz, auf bequemem Stufenweg nach oben zu gelangen. An den zackigen Felswänden führten sie die verwegenen Kletterkunsstkünste aus. Auf halber Höhe hatten — wohl vor Jahrhunderten schon — Vorfahren des Schlossherrn einen tiefen Brunnen anlegen lassen, der von den Kindern gefürchtet wurde. In diesen wäre Fritz bei seiner Kletterei beinahe einmal gestürzt, hätte er nicht im letzten Augenblick noch einen Halt gewinnen können. Und an Augenblicke des Entsetzens denkt er noch heute mit einigem Grausen zurück, als ihn der Schlossgärtner, um mit seiner Kraft zu prahlen, ganz oben weit über die Brüstung hinaushielt, daß es dem Jungen angesichts der Tiefe unter ihm schwarz vor den Augen wurde. Wieviel Kinder sind nicht schon Opfer solcher törichten Scherze geworden!

Ein Lieblingsaufenthalt der Familie war die schöne Laube, die, von dickem Gebüsch umhagt, mitten im Garten vor dem Schloß stand. Hier hielt die „gnädige Frau“ gern mit Fritzens Mutter ein Plauderstündchen, während die Jungen in der Nähe spielten, hier erzählten sie sich von dem unglücklichen Freiherrn Adolph, dem Gatten der Schlossherrin, der 1849 den badiischen Aufstand leitete, gefangen genommen und in Mannheim standrechtlich erschossen wurde. Die Bitten und Tränen seiner trostlosen Gattin hatten nichts bei den hartherzigen Widersachern ausrichten können. Auch von dem großen Brand, der 1859 die halbe Stadt mit samt dem Schloß einäscherte, das neu errichtet werden mußte, wußten sie zu berichten.

Besonders gern wurde der große Wasserbottich umlagert, der, aus vier Abteilen bestehend, seitab vom Hause sich befand. In ihm tummelten sich Raubfische, besonders aber Forellen, von denen die Köchin manchen wohlgenährten Gesellen den im Garten umherstrolchenden Kindern zum Fenster hinausreichte.

Oft statteten sie dem Herrschaftskutscher im Stall einen Besuch ab. Wie glücklich fühlten sie sich, wenn sie zuweilen hoch zu Roß über den Hof traben oder auf die Felder reiten und stolz um sich blicken konnten! Der Kutscher hatte auf peinliche Sauberkeit im Stall zu achten. Er ging hierin sogar so weit, daß er — zur Heiterkeit der Kinder — einen Stalljungen mit einer Art Schlüssel aus Stroh die dampfenden Düngemittel aufzufangen ließ, die von den Pferden als Resterscheinung ihrer guten Verdauung abgegeben wurden.

Nicht geringe Freuden vermittelten den Kindern auch die alljährlichen Schweineschlachten. Was gab es für eine Aufregung, als einst ein Dickhäuter, vom Schlächter ungeschickt gestroffen, in wildem Schmerz aufschrie und in seiner Verzweiflung das Weiße suchte! Wie die wilde Jagd stürmte alles hinterdrein, bis das arme Opfer tierisch schließlich unter den Händen seiner Peiniger endete. Fritz und Max, die man gelegentlich auch hätte May und Moritz heißen können, saßen dann auf der großen Wägemangel, sahen zu, wie es im Kessel

wallte und brodelte, ließen sich die zugereichten Bissen dampfenden Fleisches trefflich munden und schielten nicht bloß nach einer gewissen Flasche in der Ecke, sondern naschten auch von dem süßen Giste, das stärker war als des jüngeren Bruders Widerstandskraft. Dieser glitt von seinem Beobachtungsposten plötzlich zu Boden. Die erschrockene Mutter brachte ihn ins Bett und zerbrach sich den Kopf über die rätselhafte Hebelkeit, bis der herbeigerufene Arzt sie aufklärte und dem Kranken bald wieder auf die Beine half.



Schloß Falkenstein i. Bgtl. (vom Schlossfelsen aus gesehen).

Kam die Zeit der Obstreife, dann besannen sich die Buben darauf, daß Äpfel und Birnen nicht nur gesund seien, sondern auch vorzüglich schmeckten. Eine Begierde, die nicht zu stillen war, leuchtete aus ihren jungen Augen. Aber es waren verbotene Früchte, denn das Obst war noch nicht genügend reif. Die größte Schlauei mußten sie aufbieten, um eines rotwangigen Apfels habhaft zu werden. Denn oben im ersten Stock waren die wachsamsten Augen der gnädigen Frau unablässig nach unten gerichtet. Schlichen die kleinen Schlingel nach der anderen Seite des Hauses, gewahrten sie auch dort wieder den drohenden Finger der Gnädigen oben am Fenster. Diese Allgegenwärtigkeit der hohen Dame schien den kleinen Kindern schier unbegreiflich. Doch wann es dunkelte, dann waren alle Mägen grau, dann konnten sie ihr Mar haben ausführen. Sie warteten immer, bis alles schlief, dann schlichen sie aus den Türen und durch das kleine Fenster eines gewissen verhöhligen Ories in den Obgarden, wo sie ausliefen und verzehrten, was ihnen der Wind, ihr treuer Bundesgenosse, von den Vätern geschüttelt hatte.

War Besuch im Hause, mußten die Buben oben in der Kletterstube schlafen. So beherzt sie sonst waren, hier besaßen sie Kleinnut und Verzagtheit; denn dort oben hauste ein Ungeheuer, das ihnen heillose Angst einjagte: die alte Turmuhr. Setzte sie zum Schlagen ein, dann rasselte, ragte, ächzte und stöhnte es so unheimlich in dem umfangreichen Räderwerk, als läge ein Niese in schwerem Sterben. Den Jungen wurde schauerlich zumute. Sie verkrochen sich tief in ihre Betten und zogen das Deckbett weit über die Ohren, damit sie nichts von dem Getöse hörten und unsichtbar blieben, falls das Ungeheuer, das sie in dem Uhrgehäuse vermuteten, nach ihnen suchen sollte.

Am Tage war ihnen diese Bangigkeit fremd. Da forschten sie mit Vorliebe nach Stätten, wo es nicht ganz geheuer war. Zu solchen Orten zählten die Gräfte auf dem alten Friedhof. An der schadhast gewordenen Tür einer solchen Gruft machte sich ein Schlosser zu schaffen. Fritz sah ihm bei seiner Arbeit zu und betrat den wenig anheimelnden Raum, in dem die Särge schon zu zerfallen drohten. Plötzlich wurde es finster um ihn. Der Handwerker hatte die Tür ins Schloß geworfen und sich entfernt. Wollte er sich ein Vergnügen daraus machen, den Jungen zu ängstigen? Dieser rief durch das kleine Gitterfenster um Hilfe. Nach langen, bangen Minuten drehte sich ein rostiger Schlüssel leise im Schloß, und die Tür öffnete sich wieder. Fritz entwich der unbegreiflichen Stätte und atmete wie Schillers Taucher im „roßigten“ Richte.

Das Erlebnis lastete schwer auf des kleinen Abenteurers Seele. Er hatte sich schon lebendig begraben geglaubt und wußte nun, daß man die Ruhe der Toten nicht ungestraft stören darf.

Und wieder gab es ein Erlebnis mit unglücklichem Ausgang. Die Schlossherrschaft war verreist, der Vater im Amtsgericht im Dienst. Fritz hatte bemerkt, daß der Gewehrschrank oben auf dem Korridor nicht verschlossen war. Da konnten sie ja Soldaten mit richtigen Gewehren spielen! Nicht lange dauerte es, da zog eine kleine bewaffnete Schar hinaus nach dem Altesessen, exerzierte und pünktelte, daß es eine Art hatte. Zu dem richtigen Gefecht kam es aber erst, als sie heimkehrten und der Vater, ihrer harrend, gegen die kleine Heeresmacht zu Felde zog und sie „schlug“.

Nichtige verwogene Jungs müssen natürlich auch einmal mit Pulver umgehen. Solches herbeizuschaffen gelang einem gleichgesinnten Freunde. Eine Drainieröhre mußte das Kanonentrohr abgeben. Es ging alles nach Wunsch. Einem Jungen aber, der nicht aus dem Schußfeld gewichen war, flog der schwarze Pulverstaub ins Gesicht und schwärzte ihn so, daß man glaubte, er stamme aus dem dunkelsten Afrika.

Fritz war auch Zeuge eines Ereignisses, das an Eigenart seinesgleichen sucht. Ein Rehbock hatte sich versprenget und jagte durch die Straße vor dem Schloß. Als er seinen Weg von entgegenkommenden Menschen versperrt sah und er auch hinter sich eine Verfolgergarie johlen hörte, blieb er einen Augenblick

unschlüssig stehen. Von Todesangst getrieben, rannte er dann blindlings auf den eisernen Zaun des Schlossgartens zu, durchbrach mit gewaltigem Anprall zwei eiserne Stäbe, flüchtete durch den Garten, setzte auf der anderen Seite — die letzte Kraft zusammenraffend — über die Mauer auf den vorbeiführenden Weg, übersprang nochmals einen Zaun, erreichte die Felder und gewann so seine Freiheit wieder.

Zur Erinnerung an die kühne Tat dieses vierfüßigen Helden hat man an der entstandenen Zaunlücke zwei eiserne Querstäbe mit einer kleinen Gedenktafel angebracht, die heute noch zu sehen sind.

Ein Schauspiel von erschütternder Tragik bot sich eines Tages dem jungen Volke, als die Sturmglöde die Bewohner aufschreckte. Drüben am Mühlberg brannte der Schafstall des Meusel-Gutes. Vergebens suchten hilfsbereite Männer die armen Tiere zu retten. Hatte man sie mit vieler Mühe glücklich ins Freie getrieben, stürzten sie sich zum Entsetzen aller Zuschauer von neuem wieder in die Flammen, wo sie in beträchtlicher Zahl schließlich elend umkamen.

Eine andere sonderbare Begebenheit ist den Jungen unvergeßlich geblieben: Am Tage der Einweihung des neuen Gotteshauses jagten dunkle, tiefgehende Wolken über die Stadt dahin. Eine stattliche Menschenmenge hatte sich zu Beginn der Feierlichkeit angesammelt. Plötzlich erscholl der Schreckensruf: „Der Turm fällt ein!“ Und wirklich, der Turm schien sich zu bewegen, das unterlag keinem Zweifel! Alles floh auseinander. Bei dem Drängen und Schieben wurde mancher, der sich nicht genügend Ellenbogenfreiheit sichern konnte, überannt und dabei mehr oder weniger schlimm verletzt. Da verjagte eine frische Brise die Wolken und siehe da: der Turm rechte sich in kerzengerader Haltung zum Himmel wie vorher. Jetzt war es allen klar, daß sie von einer sonderbaren Sinnestäuschung, die sich indes keiner recht erklären konnte, genarrt worden waren.

Die Streifzüge der Jungen dehnten sich allgemach auch auf die Umgebung der Stadt aus. Ihre Klettergewandtheit, die sie sich am Schlossfelsen erworben hatten, erprobten sie nun an den Hoch- und Wendesteinen und am topographischen Schneckenstein. Hier wurden sie, wenn sie mit vieler Mühe und heiler Haut die Spigen erklommen hatten, durch eine prachtvolle Fernsicht entschädigt. Was an den Kleidern zerklüftet war, ließen geübte unermüdete Mutterhände mit Geschicklichkeit, Nachsicht und — Verschwiegenheit wieder instand. Als Fritz ein völliger Kletterer geworden war, kam ihm seine Geschicklichkeit im Klettern gelegentlich einer ziemlich gefährlichen Besteigung der Grotteplan im Rhätikon — 3000 Meter — außerordentlich zu nützen.

Wacht den Eltern hatte sich der alte Förster Lippittsch in Grünbach einen Ehrenplatz in den Herzen der Kinder gesichert. Er stand im Dienste der Schlossherrschaft, die über ausgedehnte Besitzungen verfügte. Sein Aushängeschild trug alle die Kennzeichen eines Försters, wie man sie auf Wäldern antrifft: neben der üblichen Kleidung die hochragende Gestalt mit wallendem Vollbart und freundlichen Gesichtszügen. Er hatte eine eigene, angenehm berührend leutselige Art, mit allen Menschen, besonders aber mit Kindern umzugehen, und sah es gern, wenn die Schlossverwaltersbuben mit seinen eigenen Sprößlingen verkehrten. Ein Wort aus seinem Munde mochte beinahe schwerer noch, als wenn der Lehrer oder der Pfarrer mit den Kindern redete. Sahen sie doch in ihm den Herrn des weithin sich erstreckenden Waldes, der alle seine Geheimnisse ergründet hatte. Durften sie ihn auf einem seiner Reviergänge begleiten, dann hatten sie das Gefühl, als ginge es mit Mühe und Not in das Märchenreich der Wunder. Fritzens Liebe zu Forst und Flur pflanzte sich fort bis in seine Mannesjahre. Er erwarb sich in Buchholz einen ansehnlichen Besitz an Grund und Boden, den er mit Laub- und Nadelbäumen bepflanzt. Heute ist ein Park daraus geworden, der nach Stunden und Tagen angestrengter Tätigkeit Ruhe und Erholung gewährt.

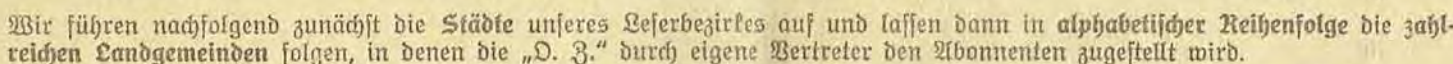
Die Kinder des Herrn Kontrollleur besuchten die Trübscher'sche Stiftungsschule, an der u. a. der nachmalige Schuldirektor Schlegel in Scheibenberg tätig war.

Der erklärte Liebhaber der Familie war die jüngste Schwester, an der insonderheit die beiden kleinen Brüder mit rührender Liebe hingen. Eltern und Geschwister wurden aber dauernd in Unruhe und Sorge versetzt durch eine trübe Vorahnung, von der das hübsche Mädchen nicht loskommen konnte. Es behauptete — trotz liebevollster Einsprüche der Eltern — immer wieder, daß es das 20. Lebensjahr nicht überschreiten werde. Wahrscheinlich trug die Schuld hieran eine gewissenlose Wahrsagerin. Und wahrhaftig: Kurze Zeit nach ihrem 20. Geburtstag lag die Bedauernswerte nach einjähriger glücklicher Ehe mit einem Kind unter dem Herzen auf der Totenbahre.

Seit kurzem ist das Falkenstein'sche Schloß, das fünf Jahrhunderte hindurch im Besitz der Trübscher'schen Familie war, von der Stadt Falkenstein käuflich erworben worden. Wenn die erforderlichen Umbauten beendet sind, werden Girakasse und Altertumsmuseum hier ihren Einzug halten. Der bekannte vogtländische Dichter Willy Rudert — ein Neffe des Herrn Friedrich Seidel — hat mit unendlichem Fleiß in kaum zwei Jahren eine solche Fülle wertvoller volkskundlicher Stücke gesammelt, daß das Museum einen Glanz- und Anziehungspunkt für Falkenstein bedeuten wird.

Als ein Raunenstiel der Geschichte sei noch erwähnt, daß Max Hölz seinerzeit in den Räumen, die von der Familie unseres Fritz bewohnt wurden, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Und ist des Rätsels Lösung noch nötig, so will ich verraten, daß der kleine Fritz mit seinem Familiennamen Seidel heißt. Nun weißt du wohl, lieber Leser, wessen „sonnige Kindheit“ ich geschildert habe. Behalte auch du deine Kinderjahre in liebendem Gedenken!



Erzgeb.
Einwohnerz. i. J. 1929: 2488;
Behörden: Gem.-Verwalt., Gendarm-
erie-Standort, Postamt,
Bahnhofsverwaltung, Bahn-
meisterei; Amtshauptmchft.:
Annaberg; Kreishauptmchft.:
Chemnitz; eine ev.-luth. u. eine
Bischofliche Methodistenkirche;
Volksschule, Postamentenfabrik-
schule; Bahnhofst. d. Lin. Chg.
Weipert, Granzahl-Oberweis-
senhof; Haltepunkt d. Kraft-
wagenlinie: Abg.-Granzahl-
Neudorf; 654 m ü. N.N.,
Hauptindustrien: Textilfabrik-
k., Barbereien, Postamenten, Ne-
herwerke, Sägemerke, Holzstoff-
fabr., Kistenbauerei; 10 000
qm groß. Gemeindeportplatz.

Grötdendorf (Erzgeb.).
Einwohnerz. i. J. 1925: 5189;
Behörden: Gemeinde, Post-
amt, Forst, Gendarm.-Stat.,
Amtshauptmchft.: Annaberg,
Kreishauptmchft.: Chemnitz;
1 ev.-luth., 1 method. Kirche;
1 Gemeinshafthaus; 2 Volkss-
schulen, je 1 Knab.- u. Mädch.-
Berufsschule; Bahnstation d.
Linie Schletlau - Grötdendorf;
ev. Bshf.; Haltept. d. Kraft-
wagenlinien: Zwönitz - Schei-
benberg - Grötdendorf - Bieren-
straße u. Zwönitz-Grötdendorf-
Annaberg; 630 - 670 m ü. N.N.,
Volkssab, Ziegelei, Wasser-
wert; Metall- u. Blechwaren-
fabrikation, Seidenzwirnerei,
Holzwaren, Postamenten, Her-
stellung elektr. Bedarfsartikel.

Gundersdorf.
Einwohnerz. i. J. 1929: 1612;
Amtshauptmchft.: Annaberg,
Kreishauptmchft.: Chemnitz;
1 ev.-luth. Kirche; 1 Volkss-
schule; Güterladestelle a. Linie
Granzahl-Annaberg; Haltept.
d. Kraftwagenlinien d. Abg.-Neu-
dorf, Abg.-Bärenstein u. Abg.-
Söbhfadt; Volkssab, Pflanz-
Freiwil. Feuerwehr, Volkss-
bibliothek, Wasserwert, elektr.
Ortsleitungszug; 650 m ü. N.N.,
Strumpf- und Postamenten-
fabrikation.

Grundorf.
Zu Erla gehörend; Einwohner-
zahl 1250; Amtshauptmann-
schaft: Schwarzenberg; Kreis-
hauptmannschaft: Zwickau;
Hauptindustrie: Holzschleiferei,
Brettmühle u. Spigenstüpp.
Bei Touristen bekannt als
Grundorf-Globenstein-Schweiz.

Böhm.-Wiesenthal.
Einwohnerz. i. J. 1929: 1236;
Behörden: Postamt, Telegr.-
Telephon, 836 m ü. N.N.,
Hauptindustrie: Spitz-, Stöppelei.

Dörfel.

Einwohnerz. i. J. 1924: 500; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; Kirche i. Hermannsdorf; Versammlungsraum d. Gemein- schaft in Christo Jesu e. V.; 1 Volksschule; Fortbildungs- schulverb. Hermannsdorf-Dör- fel; Haltept. d. Kraftwagen- linie Geyer-Schleitz; Volks- bucherei; 650 m ü. N. N.; Hauptindustrien: Landwirt- schaft, Pappen-, Wirt- und Strumpffabrikation.

Erla (Erzgeb.).

Einwohnerz. i. J. 1929: 1755; Amtshauptmchft.: Schwarzen- berg; Kreishauptmchft.: Zwickau; 1 ev. luth. Kirche; 1 Volks- schule; Bahnstation d. Linie: Schwarzenberg-Johanngeorgen- stadt; Postagentur; 550—650 m ü. N. N.; Eisenwerke, Holz- schleiferei.

Frohna.

Einwohnerz. i. J. 1928: 1810; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; zur Kirchgem. „St. Annen“ Annaberg gehörig; 8-klassige Volksschule, Mittgl. d. Verb. Berufsschule Obererzgebirge; Bahnstat. Abg. Linie Chem- nitz-Weipert, Abg.-Werdau; Volksschule; 530—660 m ü. N. N.; Holzstoff- u. Papier- erzeugung, Eisengießerei, Ro- tillerie, Bandweberei (Barin. Artikel) u. Posamen- tenindustrie.

Geyersdorf.

Einwohnerz. i. J. 1928: 1475; an d. Böhma u. dem 832 m hoh. Böhlberg gelegen; Amts- hauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; 1 ev. luth. Kirche; 1 Volksschule; Bahnstat. d. Linie: Geyers- dorf-Mildenau (Güterabfertigung); Haltept. d. Kraftwagen- linien Abg.-Marienberg und Abg.-Mildenau u. Arnstfeld-Steinbach; 610 m ü. N. N.; Pappen- u. Holzstofffabrikat., Gold- u. Silbergepinnstfabri- kation, Brauerei.

Großrüderswalde.

Einwohnerz. i. J. 1929: 1751; Gemeindeamt, Postagentur; Amtshauptmchft.: Marienberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; 1 ev. luth. Kirche (Wehrhaus- kirche, 1927 erneuert, turnstül- u. hoh. Wert, Beweis der Be- such der Internat. Kommission f. Denkmalspflege i. Juli 1929), 3 Volksschulen; Bahnstat. Bo- den, Linie Wolkstein-Schö- nfeld und Marienberg, Linie Chemnitz-Reichenhain; Halte- punkt d. Kraftwagenlinie Ma- rienberg-Abg.; Klöppelschule; 450—750 m ü. N. N.; Strumpf- waren-, Strickkleider-, Posamen- ten-, Klöppelspigen-, Holz- drehereiwaren-, Wälschfabrik; vielbesucht. Aussichtspunkt Altes Gericht (747 m ü. N. N.); hervorra. Winderportgegend.

Grumbach (Erzgeb.).

Einwohnerz. i. J. 1925: 1120; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; 1 evang. Kirche; 2 Schulen; Bahnstation: Schmalzgrube (Linie Schönbach-Wolkstein); Haltept. d. Kraftwagenlinien: Annaberg-Schönbach; Klöppel- schule; 700—800 m ü. N. N.; Reichen- u. Leinwandfabrikation.

Grünstädtel.

Einwohnerz. i. J. 1925: 1056; Gemeinde-, Standes- u. Pfarr- amt; Amtshauptmchft.: Schwarzen- berg; Kreishauptmchft.: Zwickau; 1 ev. luth. Kirche; Volksschule (Schulbez. Raschau-Grünstädtel); Bahnstat. d. Linie Schwarzenberg-Abg. u. Grün- städtel-Rittersgrün; Haltept. d. Kraftwagenlinien Schwarzenberg-Abg. u. Schwarzenberg-Rittersgrün; 500 m ü. N. N.; Wälsch-, Holzstoff- u. Pappen- fabrikation, Blechindustrie u. Landwirtschaft.

Hermannsdorf.

Einwohnerz. i. J. 1928: 1328; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; 1 ev. luth. Kirche; 2 Schulen; Bahnstat. d. Linie Wolkstein-Schönbach; Haltept. d. Kraftwagenlinie Abg.-Schwarzenberg; 550 m ü. N. N.; Holz- warenindustrie, vordringend Landwirtschaft.

Hopfgarten.

Einwohnerz. i. J. 1928: 428; Amtshauptmchft.: Marienberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; Kirche i. Großrüderswalde; 2- klass. Volksschule; Bahnstation Hopfgarten d. Linie Chemnitz-Annaberg; 400—450 m ü. N. N.; Strumpffabrikation u. Holz- schleiferei, Gerinnerei.

Hammerunterwiesenthal m.

Niederschlag.

Einwohnerz. i. J. 1928: 879; Postamt, Zollamt; Amtshaupt- mannschaft: Annaberg; Kreishauptmannschaft: Chemnitz; 1 ev. luth. Kirche; Gemeinde- klöppelschule; Bahnstation: Bahnhof Hammerunterwiesenthal u. Haltept. d. Kraftwagen- linie d. Linie Granzahl-Oberwiesenthal; Haltept. d. Kraftwagen- linien Chemnitz-Oberwiesenthal-Karlshaus u. Annaberg-Karlshaus; 800 m ü. N. N.; Holzwaren-, Strumpf- u. Papierfabrikation, Seidengewer- berei, Sägewerke, Steinbruch- betrieb, Sand- u. Schotter- wert, Kaltwerke, Mahlmühle.

Königswalde i. E.

Einwohnerz. i. J. 1929: 2897; Gemeindeverwalt.; 1 ev. luth. u. 1 meth. Kirche; 1 Volksschule; Bahnstat. d. Linie Chem- nitz-Weipert; Haltept. d. Kraftwagenlinien Abg.-Königswalde-Schönbach, Wiesen- bad-Bärenstein; Klöppelschule, Volksschule; 543 m ü. N. N.; Posamentenfabr., Seidweberei, Zwirnerei, Färberei, Pappen- fabrikation.

Kleinrüderswalde.

Seit 1912 Annaberg einver- leibt (siehe unt. Annaberg); Gold- u. Silberwarenfabrikanten, Sägewerk, Hausindustrie, Pol- sterfabrikation.

Kreischam-Rothenshma.

gehört zu Neudorf. Erholungshaus der Allgem. Ortskrankenkasse Leipzig; 778 m ü. N. N.

Mildenau.

Einwohnerz. i. J. 1929: 2773; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; 1 ev. luth. Kirche; 3 Volks- u. Berufsschulen; Bahnstat. Gü- terbahnhof Geyersdorf d. Lin. Geyersdorf-Mildenau; Halte- punkt d. Kraftw.-Lin. Abg.-Mild.-Steinbach, Abg.-Mildenau-Marienberg, Königswalde-Steinbach; Wasserwerk; 520—670 m ü. N. N.; Strumpf- industrie, landw. Masch., Del- mühle, Pappenfabr. Bereits i. 12. Jahrh. bedeut. Ort (Berg- bau u. Landwirtschaft) lebt. steht noch bedeutend.

Mittweida i. E.

Einwohnerz. i. J. 1925: 1472; Amtshauptmchft.: Schwarzen- berg; Kreishauptmchft.: Zwickau; Kirche u. Schule befinden sich i. Markersbach; Haltept. d. Kraftw.-Lin. Schwarzen- berg-Annaberg; Geyersdorf-Weipert; 486 m ü. N. N.; Papier- u. Pappenfabrikation; Nagelschmiederei.

Niederschlag.

Ortssteil v. Hammer-Unterwiesenthal an d. Landesgrenze; Einwohnerz. i. J. 1928: 335; Sonst. i. unt. Hammer-Unterwiesenthal.

Neudorf.

Einwohnerz. i. J. 1925: 1210; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; 1 ev. luth. Kirche; 6-klass. Volks- schule; Bahnstat. Wiesenbad d. Linie Chemnitz-Weipert; Halte- punkt d. Kraftw.-Lin. Abg.-Weipert-Neudorf; Ehrenfrie- dersdorf; 450—620 m ü. N. N.; Wirt- u. Strumpffabrikation, Heimarbeit: Posamenten.

Oberlobenstein.

Oberlobenstein ist eine selbst- ständige Gemeinde, fond. Orts- teil v. Böhma, Erla u. Rittersgr.

Oberweiß.

Einwohnerz. i. J. 1928: 267; Gemeindeamt, Post Scheiben- berg; Amtshauptmchft.: Anna- berg; Kreishauptmchft.: Chem- nitz; Amtsgeschäft u. Gend.-Bez. Scheibenberg; Parochie Scheibenberg; Volksschule; Bahnstation: Scheibenberg; Haltept. d. Kraftw.-Lin. Abg.-Schwarzenberg; Erholungshaus Wolkstein; 630 m ü. N. N.; Kaltwerk, Holzschlei- fereien, Lötterereien, Land- wirtschaft usw.

Reichenhain i. Sa.

an der böhm. Grenze gelegen, ein Teil gehört zu Böhmen. Einwohnerz.: 900; Grenz- Eisenbahn, Forst- und Post- behörden: Amtshauptmann- schaft: Marienberg; Kreishauptmannschaft: Chemnitz; Grenz- u. Hebergangstation Chemnitz-Reichenhain-Komo- tauer Gebirgsbahn; vielbes. Naturheilanstalt u. Erholungshaus d. Gebirgsanatoriums; 800 m ü. N. N.; Torfstreu- u. Mollwert, Klöpperei, Häutelei, Knochenmühle.

Reichenhain i. Böhmen.

Einwohnerz. i. J. 1923: 200; Zollamt, Finanzwach-Abteil- ung; Pol. Bezirk: Komotau; Gau: Brügg; Volksschule; Bahn(Grenz)station der Linie Komotau-Chemnitz; 830 m ü. N. N.; Spinnerei, Erzeugnisse: Posamenten und Spinnstü- pete ist Heimarbeit.

Stahlberg.

Siehe unter Bärenstein.

Schma.

Einwohnerz. i. J. 1928: 3600; Gem. Rat, Postamt, Ortsstran- kentasse; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; Pauluskirche, Bildh. Method.-Kirche; Friedrich- Richard-Schule; Bahnstat. d. Linie Chemnitz-Weipert; Halte- pt. d. Kraftw.-Lin. Annaberg-Neudorf; Kinderhort, Gem.-Bad; 600 m ü. N. N.; Kunst- seidenweberei u. Färbereien.

Schäfersstein.

Einwohnerz. i. J. 1929: 1046; Amtshauptmchft.: Marienberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; nach Großrüdersdorf einge- pfarrt; 5-klassige Volksschule; Bahnstat. d. Lin. Chemnitz-Weipert; Haltept. d. Kraftw.-Lin. Ehrenfriedersdorf-Schäfersstein; Großrüdersdorf-Venusberg; Geschäftsstelle d. Sparkasse Dresden; Zweigt. d. Stadtkassette Wolkstein; 355 m ü. N. N.; Zweigwerk d. D. W. Werke u. Strumpf- fabrikation.

Schmiedeberg i. Böhmen.

Einwohnerz. i. J. 1921: 4300; Politischer Bezirk: Pörsnitz; röm.-kath. St. Michaeliskirche u. Kapelle; zwei Schulgebäude, Volks-, Bürger- u. gewerb- l. Fortbildungsschule; Bahnstat. der Linie Komotau-Weipert-Chemnitz; 820 bis 852 m ü. N. N.; Fischkonserven-Großin- dustrie (A. Kalla); Blechfabri- kation u. Spielwarenfabr. (A. Elster), Zwirnerei, Färberei, Strumpfsorte Duplex, Knopf- fabrik, Essigsäurefabrik.

Stolzenhain.

Einwohnerz. i. J. 1919: 1100; Gemeindeamt; Pol. Bezirk: St. Joachimshaus; Gau: Eger; 5-klass. Volksschule; Bahnstat. Schmiedeberg (Linie Komotau-Weipert); Haltept. der Kraftwagenlinie Weipert-St. Joachimshaus-Karlshaus; 380 m ü. N. N.; Strickwaren, Leder- handschuhe u. Klöppelspigen.

Tannenberg (Erzgeb.).

Einwohnerz. i. J. 1929: 1807; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; evang.-luth. Kirche, Volksschule; Bahnstat. d. Lin. Schö- nfeld-Weipert-Marienberg; Halte- punkt d. Kraftw.-Lin. Anna- berg-Chemnitz u. Geyer-Schlei- tau; 498 m ü. N. N.; Textil- u. Posamentenwar., Kunstseid.-Veredelung, Baumwollspinnerei, Zigarrenfabrikation.

Tellerhäuser.

Einwohnerz. i. J. 1929: 150; Weg. sein. ausgedehnt. Wal- dungen im Sommer u. Wint- er von Erholungsbedürftig. aufgesucht. Herrl. Ausflüge.

Unterweiß.

Gehört zu Markersbach, nähr. Angaben siehe dort.

Unterwiesenthal

Ortssteil v. Oberwiesenthal (siehe Oberwiesenthal); Ein- wohnerzahl i. J. 1929: 700.

Wallersdorf.

Einwohnerz. i. J. 1929: 1000; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; ev.-luth. Landeskirche Schlei- tau u. Bilschöf. Methodisten- kirche; 5-klassige Volksschule; Bahnstat. d. Lin. Buchholz-Weipert u. Buchholz-Grünstädtel; Haltept. d. Kraftw.-Lin. Schleiberg-Crotendorf-Annaberg; 589 bis 642 m ü. N. N.; Holzwarenfabrik, Pappenfabrikation.

Walschleithe.

Einwohnerz. i. J. 1925: 481; Amtshauptmchft.: Schwarzen- berg; Kreishauptmchft.: Zwickau; Kirche in Grünhain; Schule; Bahnstat. Grünhain u. Weierfeld; Haltept. d. Kraftw.-Lin. Schwarzenberg-Grünhain-Weierfeld; 600 m ü. N. N.

Wiesla (Schönbach).

Einwohnerz. i. J. 1928: 3058; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; ev.-luth. Kirche; zwei Schulen (1 i. Wiesla, 1 i. Wiesenbad), 1 Klöppelschule; Bahnstat. d. Lin. Annaberg-Chemnitz und Schönbach-Weipert-Marienberg; Haltept. d. Kraftw.-Lin. Abg.-Weipert-Marienberg; 540 m ü. N. N.; 2 Pflanzgüter; Fa- brication v. Posamenten und Strumpfwaren.

Schwarzbach.

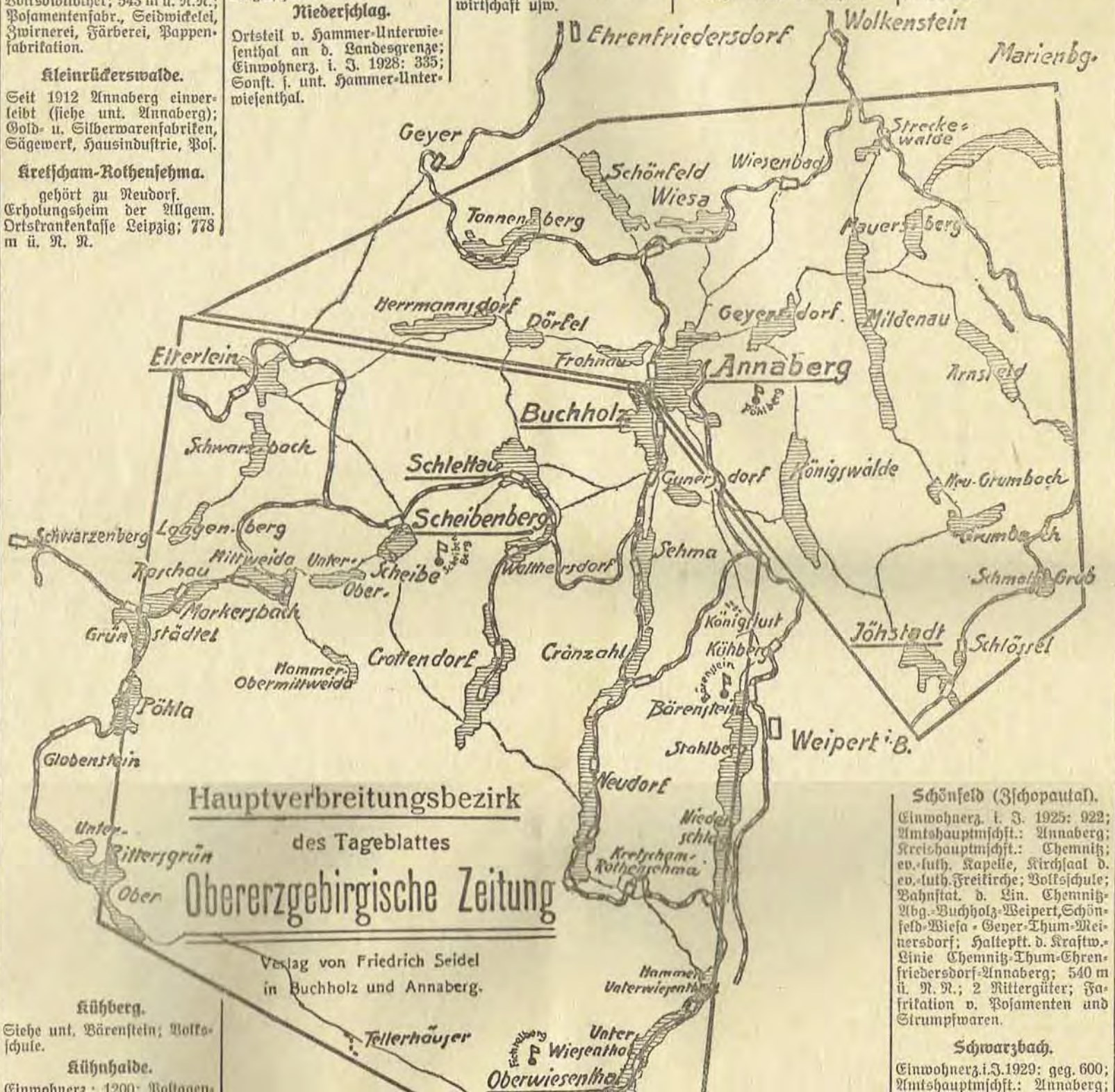
Einwohnerz. i. J. 1929: 600; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; schöne ev.-luth. Kirche; gr. einf. Volksschule; Bibliothek; Bahn- stat. d. Lin. Ertelstein-Zwönitz-Chemnitz, Annaberg-Schwarzenberg; Haltept. d. Kraftw.-Lin. Annaberg-Chemnitz und Schönbach-Weipert-Marienberg; Schul- u. Volksschule; Sport- u. Kinderplatz; 600 m ü. N. N.; Ausflüge u. Färberei, Schelbenberg usw., Landwirtschaft, fern. Holzstoff- u. Pappenfabr., Mühlenbauerei, zwei im Aufbau begriffene Hühnerfarmen.

Schmalzgrube.

Einwohnerz. i. J. 1929: 341; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; Parochie Grumbach; 1 Volks- schule; Bahnstat. d. Lin. Schö- nfeld-Wolkstein (Kleinbahn); Sommerfrische, Luftkurort, Winterport; 600 m ü. N. N.; Kunstseidenweberei u. Färberei, Pappenfabrikation, Sägewerk.

Siebenhöfen.

Vor Geyer an d. Bahnlin. Schönfeld-Geyer; erste Dampf- wollepinnerie Sachsens durch Evans 1812 gegründet.



Neudorf.

Einwohnerz. i. J. 1928: 3030; Tel.- u. Nachl. Amt Granzahl; Postamt, Gend.-Bez. Granzahl, Reichsbahn, Forst-, Pflanzamt; Amtshauptmchft.: Annaberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; Amtsgeschäft: Oberwiesenthal; 1 Kirche; 3 Schulen; Bahnstat. d. Linie Oberwiesenthal-Granzahl; Haltept. der Kraftw.-Lin. Abg.-Buchholz-Schma-Granzahl-Neudorf; be- liebter Ausflugsort u. Aus- gangspunkt zu d. versch. Aus- flügen i. d. maler. Erzgebirge; beherbergt Bäckereimuseum vom Kreis v. Ann. Mission, Chem- nitz, Bärenstein, Erholungshaus d. Ortskrankenkasse Leip- zig u. v. m.; 750 m ü. N. N.; Sägewerke und Holzhandlg., Spindel- u. Splankgelfabr., Posamenten- u. Spinnfabr., Wirtwaren, Knopffabr., In- stallationsgesch., Sägegüßfabr., Forst- u. Waldbauwesen usw.

Neuwelt.

Ortssteil von Schwarzenberg; siehe unter Schwarzenberg.

Pöhl.

Einwohnerz. i. J. 1925: 1920; Obererzgebirg. Wälfenhaus; Amtshauptmchft.: Schwarzen- berg; Kreishauptmchft.: Zwickau; 1 Volksschule; Bahnstat. d. Linie Grünstädtel-Rittersgrün; Haltept. d. Kraftw.-Lin. Schwarzenberg-Rittersgrün; Volksschule; 425 m ü. N. N.; Holzstofffabrikation, Eisenwerk, Brauerei.

Raschau.

Einwohnerz. i. J. 1928: 4050; Postamt, Forstmeisterei; Amts- hauptmchft.: Schwarzenberg; Kreishauptmchft.: Zwickau; 1 ev. luth. Kirche; 1 Klöppelschule; Bahnstat. d. Linie Werdau-Annaberg; Haltept. d. Kraftw.-Lin.: Annaberg-Schwarzenberg, Schwarzenberg-Rittersgrün, Schwarzenberg-Geyer; 400 m ü. N. N.; Kort-, Eis- u. Kartonag., Maschinen-, Zement-, Sand-, Pappen-, Papierfabrikation, Emailierwerk, Stanzerien.

Rittersgrün i. E.

Einwohnerz. i. J. 1928: 2706; Zollamt, Postamt; Amtshaupt- mannschaft: Schwarzenberg; Kreishauptmchft.: Zwickau; 1 ev. luth. Kirche; 1 Volks- schule; Bahnstat. d. Lin. Grün- städtel-Oberittersgrün; Halte- pt. d. Kraftw.-Lin. Johann- georgenstadt-Rittersgrün; Ober- wiesenthal, Schwarzenberg, Rittersgrün; 600 bis 800 m ü. N. N.; Holzindu- strie, Holzschleifereien, Pappen- fabrik u. Sägewerke, Harma- niumfabr., Klöppelspigenfabr.

Sagung.

Einwohnerz. i. J. 1929: 1109; Amtshauptmchft.: Marienberg; Kreishauptmchft.: Chemnitz; 1 ev. luth. Kirche; 1 einf. Volks- schule; Bahnstat. d. Lin. Chem- nitz-Annaberg-Wolkstein am- stieg, b. Steinbach ob. Chem- nitz-Reichenhain; vielbes. bei Sagung (Unterwiesenthal) 850 m ü. N. N.; Sanfterhandel.

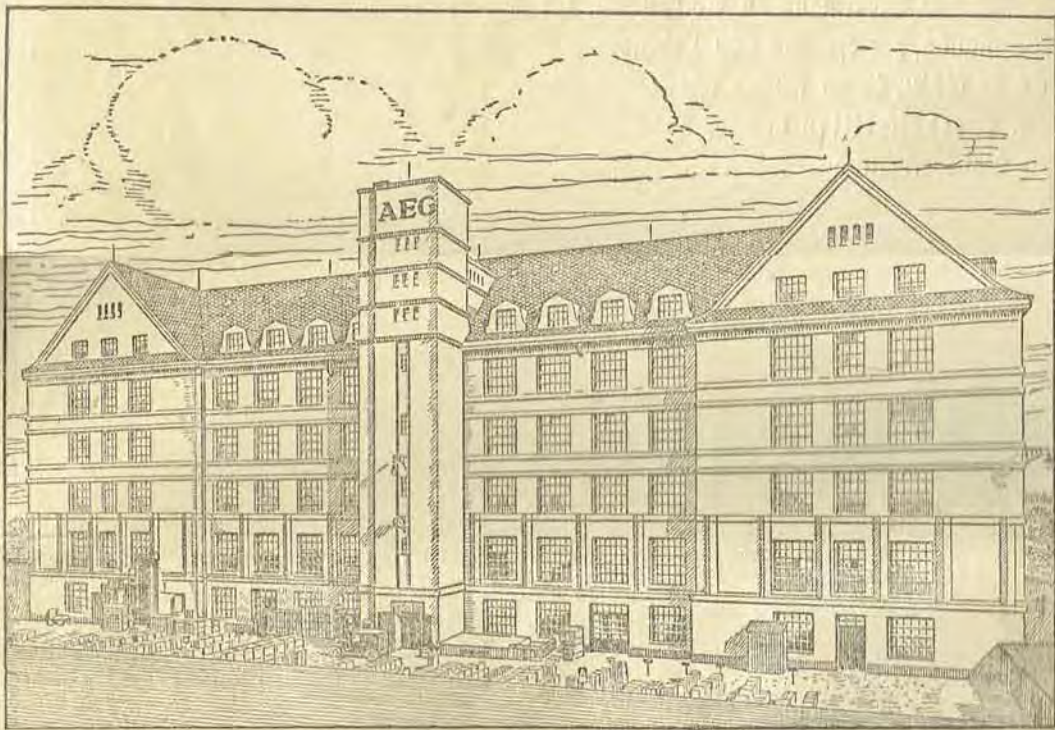
Die Vorderseite bitten wir zu beachten!

Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

3 Jahre AEG im Obererzgebirge

Wieder stehen wir vor dem mächtigen Fabrikgebäude der AEG, wie vor 3 Jahren, als nach fieberhafter Bautätigkeit eine neue Industrie ihre Pforten öffnete, die in unserer engeren Heimat bisher unbekannt war. Das imponierende Gebäude am Fusse des Pöhlberges mit dem schlanken Kamin ist zu einem Wahrzeichen Annabergs geworden. Wir verdanken unser Hiersein einer freundlichen Einladung der Fabrikleitung, die uns Gelegenheit geben will, zu sehen, welche Fortschritte seit jenen Tagen des Beginnens gemacht wurden. Wir kommen am Pfortner in schmucker Uniform vorbei und hören schon von ferne das harte Schlagen und Pochen der grossen Stenzen. Bevor wir einen der Arbeitssäle betreten, nehmen wir mit Interesse die kurzen Erläuterungen entgegen, die uns über das Wesen und die Eigenarten der hier hergestellten Erzeugnisse gegeben werden. Wir erfahren, wie kompliziert die kleinen elektrischen Apparate sind, die wir gedankenlos täglich benutzen, welche grosse Zahl von Einzelteilen zu ihrem Aufbau gehört und welche hohen Anforderungen an diese Erzeugnisse beim Gebrauch gestellt werden. Wir wissen, dass wir hier am rechten Orte sind, um den Werdegang von Erzeugnissen höchster Qualität zu belauschen, ein Werdegang, der vom Rohstoff bis zum vollendeten Apparat bis auf das kleinste berechnet und festgelegt ist, so, dass man staunend und kaum begreifend dieses technische Werden verfolgt. Unser Verlangen wächst, die geheimnisvollen Tische zu sehen, deren Platten sich, durch unsichtbare Kräfte getrieben, wie Raupen bewegen, die auf ihrem Rücken die kleinen technischen Meisterwerke von einem Arbeitsplatz zum anderen bis zu ihrer Vollendung tragen. Doch zuerst statten wir den Sälen einen Besuch ab, in denen die Ungeheuer stehen, deren Lärm wir schon im Hofe vernahmen. Mächtige Stenzen sind es, die aus Blechen und Bändern rastlos seltsam geformte Stücke stanzen, grosse und kleine Pressen, die sie biegen und formen, rassende Drehbänke, die ohne das Zutun der menschlichen Hand automatisch Tausende von Schrauben, Schraub-

die Fabrik verlassen, bevor ihm nicht vom Laboratorium das Reifezeugnis erteilt worden ist. Das magische Licht der ununterbrochen aufblitzenden Glimmlampen, die in den Prüfstromkreisen der Apparate eingeschaltet sind, bestärkt in uns den Eindruck des geheimnisvollen Werdens, das uns im ganzen Betriebe entgegentritt. Prüfapparat reiht sich an Prüfapparat. Hier ertönt eine Glocke und zeigt an, dass die Prüftemperatur in einem Wärmeschrank einen gewissen Wert erreicht hat. Dort surrt ein kleines Prüfmaschinchin, in dem jeder Ring Stahldraht auf seine Brauchbarkeit für Schalterfedern und dergleichen untersucht wird. In einem Dunkelraum knistern bei Durchführung von Isolationsproben die Funken von 20000 Volt Wechselstromspannung und als Grundton in diesem Klanggewirr vernehmen wir das gleichmässige Summen der im Maschinenraum aufgestellten Umformer, die die verschiedenen, erforderlichen Prüfenergien hergeben. Ein explosionsartiger Knall ertönt und der grosse Schwungradumformer verringert momentan seine Tourenzahl. Wir glauben, es müsse ein Defekt eingetreten sein, doch sehen wir, dass dies nicht der Fall ist. Es wurde lediglich eine Kurzschlussprüfung an einer Sicherung fremden Fabrikates vorgenommen, die, anstatt funkenfrei zu unterbrechen, explosionsartig zersprang. Noch jetzt brennt der dadurch hervorgerufene Lichtbogen zwischen den Kontakten des Sicherungs-Elementes mit grosser Stichflamme weiter und kommt nicht eher zum Erlöschen, bis die Porzellanteile und das Metall der Anschlusskontakte abgeschmolzen und zu Boden gefallen sind. Dieser Versuch zeigt uns mit erschreckender Deutlichkeit, welche grosse Brandgefahr bei Verwendung von technisch unvollkommenem Sicherungsmaterial im Falle eines Kurzschlusses oder einer lang dauernden Ueberlastung vorhanden ist. Beim Gang über den Hof fällt uns noch der im Laufe der letzten 2 Jahre entstandene Neubau der Lagerhalle an der Bahnrampe ins Auge. Ein Blick durch das Tor zeigt wohlgeordnet Stapel an Stapel der verschiedenen Fabrikate. Diese Lagerhaltung ist erforderlich, um die Kunden in ihren verschiedenen Wünschen stets sofort be-

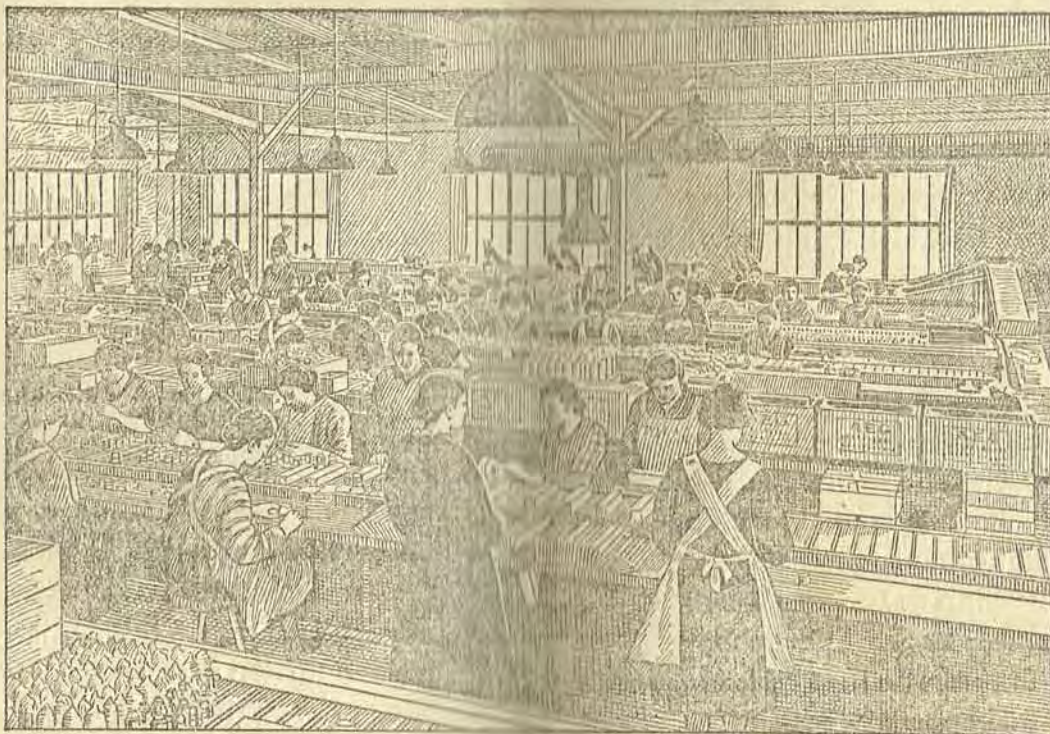


Fabrik Annaberg



Fabrik Freiberg

chen und blinkenden Messingteilen herstellen; Bausteine der Apparate, die später am laufenden Band zusammengefügt werden. Ein kurzer Besuch gilt den in langer Reihe aufgestellten Trögen mit ätzenden Säuren und galvanischen Bädern, in denen die aus den Maschinen kommenden Teile durch haltbaren Nickelüberzug vor späterer Verrottung durch Witterungseinflüsse geschützt werden. Langgestreckte Oefen bemerken wir, in welche Eisenblechteile langsam, von automatischen Greifern festgehalten, an endlosen Ketten wandern, um sie mit dauerhaftem Lacküberzug wieder zu verlassen. Wir wenden uns jetzt aufwärts und betreten einen der Montage-säle, in dem die langen Raupen herrschen und hundert fleissige Frauenhände flinke Arbeit leisten. Hier werden beispielsweise Schalter montiert, die Schalter, mit welchen wir in unseren Wohnungen das elektrische Licht „anknippen“. Dieser Apparat ist uns daher nicht fremd u. es ist deshalb doppelt interessant, ein derartiges „fließendes Band“ zu beobachten. Immer wieder wird das Stück von einer Arbeiterin heruntergenommen, ein Handgriff daran verrichtet und wieder aufgelegt, um zur nächsten Arbeiterin zu wandern. Operation nennt man diesen Handgriff, den sie ausführt und 15 Operationen sind notwendig, um einen Schalter auf dem Wandertisch fertigzustellen. Vor jedem Arbeitsplatz sind trichterartige Behälter angebracht, durch welche die notwendigen Teile, wie Schrauben, Muttern, Federn etc. automatisch zufließen. Immer deutlicher erkennen wir jetzt die Form des werdenden Schalters, wenn wir uns dem Ende eines Tisches zuwenden. Hier sitzen wiederum Frauen mit Mess-Instrumenten und aufleuchtenden Lampen vor sich. Sie prüfen die Schalter auf ihre Brauchbarkeit, bevor sie am Ende des Tisches von geschickten Händen in Kartons verpackt und in Kisten eingelegt werden. Die gefüllten Kisten werden verschlossen und von flinken Elektrokarren in das Versandlager befördert. Von dort aus treten sie ihre Reise in alle Erdteile an, in denen der Mensch die Naturkraft der Elektrizität gebändigt und der Zivilisation dienstbar gemacht hat. In gleicher Weise sehen wir, wie an den anderen Wandertischen Steckdosen, Abzweigdosen, Zählertafeln und viele andere Artikel entstehen. Eben geht ein Meister von Tisch zu Tisch und nimmt aus den bereits fertig verpackten Kartons wieder einige Apparate heraus. Wir erfahren auf unsere Frage, dass diese Apparate für die Revisionsabteilung des Laboratoriums bestimmt sind, von der aus die Ueberwachung der Fabrikation auf einwandfreie Beschaffenheit dauernd vorgenommen wird. Hier im Laboratorium zeigt sich uns das bunteste Bild in der ganzen Fabrik, denn sämtliche Fabrikate der Fabriken Annaberg, Scheibenberg, Crottendorf und Freiberg kommen hier zur Prüfung und Kontrolle zusammen. Tag und Nacht läuft eine grosse Reihe elektrisch angetriebener Maschinen, die sogenannten Schaltermühlen, auf denen die Schalter so lange gedreht werden, bis ein Verzug auftritt. Auf ähnlichen Apparaten werden Steckdosen geprüft. Es darf kein Fabrikat



Teillansicht einer Montagehalle für Installationsmaterial

dienen zu können. Täglich zieht die schnaubende Lokomotive Wagon um Wagon zu unserem oberen Bahnhof. Wir nehmen in einem bequemen Kraftwagen der Fabrik Platz; die eben gewonnenen Eindrücke beschäftigen uns so sehr, dass wir kaum auf die liebliche Landschaft achten, die wir auf der Rundfahrt nach Scheibenberg und Crottendorf durchziehen. Auch in Scheibenberg werden unsere Erwartungen übertroffen. Im Maschinensaal sehen wir „Maschinenstränge“ in modernster Ausführung. Da wird z. B. der Blechmantel für die Savas-Lampenfassung aus breitem Blechband gestanzt und gezogen, die Mäntel laufen automatisch auf einer Transport-Einrichtung von Maschine zu Maschine. So erhält das Teil seine Formgebung, wird beschnitten, am Rand umgerollt, mit Gewinde versehen und verlässt schliesslich die letzte Maschine mit aufgeprägtem Firmenstempel, um gleich wieder in eine Transport-Vorrichtung zu fallen, die die Mäntel in einen anderen Arbeits-saal befördert, wo sie blank gebrannt, poliert und lackiert werden. Zur Verarbeitung der so erzeugten Unmenge von Einzelteilen ist ein neuer, heller und freundlicher Montagesaal angebaut worden, sodass die Fabrik heute in der Lage ist, 20000 Fassungen an einem Tage herzustellen. Eine Ueberraschung besonderer Art wurde uns in Crottendorf zu teil. Hier stehen wir an der Wiege unseres getreuen Helfers in der Not, des Elfa-Automaten. Wie oft schon hat uns diese automatische Sicherung die Beschaffung eines neuen Stöpsels erspart. Im übrigen bietet sich uns genau dasselbe Bild wie in Annaberg und Scheibenberg, nur noch länger ist die Raupe des Wandertisches. Die Fabrikation der Sicherungen und ganz besonders eben der Elfa-Automaten erfordert noch weit grössere Unterteilung in Einzel-arbeitsgänge. Diese komplizierten Sicherungsapparate müssen, um wirklich den gewollten Schutz im Betrieb zu gewährleisten, mit peinlichster Sorgfalt hergestellt und bei der Herstellung überwacht werden. So sehen wir, wie an den Wandertischen für Elfa-Automaten nicht weniger als 12 Prüfoptionen in die laufende Fließarbeit zwischengeschaltet sind. Hat die Besichtigung dieser drei Fabriken uns schon eindringlich gezeigt, welche steile Aufwärtsentwicklung der Fabrikationszweig der drei ersten Erzgebirgs-Fabriken der grossen AEG in den letzten Jahren genommen hat, so bringt die weitere Expansion des Unternehmens durch den vor ungefähr einem Jahr erfolgten Erwerb eines grossen, modernen Fabrikgebäudes in Freiberg i. Sa. einen neuen Beweis für dessen Lebenskraft. Wir beobachten hier, wie an den Decken und Wänden durch Hängebahn die zur Montage bestimmten Porzellan- und Metallteile den einzelnen Fabrikationstischen automatisch zugeleitet werden, Teile, die erst vor kurzem der Werkzeugmaschine oder der ankommenenden Materialkiste entnommen wurden. Nach all dem Gesehenen haben wir die Ueberzeugung gewonnen, dass es kaum ein Werk in Deutschland geben wird, das vollkommener eingerichtet ist, und dass selbst amerikanische Produktionsstätten nicht wirtschaftlicher arbeiten können.

Buchholz, 8. September 1929
Nummer 210 * 9. Beilage

Buchholz, die Heimatstadt der O. Z.



Dich sehe ich am liebsten, kletterfrohes Buchholz, wenn am Winterabend der Zug mich durch den Schmagrund führt: Wie ein Riesen-Weihnachtsberg breitest du dich am Schottenberge aus, und wohl hunderttausend Lichtlein strahlen auf, wenn die Wintersonne schlafen ging. Wie zierlich die Häuser alle sich reihen, von Terrasse zu Terrasse sich schwingend, als hielten die Straßen und Gassen wie spielende Kinder sich an der Hand! Wie pocht und hämmert es in und auf diesem lebendigen Weihnachtsberg, daß jeder Krippenschnitzer und Bergbastler seine helle Freude dran haben könnte. Wie stimmt es fein zum traulichen Bild, wenn durch die bunten Fenster der St. Katharinenkirche gedämpfter Schein fällt ins glühende Schneeweiß der Bergstadt! Selbst der Springbrunnen fehlt nicht im Weihnachtsberg; leider springt der silberne Strahl im Waldschützenteich im Winter nicht. (Dafür aber umso fleißiger im Sommer, wenn goldschuppige Fischlein sich munter tummeln im Perlenspielen der Wasserfontäne.) Im Schmaltale dagegen laufen Sommer wie Winter die Wellen über die Mühlteiler, und fast meint man, das Geklapper der Mühlen müsse Klang sein aus der Bergsegenzeit, in der die Wasserkraft das Erz, das fleißige Bergmannshand in der Tiefe loszuschlug, zu Tage förderte. Zum Buchholzer Weihnachtsberg möchten solche Bilder gut passen, geht? — Auf einen richtigen „Winkel“ gehören aber auch die Gestalten aus der Bibel; seit Kindertagen vertraut, später über die Schulter angeschaut und — doch jedes Jahr gern und immer größer auf Krippe und Pyramide aufgestellt. „Dem Gotte trogend, doch an Gottessehnsucht krank! — — — Nun, unser Buchholz zeigt wohl ebenjowenig biblische Gestalten, wie es noch Bergleute in seinen Straßen sieht. Aber in St. Katharinen findet ihr ein ganzes Völklein beisammen aus der heiligen Geschichte und den frommen Legenden. Und wenn in den Vespertagesdiensten Meister Wagner seine Zuhörer den Alltag vergessen läßt, so könnten uns auch die Bilder mancherlei Vergessen und Versinken bringen und lehren, die uns vom Altar grüßen. Da predigt uns der heilige Franz davon, wie leicht sich doch verzichten läßt auf Weltfreude und Welttrug, und sein Gesinnungsfreund Ludwig von Toulouse hat gar seine Krone geopfert und sieht sie ohne Reue vor seinen Füßen liegen, weil ihm das Gottesreich mehr wert dünkt. Dann der Drachentöter St. Georg und die heilige Margareta, ebenfalls den Drachen bekämpfend, uns mahnend, gleichfalls zu kämpfen gegen allerlei Drachen und Feinde unseres Innenmenschen. Weiter St. Christophorus, der sein Christuskind unbekümmert durch die Fluten trägt mit dem Ruf an uns, unser Christentum uns auch nicht verschlingen zu lassen vom Wellenschlag und Wogensturm der zweifelhaften Gegenwart. Und über diesen und anderen eindringlichen Predigten die ewig tröstliche Zusicherung des „segnenden Christus“ am Altar selbst: Sollte das nicht genug Erbauung sein und lieblich Krippenspiel im weißschimmernden, lichterwinkenden Weihnachtsberg von Buchholz? — Daß doch recht viele vom Segen dieser stillen Heimaterbauung sich packen lassen möchten und die Stadt am Vergeshang ihnen doppelt teuer würde drum! — — —

Am 7. November 1501 schlossen sechzehn Bergleute, die in der Freieung zwischen Rathaus und vorderer Mühle ihre Hütten stießen hatten, den Bund zur Gemeinde im Buchholz, von landesfürstlicher Gnade ermächtigt und beschützt. — Kupfer, Zinn und Silber wurde gebaut; der Kupferbergbau mag wenig Ausbeute gegeben haben, denn seiner wird nur wenig Erwähnung getan. Zinnader, Seifen und Schindelbach zeugen noch heute vom Bergbau, und alte Zechennamen, wie St. Nicolaus, St. Anna, St. Conrad, St. Moritz, das Hauelsen, die Geysische Zeche und St. Dorothea sind in den Urkunden rühmlich erwähnt; so brachte allein St. Dorothea im Jahre 1530 reichlich 250 000 Mark Gewinn! — Besonders bekannt geworden ist die Buchholzer Bergordnung, die 1507 erlassen wurde als Berggesetz, und den Grundriß gab zu vielen anderen Bergordnungen. — Ein Teil der Bergleute war beteiligt am Gewinn der Gruben; sie wurden im Gegensatz zu den Lohnhauern Eigenhauer genannt und brachten es wohl ab und zu durch bescheidene Lebenshaltung zu einigem Wohlstand. Eine „Altkiengeseilschaft“ im kleinen, zerfiel jede Grubenbeute in 128 Teile, die man „Kuge“ nannte. Die Hauptanteile besaßen oft die Landesfürsten; die in der Gemeinde ansässigen „Altkiengeseilschaft“ nannte man die „Bergherren“ oder „Gewerken“. Besonders berühmt durch seinen Wohlstand wurde der Bergrichter Matthias Busch; er scheint den Bergsegen aber auch mildtätigen Zwecken mit zugeführt zu haben. — Gearbeitet wurde in drei Schichten, die morgens vier Uhr, mittags und abends acht Uhr wechselten, immer vom Hauergraben freundlich gerufen. — Guido Wolf Günther.

Der Rat der Bergstadt Buchholz

„Der Stadt Buchholz allezeit freudig und wacker gedient“



ur Feier Ihres 75jährigen Bestehens wünsche ich Ihnen im Namen des Rates unserer Bergstadt Buchholz und zugleich persönlich von Herzen Glück. Möchte die Obererzgebirgische Zeitung als unsere Heimatzeitung immerdar ihre Stellung wahren und ihren guten Ruf mehren!

Es dünkt mich, als ob zwischen Ihrem Wirken und meiner Berufsarbeit viel Ähnlichkeit und Weisensgleichheit ist: Dienst am öffentlichen Wohl zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit; kein Betreiben eigener Geschäfte.

Die Tagespresse ist einem jeden Gebildeten längst ein unentbehrlicher Begleiter. Sie bringt ihm die Nachrichten von den neuesten Ereignissen und gibt ihren Lesern Unterhaltung und Belehrung sowie Anregung zu Entschlüssen. Die Obererzgebirgische Zeitung hat darüber hinaus Jahrzehnte hindurch unserer engeren Heimat, dem Obererzgebirge und der Stadt Buchholz allezeit freudig und wacker gedient. Das wissen wir ihr Dank.

Schimpf, Bürgermeister.

Vom Buchholzer Stadtverordnetenkollegium

„Die „O. Z.“, das Sprachrohr aller Gesehnisse.“

Wenn für eine Stadt das Ratsarchiv das nur wenigen sichtbare Spiegelbild des kommunalen Lebens vergangener Zeiten im allgemeinen, des wirtschaftlichen und kulturellen im besonderen ist, also der städtischen Entwicklung und des Fortschritts oder des Stillstandes, so ist eine Orts- und Heimatzeitung das laute Sprachrohr in chronologischer Ordnung für alle Gesehnisse der Gegend und Umgegend, für neue Ergebnisse der Wissenschaft, veränderte Ansichten in der Politik. So auch unsere „O. Z.“. Wenn man sie nur die vier letzten Jahrzehnte durchblättert, wie man finden, wie der Geist der Bevölkerung unserer Stadt vielfach fördernd in die städtischen Interessen eingegriffen, wie aber auch der Geist der Vertretung des Stadtrates und der Stadtverordnetenversammlung befruchtend und Richtung gebend eingewirkt hat. Mancher Wechsel hat stattgefunden, viele Veränderungen sind zu verzeichnen. Der 7. Bürgermeister ist seit genannter Zeit am Ruder. Damals wählte die Bürgerschaft 18 männliche Vertreter ins Stadtverordnetenkollegium, zwei Drittel ansässige und ein Drittel unansässige, nicht politisch zusammengesetzt. Von ihnen schied alljährlich ein Drittel aus, das auf Vorschlag von verschiedenen

Interessengruppen und -gruppchen durch das damals einzige Mittel — die Ortspresse — vielfach mit Einlassungen neu vorgeschlagen wurde. Böse Zungen behaupten sogar, daß mancher biedere Bürger erst feststellte, wievielmal ein Kandidat vorgeschlagen war, um danach auch seine Wahl zu treffen. Die Verantwortung war für jeden Stadtverordneten insofern größer, als er für seine eigene Person nach bestem Wissen und Gewissen abstimmen mußte, da eine vorherige Beratung der Tagesordnung und Gesamtorientierung naturgemäß nicht stattfand. Nach dem Umsturz wurde das anders. Das Kollegium wurde auf 27 vergrößert, männliche und weibliche Vertreter wurden gewählt, nach Fraktionen wurden sie gruppiert, und die Debatte wurde vielfach insofern abgekürzt, als zu dem betreffenden Punkte der Tagesordnung nur ein Vertreter jeder Fraktion das Wort zu nehmen brauchte. Die Bürgerschaft hat nun nach gebundenen Listen zu wählen, und die Gewählten haben nur nach Mehrheitsbeschluß ihrer Fraktion abzustimmen. Inzwischen ist die Zahl der Stadtverordneten auf 21 herabgesetzt worden, freilich hat unsere Stadt auch, wie viele ihrer Größe, die Eigenschaft als „revidierte“ Stadt verloren. —

Möge die „O. Z.“ von ihrem 75jährigen Jubelfeste ab, wie es in der letzten Zeit mehrfach der Fall war, in wichtigen Dingen recht viel von Einheitslichkeit der Meinung — und Taten — der städtischen Vertreter berichten zu Nutz und Frommen, zum Ansehen und zur Ehre unserer Stadt.

Robert Wünsche.

Der Landesbischof

„Heimatpresse und Kirche“



Der „Obererzgebirgischen Zeitung“ sende herzliche Grüße und Segenswünsche hinüber. Heimatpresse und Kirche — wie eng scheinen sie zusammen zu gehören. Indem die Kirche das Wort Gottes bezeugt, das ihr befohlen ist, möchte sie auch die allgemeinen Linien zeichnen, in denen sich grundsätzlich auch das öffentliche Leben der Gemeinden bewegen soll. Umgekehrt: Indem die Presse mit ihrem Wort der Heimat dienen möchte, darf sie auch nicht an dem kirchlichen Leben der Heimat vorübergehen. Sie muß ihre Leser auch über das, was hier geschieht, unterrichten und wird auch darüber hinaus auf mancherlei Weise in Festartikeln und anderen Artikeln der Kirche dienen können. Darum freue ich mich heute, der „Obererzgebirgischen Zeitung“ für allen Dienst danken zu dürfen, den sie in diesem Sinn dem kirchlichen Leben der Heimat geleistet hat. Ich kann nur den Wunsch hinzufügen, daß auch in Zukunft zwischen der Heimatpresse und der Kirche eine enge Verbindung bestehen möge.

Aber der Dienst, der das tägliche Wort der Zeitung der Kirche tun darf, reicht noch viel weiter. Indem die Zeitung ihre Leser über all das große und kleine Geschehen in der Welt auf dem Laufenden erhält, leitet sie unwillkürlich auch zu einer Urteilsbildung an. Für die Kirche ist es selbstverständlich von höchster Bedeutung, wenn das Urteil sich an dem von ihr bezeugten Wort bildet. Auch das hat die „Obererzgebirgische Zeitung“ versucht, und auch hier kann ich für die Zukunft nur wünschen, daß eine rechte Harmonie zwischen dem Wort der Zeitung und dem Wort der Kirche bestehe.

Dann bleibt nur der Wunsch übrig: Ein fröhliches, tapferes Vorwärts!

Ihmels D., Landesbischof.

Die Kirche und ihre Stellung in der Gegenwart

Von Pfarrer Sallow in Buchholz.

Beim Rückblick auf die vergangenen 75 Jahre darf auch ein Blick auf die kirchliche Entwicklung nicht fehlen. Das Jubiläum unserer heimatlichen Zeitung läßt uns auf das Jahr 1854 zurücksehen. Damals hat Pfarrer Weidauer an der Spitze der Buchholzer Kirchgemeinde gestanden. Welche Bedeutung er für die Bevölkerung gehabt hat, welche hervorragende Stellung er nicht nur durch seine Predigtgabe und seelsorgerische Tätigkeit, sondern auch durch sein Geschick und seine Handfertigkeit eingenommen hat, das habe ich mir am Anfang meiner hiesigen Tätigkeit von einem alten, nun auch heimgegangenen Buchholzer Gemeindeglied, der ihn persönlich noch gekannt hatte, erzählen lassen. Die Reihe der Buchholzer Pfarrer ist uns bekannt. Ihr Bild lebt noch in vielen Herzen.

Aber eine starke Wandlung hat sich im Verlauf der 75 Jahre auch im kirchlichen Leben vollzogen.

Diese Wandlung hängt zusammen mit verschiedenen anderen Dingen. Buchholz ist eine Stadt, die in den letzten Jahrzehnten nicht stark gewachsen ist. Immerhin mag sie heute mindestens doppelt so groß sein, wie vor 75 Jahren. Aber die Gesamtbevölkerung unseres Landes ist in diesen Jahren gewaltig gestiegen. Die Bevölkerung Preußens stieg in den letzten 100 Jahren um das Vierfache. Es entstanden in dieser Zeit die Großstädte, die ungeheuren Häusermassen mit den Hunderttausenden von Bewohnern. Es entsteht die Welt der Fabriken, auch die Klein- und Mittelstädte werden durch sie aus ihrer behaglichen Ruhe geweckt. In seelischer Hinsicht löst sich die große Masse der Industriebevölkerung von aller Ueberlieferung, sie wird arm an Sitte und steht Kirche und Religion meist ablehnend gegenüber.

Es erwacht die soziale Frage.

d. h., die Frage, wie ist den durch die Ungleichheit der Lebensbedingungen äußerlich oder seelisch in Not Geratenen zu helfen. Diese Frage ist der evangelischen Kirche nie fremd gewesen. Schon Luther hat den Notstand der Bauern seiner Zeit stark empfunden. In seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ macht er Vorschläge zu Reformen auf sozialem Gebiete.

Im Strom der sozialen Mäße des 19. Jahrhunderts treten Männer wie Wichern und Bodelschwingh hervor. Aber auch ihre Liebesaktivität konnte immer nur einzelnen helfen. Dazu kam in jener Zeit, daß man die Bewegung im vierten Stand auch seitens der Kirche nicht klar erkannte. Es geht nicht nur um den Lohn, sondern um Gerechtigkeit und Anerkennung. Das geringe Verständnis, was die Arbeiterschaft bei früheren Vertretern der Kirche fand, hat sie in die Arme der Führer getrieben, die ihnen gleichzeitig den Unglauben predigten.

Wohl sind Männer wie Adolf Stöcker und Friedrich Naumann aufgestanden. Sie versuchten, die Massen für die evangelische Kirche wieder zu gewinnen. In praktischer Weise sucht die von Siegmund Schuske in Berlin geleitete soziale Arbeitsgemeinschaft christlich-religiös und allgemein bildend auf den vierten Stand einzuwirken. Diese soziale Arbeitsgemeinschaft sucht nach dem Vorbild der englischen Settlements-gesellschaft besonders auch Studierende in Verbindung mit den Kreisen des vierten Standes zu bringen. Aber auch sie erreicht mehr die für das Christentum und religiöse Fragen schon interessierten Arbeiter. Neuerdings versuchen

die religiösen Sozialisten

Einfluß auf die entfremdeten Arbeiterkreise zu gewinnen. Wir müssen auch im Klassenkampf auf die Seite der Arbeiter treten, dann werden sie auch wieder Vertrauen finden zu dem Christenglauben, den wir ihnen bringen, das ist der Gedanke. Diese Bewegung, die von einer heiligen Liebe zu den Missetätigen und Beladenen getrieben wird, ist sehr anerkennenswert. Aber muß nicht ein Pfarrer über den Parteien, jenseits der wirtschaftlichen Kämpfe stehen? Verliert er nicht das Vertrauen vieler Gemeindeglieder, indem er das der anderen zu gewinnen sucht?

Erfreulich war

die soziale Kundgebung der evangelischen Kirche

auf dem Kirchentag in Bethel im Jahre 1924. Diese Kundgebung erkennt nicht nur die Not des Proletariats, sondern auch die wirtschaftliche Ungleichheit und Ungerechtigkeit an. Sie redet von der Wohnungsnot, von der Sorge ums tägliche Brot, von der Ungunst der Arbeitsverhältnisse. „Die Arbeiter sind nicht eine Masse, die nur abgelohnt zu werden braucht, sondern gleichwachtende Volksgenossen, die um ihre soziale Gleichberechtigung ringen und ein Recht auf Anerkennung, Verständnis und Würdigung ihrer Lage und auch Berücksichtigung ihrer materiellen und seelischen Bedürfnisse haben, und denen auch die Freiheit zu gewerkschaftlichem Zusammenhang nicht unterbunden werden darf.“

Daß die evangelische Kirche in der Praxis innerhalb der einzelnen Gemeinden keine große Liebestätigkeit entfalten kann, erklärt sich aus der schwierigen finanziellen Lage der evangelischen Kirche. Die reichen Armenlegaten früherer Zeiten sind durch die Inflation ganz zusammengeschrumpft. Aber es geschieht doch mancherlei. Kirchliche Frauenvereine richten Speisungen ein, Kohlen und Lebensmittel werden für bedürftige Familien besorgt.

Der wichtigste Teil aller Liebesarbeit in der evangelischen Kirche faßt sich in der

Tätigkeit der inneren Mission

zusammen. Der Zentralverband der inneren Mission ist die umfangreichste freie Wohlfahrtsbetätigung Deutschlands. Der Verband umfaßt 12 710 Anstalten mit 193 916 Betten und 43 568 Pflegekräften. Gegenüber den bloß humanitären Wohlfahrtsbestrebungen des Staates oder der Städte besitzt die

innere Mission ihre Eigenart in ihrem christlich-evangelischen Geist.

Die soziale Frage wird sich nie vollkommen lösen lassen. Alles, was getan wird, ist trotz aller Treue nur gering gegenüber der ungeheuren Not. Auch die evangelische Kirche kann nicht ohne weiteres die wirtschaftlichen Verhältnisse ändern, die Klassengegensätze beseitigen oder die sozialen Mißstände aus der Welt schaffen. Das muß vor allem betont werden, wenn von dem Versagen der Kirche auf sozialem Gebiet geredet wird. Die Kirche hat den ernststen Willen, bei vollkommener politischer Neutralität der Not der Massen abzuwehren. Sie muß nach Wicherns Wort immer mehr aus der Kirche des Glaubens zur Kirche der Liebe werden.

Aber so sehr die Spannung, die weite Kreise der Arbeiterschaft von der Kirche fernhält, zu beklagen ist, so ist die Lage der Kirche doch keine verzweifelte.

Wir stehen durchaus in einer Uebergangszeit.

Manchmal will es einem bange werden, wenn man den großen Verfall kirchlichen Lebens auf weiten Gebieten beobachtet. Aber es wäre verkehrt, nur Schatten, nur einen Abgrund zu sehen, in dem wir unauffällig versinken. Wir leben vielmehr in einer Entscheidungstunde, die aufwärts und abwärts führen kann.

Neben aller Kritik an der Kirche,

wie sie weithin in schärfster Weise gelbt wird, lebt im heutigen Volksleben doch auch die Empfindung, wie bedeutsam das kirchliche Leben ist. Ein feinsinniger Beobachter sagt: „Die Stunde ist ernst, und doch ist sie zugleich so reich an Hoffnungen für die Kirche des Evangeliums, wie seit Jahrzehnten keine. Denn die Augen unseres Volkes schauen wieder, noch

weithin zweifelnd, fragend, aber doch eben fragend und hoffend auf die Kirche.“

Die Jugend klopft an die Tür

und sucht in einer neuen Kirche Erfüllung ihres Sehns nach Heimat, Gemeinschaft und Dienst. Die Gebildeten hoffen wieder auf die Theologen, wie seit langem nicht. Wer jetzt von dem lebendigen Gott und seinem Christus, von der Not der Menschheit und der seligen Herrschaft Gottes klar, tief, hoch, in Worten von heute, nicht von gestern, zu zeugen weiß, wie wird er gehört werden! Aus dem Chaos, von dem Trümmerhaufen des sozialen Kampfes, schaut man nach der Kirche aus, ob nicht aus ihr noch einmal der heilige Strom der Liebe brechen könnte, der die Massen zu neuer Volksgemeinschaft zusammenschweißt, ob nicht in ihren Gemeinden etwas wirklich wird von der brüderlichen Solidarität der Starken und der Schwachen, von dem Liebeskommunismus, da keiner von seinen Gütern sagt, sie wären sein eigen, sondern alles den Brüdern gehört. Es ist eine große Stunde für die Kirche.“

Mit diesen Worten ist die Signatur der heutigen Zeit klar gezeichnet. Wir stehen in einer Uebergangszeit, in einem neuen Werden. Das spiegelt sich auch im kirchlichen Leben der Einzelgemeinde. Es ist viel Kampf im ganzen Protestantismus, aber auch mancher Kampf in unserer eigenen Mitte. Da greifen uns die Feinde an, und dort suchen die Selten Boden zu gewinnen und treue Glieder der Kirche zu sich hinüberzuziehen.

Aber wir wollen und brauchen deshalb nicht zu verzagen.

Wo Kampf ist, da ist Leben.

Leben ist in der heutigen evangelischen Kirche, und Leben ist auch in unserer Buchholzer evangelischen Gemeinde. Darum ist es eine Freude, an ihr und in ihr zu arbeiten.

Es gibt ein altes Wort *vexilla regis prodeunt*, d. h. die Fahnen des Königs gehen voran. Wir tragen sie voran auch in unserer Mitte, auch im Jahre 1929 mit freudigem Glauben. Hoffen und Lieben. Das Reich muß uns doch bleiben!

Aus der Geschichte des Postamtes Buchholz

Von der Reichspost.

Bei den lebhaften Beziehungen zwischen Tagespresse und Post dürfte es für viele Leser der D. Z. von Interesse sein, am Tage der Feier des 75jährigen Bestehens der „Obererzgebirgischen Zeitung“ auch über die Einrichtung und Entwicklung des Buchholzer Postamtes Näheres zu hören.

Bis 1859 gehörte Buchholz zum Landzustellbezirk des Postamtes Annaberg (Erzgeb.).

wo auch die abzuführenden Gegenstände aufgeliefert werden mußten. Die für Buchholz eingegangenen Postsendungen wurden von einem Annaberger Landbriefträger, der gewöhnlich von vielen Einwohnern schon an der Sehmabrücke erwartet wurde, den Empfängern einmal werktätig zugestellt. Die aufgelieferten Sendungen wurden von Annaberg aus bis gegen das Jahre 1830 durch wöchentlich zweimal verkehrende Fahrposten nach Chemnitz und wöchentlich einmal verkehrende Posten nach Schneeberg weitergeleitet. Nach Fertigstellung einer unmittelbaren Straße nach Chemnitz wurden täglich Posten dahin, sowie später auch nach Schneeberg, abgefertigt.

Am 15. Januar 1859 erhielt Buchholz eine eigene Postanstalt.

die zur Unterscheidung von vielen anderen gleichnamigen Orten die Benennung Buchholz (Sachsen) erhielt. Schon am 1. August desselben Jahres wurde die neue Postanstalt zum Postamt II. Klasse und am 1. September 1870 zum Postamt I. Klasse erhoben. Zu ihrem Landzustellbezirk gehörten bis zu den Jahren 1871 und 1872 auch die Orte Bärenstein und Cranzahl. Am 16. März 1868 wurde mit dem Postamte eine Telegraphenstation vereinigt. Als Zustellungs- und Absendungsgelegenheiten dienten drei täglich zwischen Annaberg und Schneeberg verkehrende Personenposten, vom 16. März 1866 ab auch ein Privatpersonenzug von Annaberg nach Crottendorf, ferner vom 1. Juni 1866 ab eine zwischen Annaberg und Elsterlein verkehrende Fahrpost sowie endlich die am 15. Mai 1866 eingerichteten Sommerposten zwischen Annaberg und Karlsbad.

Mit der Eröffnung des Betriebs auf der Eisenbahnlinie Annaberg—Chemnitz im Mai 1866

trat auch das Postamt Buchholz in den Genuß einer unmittelbaren Eisenbahnverbindung. Die Postsendungen wurden zum unmittelbaren Austausch mit den Bahnposten durch Botenposten und Güterposten nach dem Bahnhof Annaberg gebracht oder daselbst abgeholt. Als dann im September 1872 auch auf der Linie Annaberg—Weipert der Betrieb aufgenommen wurde, wurden die Posten nach Karlsbad aufgehoben. Das zur Postbeförderung mitbenutzte Privatpersonenzugwerk nach Crottendorf war schon früher eingezogen worden. Mit der

am 1. Dezember 1889 erfolgten Aufnahme des Betriebs auf der Eisenbahnlinie Annaberg—Schwarzenberg verloren auch die von Annaberg über Buchholz nach Schwarzenberg verkehrenden Personenposten ihre Bedeutung und wurden aufgehoben. Der Postfachenaustausch erfolgt seitdem bis zum heutigen Tage ausschließlich durch die auf den Eisenbahnlinien Chemnitz—Weipert und Annaberg—Aue—Werda verkehrenden Bahnposten.

Das Absatzgebiet für die Erzeugnisse der in Buchholz vorherrschenden Postamenten- und Prägeindustrie umfaßt fast alle Länder des Erdballs; neben Deutschland namentlich das nördliche Europa, England, Frankreich, Rußland, Spanien, Portugal, Türkei, Griechenland, Italien, Ägypten, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Südafrika. Dementsprechend nimmt auch

der Auslandsverkehr bei dem Postamt in Buchholz

eine hervorragende Rolle ein.

Am 15. Dezember 1888 wurde bei dem Postamt in Buchholz eine Stadtfernsprecheinrichtung

mit 23 Fernsprecheinnehmern und einer Verbindungsanlage mit der gleichen Einrichtung in Annaberg in Betrieb genommen. Im Oktober 1893 wurde der Verkehr durch Aufnahme des Fernverkehrs mit Chemnitz, Dresden, Leipzig, Berlin, Eisenach, Meerane, Zwickau und Weipert wesentlich erweitert und verbessert. Bei der allgemeinen Zentralisierung des Fernverkehrs wurde am 1. Januar 1904 das Buchholzer Fernsprechvermittlungsammt aufgehoben und mit dem Annaberger zu einem gemeinsamen Ortsnetz mit der Bezeichnung „Annaberg—Buchholz“ vereinigt.

Die Postdiensträume

waren bis zum März 1872 in einem Nachbargebäude der Apotheke, bis Ende März 1880 im Erdgeschoß eines 1849 erbauten Hauses, Karlsbader Straße Nr. 287, und bis Ende September 1900 in dem den Roserschen Erben gehörenden Hause, Karlsbader Straße Nr. 11, jezt Eisenhandlung von Emil Rödel, untergebracht. Mit dem schnell ansteigenden Verkehr wurden auch diese Diensträume bald unzureichend, und die Notwendigkeit der Erweiterung wurde immer dringender. Die hohen Kosten eines Um- und Erweiterungsbaues, sowie die Schwierigkeiten der Erlangung des hierzu notwendigen Baugeländes ließen endlich den Plan zur Errichtung eines Neubaus reifen. Die Beschaffung eines günstig gelegenen Bauplatzes stieß aber wegen der bestehenden Geländeschwierigkeiten erneut auf große Hindernisse. Nach langwierigen Verhandlungen erklärte sich dann die Stadtgemeinde Buchholz bereit, auf den Grundstücken Karlsbader Straße 26/28 nach Plänen der Deutschen Reichspost ein Posthaus aus städtischen Mitteln errichten zu lassen und der Reichspost miethweise zu überlassen. Der Bau wurde so gefördert, daß die neuen Diensträume am 1. Oktober 1900 bezogen werden konnten. Das schmucke Posthaus gereicht dem Stadtbilde zur Zierde und bildet den Stolz und die Freude der Einwohnerschaft.

Ueber den Verkehrsumfang

geben folgende Zahlen Aufschluß. Im abgelaufenen Kalenderjahr wurden bei dem Postamte Buchholz aufgegeben: 18 940 Postanweisungen und Zahlkarten, 211 455 gewöhnliche Pakete, 13 947 Einschreibbriefe, 3083 Telegramme; im gleichen Zeitraum gingen ein 64 373 Postanweisungen und Zahlkarten, 79 119 gewöhnliche Pakete, 15 588 Einschreibbriefe, 34 623 Nachnahmeforderungen und 4119 Telegramme. Zum Vergleich hiermit sei noch erwähnt, daß im ersten Jahre des Bestehens einer eigenen Postanstalt 19 440 Pakete aufgegeben wurden und 9360 eingingen.



Die Geschäftshäuser der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz i. Sa.

Buchholz, 8. September 1929
Nummer 210 + 10. Beilage

Wie sich Buchholz seit 1854 baulich entwickelte

Wenn die „Obererzgebirgische Zeitung“ in diesem Jahre den Tag ihres 75jährigen Bestehens feiert, so erscheint es angebracht, einen Rückblick bis zu jener Zeit zu halten, in der sie ihren Weg in die Öffentlichkeit begann. Die folgenden Zeilen sollen eine kurze allgemeine Darstellung über Buchholz um das Jahr 1854 geben und darüber erzählen, wie sich unsere Stadt seitdem baulich entwickelt hat.

Nach einem aus jener Zeit vorhandenen „Grundplan“ befanden sich damals in Buchholz 325 bebaute Grundstücke, davon waren knapp 300 mit Wohnhäusern bebaut. Die Einwohnerzahl betrug ca. 4000. Im Osten reichte die Flur von Kleinrüderswalde bis an die Sehma heran, ebenso war damals der ganze jetzige Emilienberg Kleinrüderswalder Gebiet. Im Norden befand sich die Grenze mit Frohnau unweit oberhalb der heutigen Buchenstraße, damals als „Schlettau-Strasse“ bezeichnet. Diese Straße führte mitten durch Feld. An ihr befanden sich nur vier vereinzelt stehende Häuser. Auch die „Silbergasse“ war nur in ihrem unteren Teile bebaut. Der obere Teil führte gleichfalls durch Feld. Nicht viel anders sah damals die „Berggasse“ aus. An ihr befanden sich höchstens 20 bebaute Grundstücke. Der mittlere Teil war ebenfalls noch Feld, und dieses reichte bis an die bebauten Grundstücke der „Frauengasse“ heran.

Als Straßen wurden f. Zt. die eben erwähnte „Schlettau-Strasse“ und die „Carlsbader Straße“ bezeichnet, alle anderen Wege waren Gassen genannt. Unter anderen wurden mit „Brückengasse“ die heutige Mühlenstraße, mit „Marktasse“ die heutige Annaberger Straße und mit „Rathausgasse“ die jetzige Marktstraße bezeichnet. Die heutige Brauhausstraße hieß f. Zt. „Große Brauhausgasse“, während die Kreuzstraße „Kleine Brauhausgasse“ genannt wurde. „Feldgasse“ hieß die heutige Fischerstraße, „Untere Berggasse“ die heutige Obere Meisterstraße und „Obere Berggasse“ die derzeitige Bergstraße. Die seit 1848 bestehende „Schlettau-Strasse“ ist die heutige Schneeberger Straße.

Am Zusammenschneid der „Carlsbader Straße“ mit der „Schlettau-Strasse“ befand sich das Chausseehaus. Auf dem heutigen Schießhausplatz (damals ohne Bezeichnung) stand etwa an der Stelle, wo heute der „Deutsche Kaiser“ steht, das Schießhaus. Hier herrschte des öfteren reges Leben und Treiben. Da, wo heute der Waldschloßpark angelegt ist, war Wiesenfläche, die von einem Bewässerungsgraben durchzogen wurde. Das Waldschloßchen selbst stand unmittelbar an der „Waldschloßgasse“.

Die Wasserversorgung der Stadt geschah durch zahlreiche Wasserbottiche und -ständer, die sich an den verschiedensten Stellen der Stadt befanden.

Schon damals hatte man Sinn für die Gestaltung des Waldes zu einer Erholungsstätte für die Buchholzer Einwohner. U. a. wurde im Jahre 1859 zu Ehren des großen Dichters Friedrich von Schiller der Schillerplatz angelegt.

Seit dem 15. Januar d. J. besitzt Buchholz ein Post- und Telegraphenamt. Zunächst war dasselbe in verschiedenen Privathäusern untergebracht.

Am 1. September 1861 richtete F. Oskar Brauer in Buchholz die erste Brägerei

ein. Damit hatte die Stadt neben der durch Georg Adler eingeführten Kartonnagen-Fabrikation, die dieser seit 1846 in der von ihm erbauten ersten Fabrik dieser Art betrieb, und der schon viel früher durch Georg Einkel eingeführten Rosamenten-Industrie einen neuen Industriezweig erhalten. Die Zahl der Wohnhäuser war mittlerweile auf 320, diejenige der Einwohner auf gegen 4200 gestiegen. 1864 erhielt die Schule eine Vergrößerung durch Um- und Ausbau. Vom 1. Oktober 1868 ab versorgte die „Neue Gas-L.-G., Berlin“, die Stadt Buchholz mit Gas. Die Einwohnerzahl bezifferte sich im Jahre 1870 auf 4845.

Die Zeit nach dem Kriege von 1870/71 brachte für die Stadt Buchholz einen gewaltigen Aufstieg. Sie wurde immer mehr zu einer weithin bekannten Industriestadt. Es entstanden neue Erwerbszweige und damit auch neue Industrie- und Wohngebäude. 1872 wurde Buchholz durch die Fortführung der seit 1866 bestehenden Chemnitz-Annaberger Eisenbahn bis Weipert an das Eisenbahnnetz angeschlossen. 1873 wurde das Stadtgebiet durch Einbeziehung von Kleinrüderswalder Flurstücken östlich der Sehma erweitert. In der Zeit von 1875-77 erhielt die Kirche nach den Plänen des Geheimen Baurats Mödel-Zwida einen größeren Umbau durch Herstellung der Pfeiler nebst Gewölbe und Emporen, sowie den Ausbau des Turmes. 1880 waren in Buchholz 486 Häuser vorhanden. In diesem Jahre entstand auch das „Deutsche Haus“. 1883 erhielt Buchholz neben der bis dahin bestehenden Schule an der Schulgasse (heutige Fröbelschule) seine zweite Schule an der heutigen Schlettau-Strasse (die derzeitige Pestalozzi-Schule). Drei Jahre später begann man mit der Erweiterung der Wasserfassung und mit dem Umbau der Leitungen. Damit war der Anfang zur allmählichen Beseitigung der bis dahin bestandenen Wasserbottiche und -ständer gemacht. Schon 1888 wurde der Wasserbehälter an der Bergstraße nebst Rohrnetz im oberen Stadtteil hergestellt. In diesem Jahre erfolgte auch die Wiedererrichtung des 1538 gegründeten, später aber wieder eingegangenen Diakonats. Am 1. Dezember 1889 wurde die vom Bahnhof Buchholz nach Schwarzenberg abzweigende Bahnlinie dem Verkehr übergeben. Der Marktplatz, der bis zum

Der Bürgerbund Buchholz an die O. Z.

zum 75jährigen Bestehen bringt auch der Bürgerbund Buchholz der „Obererzgebirgischen Zeitung“ seinen Glückwunsch dar! — Ist auch der Interessentenkreis der Zeitung, wie der Name „O. Z.“ sagt, ein größerer als der der Stadt Buchholz, so bleibt doch die Heimat der „O. Z.“, mag sie sich noch so weit ausdehnen, immer Buchholz. — Und hier berühren sich die Arbeitsziele der O. Z. und des Bürgerbundes. Zuerst der Heimatstadt zu dienen und zwar allen ihren Kreisen, ist beider Grundsatz. Darüber hinaus aber gilt es für die Interessen der engeren Heimat des Obererzgebirges und des sächsischen Vaterlandes zu arbeiten. Vor allem aber bleibt in einer Notzeit, wie wir sie durchleben, die erste Sorge die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes.

In diesem Sinne immer tätig gewesen zu sein, soll unserer „Obererzgebirgischen Zeitung“ heute nicht nur der Bürgerbund danken, sondern alle, die den großen Wert fester nationaler Gesinnung und die Verbreitung derselben in weite Volkskreise zu schätzen wissen.

Und wenn man sonst bei einem Jubiläum Wünsche für weitere Jahre des Erfolges und des Glückes ausspricht, bei dem Jubiläum einer Zeitung wie der „O. Z.“ darf man wohl über die persönlichen Wünsche hinaus es aussprechen:

Möchte der Arbeit der nationalen Presse es gelingen, unser in Parteien und Gegensätze zerrissenes Volk zurückzuführen zur Einigkeit, möchte es ihr gelingen, dem deutschen Volk den Weg zu Pflicht und Ehre zu weisen, damit bei dem nächsten Jubiläum die O. Z. sich nicht nur des 100jährigen Bestehens, sondern auch des wiedererstarckten, von Sklavenketten und Tributfesseln befreiten deutschen Vaterlandes erfreuen kann.

Wir wissen, daß wir mit diesem Wunsche der Gesinnung der O. Z. entsprechen und wir wissen, daß die O. Z. an ihrem Teile mitarbeiten wird wie bisher. Der Bürgerbund aber verspricht ihr dabei treue Unterstützung.

Buchholz i. Sa.

Georg Hennig.

Jahre 1889 ziemlich tief lag, wurde nun durch Aufwachen der Stahnmauern an der Ost- und Nordostseite wesentlich erhöht und erhielt so seine heutige Gestalt. In demselben Jahre stellte man auch den Wasserbehälter an dem im Stadtwald gelegenen Schillerplatz mit Rohrleitungen und Anschlüssen in dem unteren Stadtteil her. Im Stadtwald entstand aus Anlaß des 800jährigen Jubiläums des sächsischen Herrscherhauses der Wettinhain mit dem Wettinbrunnen. Im Jahre 1890 wurde das Kriegerdenkmal für 1870/71 an der Ecke Carlsbader Straße und Waldschloßgasse errichtet. In diesem Jahre zählte Buchholz 7812 Einwohner. Zwei Jahre später fand eine Erweiterung des unteren Friedhofes statt. Am 14. Dezember 1892 wurde das alte Waldschloßchen durch Feuer zerstört. Das an seine Stelle getretene neue Gebäude sollte aber, wie weiter unten

erwähnt, nur einen kurzen Bestand haben. Im nächsten Jahre ging dieses Grundstück von Paul Bach in den Besitz der Stadt über. Im gleichen Jahre wurde an der Stelle, wo sich bis zum 24. Juli 1893 das „Schießhaus“ befand, der „Deutsche Kaiser“ errichtet. Im Stadtteil Dorothea entstand das Wasserhebwerk und der neben ihm befindliche Wasserbehälter mit Leitung aus dem Dorothea-Stollen.

Am 4. Mai 1893 begann der Bau der Talstraße. Dieselbe wurde am 13. Mai 1894 dem Verkehr übergeben. Durch diese Straßenanlegung erhielt auch die sogenannte Hospitalbrücke (erstmalig 1528 errichtet) bei der heutigen Stiefelmühle ihre jetzige Gestalt. 1895 waren in Buchholz 7989 Einwohner vorhanden. In diesem Jahre entstand die Halle des Turnvereins „Frisch-Frei“ und 1897 diejenige des „Männerturnvereins“. Am 14. September 1896 wurde das Waldschloßchen abermals durch Feuer vernichtet. Sein Wiederaufbau wurde im gleichen Jahre in Angriff genommen. 1898 wurde die Schule an der Schlettau-Strasse bedeutend erweitert und das heutige Krankenhaus an Stelle des von 1849 ab an der „Großen Brauhausstraße“ bestandenen Krankenhauses errichtet, ebenso auch das evangelische Vereinshaus an der Pfarrgasse gebaut, sowie eine abermalige Erweiterung der Wasserleitung durch Hinzunahme des Hunger- und Roscher-Wassers auf der Westseite der Stadt ausgeführt. Die aus dem Jahre 1841 stammende große Talüberbrückung im Zuge der vorderen Carlsbader Straße wurde mit Fußweg versehen. Von 1899-1900 errichtete man das heutige Postamt. Dadurch wurden gleichzeitig die Straßenverhältnisse an jener Stelle durch Verbreiterung bedeutend verbessert. Am 1. Oktober 1900 wurde das Gebäude in Benutzung genommen. In den Jahren 1900-1901 erfolgte der Um- und Aufbau des 1841 auf den Ruinen des früheren Münzhofes erbauten Rathauses. 1901 beging die Stadt Buchholz die Feier ihres 400jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß wurde auf dem Marktplatz das Denkmal des Begründers der Stadt, Friedrich des Weisen, enthüllt. Um die Jahrhundertwende befanden sich in Buchholz ca. 520 Wohnhäuser mit 8402 Einwohnern.

Am 1. August 1902 ging die bis dahin im Privateigentum gewesene Gasanstalt in städtischen Besitz über. Sie wurde in den folgenden Jahren mehrfach umgebaut und erweitert. 1902 erbaute die Stadt auch den Schlachthof, für eine Stadt von der Größe Buchholz' war dies ohne Zweifel eine besondere Leistung, und man wird stolz darauf gewesen sein. Heute besteht er als solcher leider nicht mehr. Die Kriegsverhältnisse von 1914-1918 brachten es anders.

Es entstand 1902 auch der Haltepunkt Königstraße. Damit wurde einem dringenden Verkehrsbedürfnis entsprochen. Ebenso dringend erforderlich war f. Zt., um die bauliche Ent-



wicklung nicht zu hemmen, eine Gebietserweiterung der Stadt. Dieselbe erfolgte 1902 durch Einbeziehung des sogenannten Kleinsünderwalder Berges und am 1. November 1903 durch Eingemeindung eines Teiles von Frohnau. Im gleichen Jahre wurde auch der obere Teil des Friedhofes angelegt. Durch diese Erweiterung und nicht minder bei der Gestaltung der Anlagen wie schließlich auch des Waldschlößchen-Parkes hat sich ohne Zweifel der nicht mehr unter den Lebenden weilende Stadtrat Gustav Stefina ein unvergängliches Verdienst erworben. 1905 war in Buchholz eine Einwohnerzahl von 9307 zu verzeichnen. Das folgende Jahr brachte den Pfarrhaus-Neubau.

Das Wachsen der Stadt machte es erforderlich, sich nach weiterem Wasser für die Versorgung der Bevölkerung und vornehmlich der Industrie umzusehen. Es wurde daraufhin in den Jahren 1906/07 im Neudorfer Staatsforst eine ansehnliche Wassermenge gefaßt und nach der Stadt Buchholz geleitet, sowie daselbst zunächst den beiden bestehenden, vorher erwähnten Behältern an der Bergstraße und am Schillerplatz zugeführt. In dem gleichen Zeitraum erfolgte der Umbau und eine bedeutende Erweiterung des Buchholzer Bahnhofes.

Er wurde am 1. Oktober 1907 in Betrieb genommen. Die bestehenden überaus mäßigen Betriebsverhältnisse und der fortgesetzt steigende Verkehr hatten diesen Bau schon längst angezeigt erscheinen lassen. Um das Zustandekommen desselben, sowie auch um die vorher erwähnte Erweiterung der Stadtkur Buchholz und die Ausdehnung des Wassernutzungsrechtes haben sich der damalige Bürgermeister Schmiedel wie auch der 1918 verstorbene Stadtrat Kommerzienrat Kunze mit ihren Getreuen außerordentlich verdient gemacht. 1906 wurde übrigens auch ein Teil des drei Jahre vorher von Frohnau zur Stadt Buchholz gekommenen Gebietes mit Gas und Wasser versorgt, ebenso 1907 der oberhalb des Bahnhofes bahnhöflich errichtete Wasserbehälter seitens der Stadt an das Wasserleitungsnetz angeschlossen. 1908 erstand durch die Städte Buchholz und Annaberg auf Buchholzer Seite der Bismarckstraße die Fachschule für Polimentindustrie. Im gleichen Jahre erfolgte der Wiederaufbau des durch Feuer zerstörten „Sächsischen Hofes“ und 1909 derjenige der gleichfalls abgebrannten „Schühenhalle“. In diesem Jahre wurde stadtseits auch das elektrische Leitungsnetz hergestellt — das seitdem ganz bedeutend erweitert worden ist — und auch der fast auf dem höchsten Punkte des Buchholzer Stadtgebietes stehende Wasserbehälter errichtet. Der höchste Punkt von Buchholz liegt 711 Meter über N. N., der tiefste 532 Meter. 1909/10 hielten der Bezirksverband an der Waldschlößchenstraße an Stelle vier kleiner Wohnhäuser einen Anstaltsneubau her.

Er machte auch die Ueberleitung des Neudorfer Wassers in erwähnten Behälter. Anfang des Jahres 1910 war die Einwohnerzahl der Stadt auf 9465 gestiegen. Im Sommer dieses Jahres wurde der Bau der Schulturnhalle mit Feuerwehr-Gerätehaus in Angriff genommen. Die Weihe dieses Gebäudes fand am 1. September 1911 statt. In dem gleichen Jahre erstand auch die Freibadeanstalt am Schlachthof. Mit Beginn des nächsten Jahres kamen gelegentlich der Eingemeindung von Kleinsünderwalde in das Stadtgebiet Annaberg eine Anzahl Kleinsünderwalder Grundstücke an der Bärensteiner Straße zu Buchholz. 1912 erfuhr die Stadtbauerei eine bedeutende Erweiterung. In unmittelbarer Nähe des mitten in unserem herrlichen Stadtwald gelegenen, von dem früheren Ratsförster Schwär erbauten und später in städtischen Besitz übergegangenen Forsthauses errichtete 1913 Gastwirt Naumann den Fremdenhof „Forsthaus“.

Anfang 1914 betrug die Einwohnerzahl 9741, und sie war im Laufe des Jahres sogar auf über 10000 gestiegen. Dann kam der Weltkrieg. Damit trat in dem Bauwesen fast ein Stillstand ein. Auch nach dem über vier Jahre währenden Kriege war infolge des für Deutschland so unglücklichen Kriegsausganges nicht an ein Bauen zu denken, wie wir es zuvor gewohnt waren. Nur allmählich konnte man, wie anderwärts, so auch in Buchholz, versuchen, die Bautätigkeit wieder zu beleben, bzw. in Gang zu bringen. Da war es trotz der durch die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse auf etwas über 8000 zurückgegangenen Einwohnerzahl besonders die Wohnungsnot, der es durch Errichtung von Wohnungen abzuwehren galt. Eine ganze Reihe schmucker Wohnhäuser und -häuschen, sowie Um- und Erweiterungsbauten sind in den letzten Jahren ausgeführt worden. Auch Bauten für Fabrik- und Gewerbebetriebe von teils sehr erheblichen Ausmaßen sah man entstehen. Im Waldschlößchen ließ der Verband der Regelhubs von Buchholz und Umgegend, der die Waldschlößchen-Gastwirtschaft mittlerweile in Pacht genommen hatte, ein Regelbahn-Gebäude mit sechs Bahnen errichten.

Mit all den im Laufe der Jahrzehnte ausgeführten Hochbauten wurden naturgemäß auch Straßen und Wege mit ihren Schläufen und sonstigen Leitungseinbauten erforderlich. Hier und da waren auch schon in der Vorkriegszeit Verbesserungen an Straßen durch Verbreiterungen nötig geworden. In weit stärkerem Maße hat sich dies aber nach dem Kriege infolge der ständig veränderten Verkehrsverhältnisse bzw. des fortgesetzt steigenden Verkehrs mit Kraftfahrzeugen erforderlich gemacht.

Auf dem Gebiete des Straßenbaues

haben durch die neuerdings weit stärkere Inanspruchnahme der Straßen andere Wege beschritten werden müssen, als dies vor dem Kriege der Fall war. Besonders waren es die Durchgangsstrassen, denen, wie anderwärts, so auch in Buchholz, das besondere Augenmerk zuzuwenden war. Von diesen kamen in erster Linie die Karlsbader Straße, Brauhaus-, Tal- und Bismarckstraße in Frage. Diese Straßen sind allmählich mit Pflasterung versehen worden. An anderer Stelle wurde die Straßenbefestigung unter Mitverwendung von Teer, wie sie vor dem Kriege noch nicht bekannt war, ausgeführt.

Ein besonderes Kapitel im Bauwesen der Nachkriegszeit war und ist immer noch die infolge der anhaltenden Arbeits-

losigkeit bei vielen Berufsgruppen notwendige

Durchführung von Notstandsarbeiten.

Besonders sind es da Tiefbauarbeiten der verschiedensten Art gewesen, bei denen im Laufe der letzten Jahre zahlreiche Erwerbslose außerhalb ihres eigentlichen Berufs beschäftigt worden sind. Auch gegenwärtig werden städtischerseits Notstandsarbeiten (Schleusen- und Wegebau, sowie Erweiterung der im Neudorfer Staatsforst befindlichen Wasserfassungsanlage) neben anderen Straßenbauten und Erneuerung von Wasserleitungen ausgeführt. Durch die Stadt, wie auch seitens Privater

sind eine Anzahl Hochbauten im Gange. Einschließlich der letzteren bestehen in Buchholz z. Zt. 725 bebaute Grundstücke, davon 674 Wohnhäuser. Die Einwohnerzahl ist allmählich wieder auf rund 9000 gestiegen (vor 75 Jahren waren es 325 bebaute Grundstücke, davon ca. 300 Wohnhäuser und etwa 4000 Einwohner). Die Straßen- und Wegebau, die 1854 etwa 11,3 Kilometer betrug, beziffert sich heute auf ca. 23,5 Kilometer. Hoffen wir, daß der Stadt Buchholz eine gesunde bauliche Weiterentwicklung in langen Friedensjahren beschieden sein möge.

P.

Der Obererzgebirgische Bezirks-Feuerwehr-Verband



Der Obererzgebirgischen Zeitung bringen wir zum 75jährigen Bestehen die allerbesten Wünsche für die Zukunft und hoffen, daß die Obererzgebirgische Zeitung auch fernerhin ihre guten Dienste für das Feuerlösch- und Rettungswesen einsetzt und somit, wie bisher, an deren weiterem Auf- und Ausbau mithilft.

Der Obererzgebirgische Bezirksfeuerwehr-Verband
Stempel.

Vom Buchholzer Stadtwald

In der ältesten Zeit, als sich das Eigentum an Grund und Boden noch nicht entwickelt hatte, war der Wald den Göttern heilig. Das Brennholz war frei, nur über das Bauholz führte der Priester die Mahlag und sicherte den Götterfrieden. Zur fahrenden Habe gehörte das Holzhaus; es wurde mitgenommen, neu aufgestellt dort, wo der durch Abbrennen des Waldes geschaffene Acker mehr zu tragen versprach, als der alte. Auch später, als sich das Eigentum an Haus und Hof und an Grundstücken im Dorfe bildete, blieben Wald und Heide Gemeingut. Noch immer

wurde der Wald als Kulturschutzhindernis angesehen,

nur die Jagdliebe der Landesfürsten schützte ihn. Bei diesen Bannforsten handelte es sich weniger um das Grundeigentum, als um die Hoheitsrechte der Jagd und Fischerei. Der Untertan hatte das Recht, seine Holzbedürfnisse daraus zu befriedigen als Servitut, und noch gegen Ende des Mittelalters bestand die Pflicht für den Landesherren, für das Holzbedürfnis seiner Untertanen zu sorgen.

So war es auch, als vor reichlich 400 Jahren Bergleute, angelockt durch reiche Erzfunde, sich

im Buchholzer,

das sich vom Schottenberge zur Sehma erstreckt haben mag, ansiedelten. Aber ihr Landesfürst, so erzählen die neueren Forschungen in der Geschichte der Stadt Buchholz, konnte seinen Pflichten nicht nachkommen; er konnte das so überaus nötige Bauholz zum Wohnungsbau nicht liefern. Der Landesherr hatte hier keinen Waldbesitz. Jedoch brauchte man dringend Bau-, Schindel- und Grubenholz. Aus den Wäldern des heutigen Buchholzer Stadtwaldes wurde ja auf der Sehma Holz herabgeschliffen, aber es war für die Bergleute unerschwinglich. Man griff zur Selbsthilfe, holte sich aus den der Abtei Grünhain gehörigen Wäldungen, die in unmittelbarer Nähe lagen, Holz, wenn es sich der Abt auch nicht gefallen lassen wollte. Als dann der Abt auch für teures Geld kein Holz mehr hergeben wollte, haben sich die

Buchholzer Richter und Schöppen an ihren Landesherren

gewandt, und dieser veranlaßte dann den Grünhainer Abt zur Herausgabe von mit Wald bestandenen Grundstücken im „Raume gegen Cünersdorf“ an die Stadt Buchholz. Das waren vor 400 Jahren die ersten Anfänge zum heutigen Buchholzer Stadtwald. Wie groß er war, was er gekostet hat, und vor allen Dingen wie er aussah, das steht nicht fest. Sicher anzunehmen ist, daß es nicht mehr Urwald, so wie wir den Begriff heute verstehen, war, sondern, daß es sich um einen durch Raubbau vollständig verunstalteten Wald gehandelt haben mag.

Nur daraus wurde weiter von Bastian Thiel ein Waldteil um 300 Gulden erworben, aber erst 1590 kam dieser Teil, nachdem er durch Verpfändung und Wiederverkauf mehrmals den Besitzer gewechselt hatte,

endgültig in den Besitz der Stadt Buchholz.

Von da an fehlen Unterlagen, welche Schicksale der Waldbesitz erleben mußte. Von 1853 an aber sind sie lückenlos vorhanden.

Im Jahre 1853 kamen Forstingenieur der damaligen Königl. Forstverwaltungsanstalt Dresden nach Buchholz und richteten den Waldbesitz der Stadt Buchholz nach den Lehren Cotta's, nachdem er vermessen, berechnet und geschätzt worden war, ein, legten alles in einem auf einen Zeitraum von zehn Jahren gültigen Wirtschaftsplan nieder und verhalfen so der Stadt Buchholz zu einem geregelten Forstwirtschaftsbetriebe. Die dabei festgestellte Flächengröße betrug rund 113 Hektar und lag nur in der Flur Buchholz. Diese Fläche blieb bis 1884 gleich, erst von 1885 an kaufte die Stadt Buchholz, wohl in Würdigung der finanziellen Erfolge ihres Waldbesitzes, stets kleinere und größere Grundstücke hinzu, so daß der Stadtwald heute rund 174 Hektar groß ist. Diese Fläche verteilt sich auf die Fluren von Buchholz, Schlettau und Sehma.

Als im Jahre 1854 der erstmalig aufgestellte Wirtschaftsplan — der Stadtwald kann also das 75jährige Jubiläum seiner Betriebsregelung feiern — in Kraft trat, war die durch Berechnung und Schätzung festgestellte Bestandsgröße = 3,75, die schlechtesten Bestände nahmen 57 Proz. der Gesamtfläche ein, heute betragen die Zahlen 3,07 und 9 Proz. Fast ähnlich

verhält es sich mit dem Holzvorrat auf einem Hektar. Während er 1854 112 Festmeter betrug, stehen heute 163 Festmeter auf dem Hektar; dabei ist zu berücksichtigen, daß infolge Anbau der großen Anläufe seit 1895 ein ungünstiges Altersklassenverhältnis — es sind zu viel unter 40jährige Bestände vorhanden — besteht, das auf den Holzvorrat erniedrigend wirkt.

Die Hauptholzart des Stadtwaldes ist die Fichte,

die vorwiegend in reinen Beständen, aber auch in Mischung mit Kiefer, Lärche und Buche vorkommt. Bis zu 140jährige über 40 Meter hohe Bestände bildet sie. Aber auch andere Holzarten leisten auf dem nährstoffreichen Vermittlungsboden des Gneis und Alluviums, den Grundgesteinen des Stadtwaldes, ganz Hervorragendes, so daß man mit einem jährlichen Zuwachs von 1000 Festmeter Holzmasse wohl zufrieden sein kann.

Durch die seit 1854 alle zehn Jahre neu aufgestellten Wirtschaftspläne ist die Nachhaltigkeit und Hiebordnung vollkommen auch für die Zukunft sichergestellt. Die 1854 vorgenommene Einteilung ist mit geringfügigen Ausnahmen bis heute beibehalten worden. Das über den Stadtwald gelegte Schneisennetz, welches gleichzeitig gegen Feuers- und Sturmgefahr schützen soll, zerlegt den Waldbesitz in 16 fast gleichgroße Abteilungen.

Größere Beschädigungen des Waldes durch Feuer, Wind und Schneebruch

sind zwar vorgekommen, haben aber nie einen so katastrophalen Charakter angenommen, daß er dauernd darunter zu leiden hätte.

Leider hat der Ausbau des Buchholzer Bahnhofes seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts durch sein Maschinenhaus eine Schadenquelle für den Wald geschaffen, deren Folgen die damalige Stadtvertretung jedenfalls nicht geahnt hat. Das sind die Schäden durch Abgase der Kohlenfeuerung, die die empfindliche Fichte langsam aber tödlicher zum Absterben bringen. Am bedauerlichsten ist dabei, daß diese Schäden in letzter Zeit immer größere Flächen erfassen, ohne daß Abhilfe rechtzeitig geschaffen werden kann. Es wird in großen Teilen des Stadtwaldes die Fichte verschwinden müssen, um den rauchhärteren Laubhölzern Platz zu machen.

Aber nicht nur forstwirtschaftlich bietet der Waldbesitz der Stadt Buchholz Vorteile. Durch seinen Grund und Boden ziehen sich lange Rohrstränge, die die Einwohnerschaft aus den Quellen und Stollen mit Wasser versorgen, das so nötig überall gebraucht wird. Hat uns doch der Sommer 1928 erst wieder gelehrt, welch großer Vorteil ein mit Wald bestandenes Niederschlags- und Quellengebiet ist.

Als im Jahre 1880 der Verschönerungsverein Buchholz gegründet wurde, hat man neben der Verschönerung der Stadt selbst auch die des Waldes mit ins Auge gefaßt. Durch gute und schön angelegte Fußwege wurde das Waldgebiet aufgeschlossen, an passenden Stellen Unterkunftshütten und Ruhebänke aufgestellt und Fernsichten und Durchblicke geschaffen, die das Auge immer wieder von der Schönheit unserer engeren Heimat überzeugen. Berühmt waren — und werden es hoffentlich wieder — die Waldfeste, bei denen sich alle ohne Standesunterschied auf Stunden und Tage vereinen konnten, um die täglichen Sorgen im schönen Stadtwald zu vergessen. Und das soll ja der Wald auch sein, eine Erholungsstätte für alle, aber kein Rummelplatz für Leute, die da glauben, die Natur mit Getrübte, Papier und Speisereste und sonstigem Unrat vergieren helfen zu müssen.

Suchst du aber, lieber Leser, unseren Stadtwald auf, um dort in Gottes freier Natur deine Lungen und Nerven zu stärken, dann denke daran, daß es deine Heimat ist, die dir die Wälder vererbt, damit du sie ererbst, um sie zu besitzen, und du wirst A. B. von Scheffel verstehen, wenn er singt:

Dem das ist deutschen Waldes Kraft
Daß er kein Siechtum leidet,
Und alles, was gebrechelt,
Aus Leib und Seele scheidet.
Wer einmal diesen Jungbrunn fand,
Der schöpft aus keinem andern —

F. R.

Buchholz, 8. September 1929
Nummer 210 + 11. Beilage

Buchholz vor und seit 75 Jahren

Von weiland Dr. Richard Maufe.

Im Jahre 1854 war für das gesamte Erzgebirge eine krmliche und trübe Zeit. Selbst in Annaberg, der größten Stadt des oberen Erzgebirges, waren die Verhältnisse gar bescheiden. Unsere Nachbar- und Schwesterstadt zählte noch nicht 9000 Bewohner, ja die Anzahl der letzteren war von 9294 im Jahre 1852 auf 8842 im Jahre 1855 zurückgegangen.

Die Posamentenindustrie

fristete bis 1862 jämmerlich ihr Dasein und schien dem Erlöschen nahe. Das Spizenklöppeln nährte nur spärlich, da es an Absatz fehlte. Handel und Wandel lagen darnieder. Tödliche Krankheiten hatten sich festgesetzt. Um

eine Nothstandskasse ins Leben zu rufen,

war eine Anleihe aufgenommen worden, von der in kurzer Frist über 5300 M. verausgabt werden mußten. Seit 1853 war zwischen Rußland und der Türkei ein neuer Krieg ausgebrochen, aus welchem, als sich der Pforte Frankreich und England annahmen, der erst 1856 beendigte Krimkrieg entstand. So manche wohlthätige und gemeinnützige Einrichtung Annabergs, die sich später zu ungeahnter Bedeutung und Kraft erhob, war noch nicht vorhanden. Drei Jahre später erst wurde die städtische Sparkasse errichtet; damals betrugen die Einnahmen 7641 M. in 434 Posten. Die Pöhlbergwasserleitung war noch nicht geplant. Sie wurde 1865 und die neues Leben spendende

Eisenbahnlinie Annaberg—Chemnitz

Im darauffolgenden Jahre eröffnet. Ob man von Westen oder von Osten kam, die ersten Gebäude der Stadt waren Scheunen oder Oekonomiegehöfte mit Stallung und Wirtschaftsräumen. Vor dem Buchholzer Tore standen nur ein paar unscheinliche Häuschen, das sogenannte Harnischgut war mit Stroh gedeckt. Ein Blitzschlag hat es am 5. August 1879 mittags 1 Uhr eingeäschert. Wo jetzt das Kriegerdenkmal am Wolfenstein steht, zeigte sich ebenfalls eine Scheune. An den städtischen Häuserzug zwischen Annaberg und Buchholz war damals nicht entfernt zu denken, und die verkehrsreichste Straße, die Buchholzer, hatte bloß Häuser mit Erdgeschos und einem Stock darauf. Mehrstöckige Gebäude standen nur vier oder fünf dazwischen.

Wie war es vor 75 Jahren in Buchholz? Unser Städtchen mag gegen 3500 Bewohner gehabt haben, denn 1834 zählte es 2478 Einwohner in 214 Wohnhäusern; 1855 zählte es 3883 und 1860 auch noch nicht mehr als 4118 Einwohner. In den meisten der 280 Häuser war Verdienstlosigkeit und Mangel an Nahrung eingekehrt. Zwar bemühte sich seit 1836 ein Frauenverein um die Pflege der Armen; auch eine Gesindefrankenasse war 1850 gegründet worden, aber

das seit 1849 angekaufte Krankenhaus

in der Brauhausstraße lag noch in den ersten unvollkommenen Anfängen und konnte in seinen drei niedrigen Krankenzimmern nur sechs Personen aufnehmen. Infolge schlechten Trinkwassers trat der Typhus epidemisch auf und forderte seine Opfer nicht allein in den nach der Sehma zu gelegenen Häusern und in den Familien der Armut. Hölzerne Zuleitungsrohre des an und für sich reinen Wassers waren nach und nach durchlässig geworden, lagen nicht tief genug und führten an gar nicht oder dürrigst ausgemauerten Düngrergruben vorbei. Hölzerne Bottiche boten der Allgemeinheit ein Ueberlaufwasser zum Trinken dar, das vor der heutigen Hygiene nicht bestehen würde. Einige Schleusen für die Abwässer waren vorhanden, standen aber mit der Luft auf den Gassen in ungehinderter Verbindung. In dieser verdienstlosen, teuren und durch ansteckende Krankheit

doppelt drückenden Zeit

suchte man das Elend durch Darbietung nahrhafter Speisen zu lindern, die von Frauen der wohlhabenderen Bürger im Rathause gekocht und unentgeltlich oder unter den Selbstkosten abgegeben wurden. — Straßen und Wege waren leicht beschottert und entbehrten gepflasterter Uebergänge sowie seitlicher Pfadentwege. Bei Staub und bei Regen und bei dunkler Nacht ein mühseliges Fortkommen! Mit Stod und Handlaterne tappte sich der Bürger vom Bier nach Hause, wenn der Mond nicht leuchtete, denn das halbe Duzend öffentlicher Laternen das übrigens nicht immer angezündet wurde, spendete ein ungenügendes Licht. Das im Jahre 1845 erbaute Brauhaus erzeugte genossenschaftliches Bier, das im Reiheschanke für die Gäste und über die Gasse verkauft wurde. Gefeuert wurde meist noch mit Fichtenholz, denn Braunkohlen wurden erst 1847 Steinkohlen 1861 als Heizmaterial eingeführt. Man hatte keine Sparkasse, weder eine Postanstalt, noch eine Eisenbahn, noch eine telegraphische Verbindung. Die Schule war noch nicht gegliedert und zählte, ihren Leiter inbegriffen, im ganzen fünf Lehrer.

Das Vereinsleben war noch wenig entwickelt; Seit 1842 suchte die „Lantane“ Volksbildung zu verbreiten; Musik und Geselligkeit pflegte das „Odeon“ seit 1845 und die „Euterpe“ seit 1847, den Männergesang der „Viederkranz“ seit 1839 und die „Lantane“ seit 1846. In Buchholz bestand kein Turnverein, während die Nachbarstadt einen solchen seit 1845 besaß. An Stelle politischer Regsamkeit, die in den vierziger Jahren sich mehrmals in bedenklicher Weise geäußert hatte, war, wie allerorten, Aengstlichkeit und Auslosigkeit getreten.

Die von dem großen Brande am 18. Mai 1852 betroffenen 32 Hausbesitzer hatten ihre Neubauten bezogen, und den vier in den folgenden zwei Jahren abgebrannten Einzelgebäuden stand das Bezogenwerden oder der Aufbau bevor. Es mangelte an Baustoff und Wagemut anderer bürgerlicher Kreise. Die wenigen kapitalkräftigen Leute hielten mehr zurück, als daß sie

Der Obererzgebirgsturngau an die O. Z.

„Die Jubilarin hat stets mit in erster Linie gestanden“

Wer glaubt, daß die reine Luft unserer Berge, das frische Wasser unserer Quellen und der strenge Winter unserer Höhen die Gesundheit und Schönheit unseres Geschlechtes voll gewährleistet, der versteht unser alltägliches Leben und die menschliche Natur nicht. Diese verlangt nach mehr, verlangt auch hier nach durchgeistigter Körperpflege und nach allseitiger ausgleichender Übung, wie sie das deutsche Turnen in vielen Zweigen der Leibesübungen bietet.

Ihre Pflegestätten, die deutschen Turnvereine und Turngaue des oberen Erzgebirges, gleichen vielfach den erzgebirgischen Bächen und Flüssen; in ihnen vereinen sich die turnerischen Kräfte des Gebietes, die aus der Tiefe ans Licht drängen, und die fruchtbaren Niederschläge aus der Zeit, und werden zu Segensbächen für Körper, Geist und Seele unserer Knaben und Mädchen, unserer Jungfrauen und Jünglinge, unserer Männer und Frauen.

Darüber aber wölbt es sich wie ein südlicher Himmel, der die Erscheinungen der Erde aufnimmt und verlockend weitergibt; darüber breitet es sich wie ein sinnreicher Spiegel aus, der die wertvollen Strahlen von der turnerischen Tätigkeit in unserem Gebirge sammelt und als lebensvolle Bilder der breiten Öffentlichkeit verbend zeigt: Das ist die Presse, auf die das deutsche Turnen als freie und völlig freiwillige Einrichtung in hohem Maße angewiesen ist.

Die Jubilarin hat stets mit in erster Reihe gestanden, wenn es galt, die Bevölkerung für das Turnen begeisternd mit Schrift und Wort zu gewinnen. Sie hat diesem jederzeit ihre Spalten verständnisvoll geöffnet, sei es, um die Erzgebirger zum Turnen zu rufen, sei es, um von turnerischen Veranstaltungen und Festen bei ihnen zu länden, sei es, um neuem Segen Bahn zu brechen.

Das danken die Turner dem Verlag und der Schriftleitung der O. Z. auf das wärmste und sie verbinden damit den Wunsch und die Hoffnung, daß das liebe Heimatblatt auch weiterhin kraftvoll bestehen und zum Segen unseres Geschlechtes wirken und daß es dabei das Frisch-Fromm-Frohlich-Freie Turnerleben und -Streben im oberen Erzgebirge getreulich widerspiegeln und tatkräftig unterstützen möge.

A. Reinhardt, Pressewart des Obererzgebirgsturngaues.

zu Unternehmungen anseuernten. So blieb denn vieles beim alten, was verjährt, verfallen, dem Verfall hinderlich und der allgemeinen Wohlfahrt zuwider war. An zwei Stellen litt die Karlsbader Straße, die Hauptader der Stadt, auf welcher der Schwarm der Kurgäste nach Karlsbad jährlich vom Mai bis August und die vierspännige Schwarzenberger Post zweimal täglich fuhr, an einer so drückenden Engbrüstigkeit, daß sie ein Grauen für Kasse- und Wagenlenker war. So blieb einmal zwischen dem Wüßingischen und Wüßingischen Hause, an dessen Stelle nun das Postamt steht, der für die im früheren Berggebäude „Himmelsch Heer“ errichtete Brauerei bestimmte Brauereifessel beim Transport eingeklemmt stecken. Ein andermal mußten die Fenster zur Luft der Neuen Schule, welche auf einem Kollwagen quer geladen waren, an dieser Stelle umgeladen werden. — Man hat hören können, an jenem verhängnisvollen 18. Mai 1852 wäre es kein Schaden gewesen, wenn Kirche und Pfarre, die in den nächsten Jahrzehnten doch hätten umgebaut werden müssen und gut versichert waren, zugleich mit abgebrannt wären. Aber wer will der entfesselten

einrichtungen ohne eigentliche Feuerwehr! Man hat auch hören können, sofort nach jenem größten Buchholzer Brande hätte man an die Verbreiterung der Karlsbader Straße gehen müssen: damals wären die Unkosten für Ankauf und Entschädigung noch mäßig gewesen. Aber 1853 und 1854 war, wie gesagt,

Geld überhaupt schwer aufzutreiben; die Stadtväter waren an äußerster Sparsamkeit gewöhnt und



Das Stadtwappen von Buchholz.

Flammen Schritt Flug und Haß ermaßen bei der Blut jenes Tages, bei den vielen Holz- und Leinwandern, welche der Kirche und Pfarre nahe waren, bei den noch unvollkommenen Büch-



Kurfürst Friedrich der Weise, der Gründer der Stadt Buchholz.

dachten mit Unhegen an die Summe, welche die Umwandlung der lumpigen Ochsenwiese in eine Kunstwiese (das heutige Bahnhofsterrain) dem Stadtkäsel gekostet und die in zahlloser Zeit 1846 und 1847 vielen Bewohnern Arbeit und Verdienst verschafft hat! Dazu hatte die Stadt den Grund und Boden ihres Waldes für die neue Schleifmühlstraße ohne eine Entschädigung abgetreten, um in dem nächstfolgenden Jahre 1848 viele brotlose Personen bei dem Chausseebau beschäftigen zu lassen. Außerdem war der Platz bei dem Schießhause zum ersten Male und mit erheblichen Unkosten planiert worden. — Am nordöstlichen Eingang nach Buchholz, wo kahle und bewaldete Berghalden waren, hing das Stadtbild gerade an, sich etwas freundlicher zu gestalten. Vom Brande 1852 war auch das junge Georg Adersche Geschäft, das (in dem Martin Leibeltschen Hause) eingemietet hatte, betroffen worden und sah sich nun zum Wachen gedrängt. Es kaufte das zweistöckige Langenbergerische Fachwerkhause auf Abbruch und errichtete an

Moderne Musikerziehung

Von Kirchenmusikdirektor Richard Wagner-Buchholz.

dessen Stelle Wohnhaus und Werkstätten, an die sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte ein großer Komplex von Gebäuden dieser Firma angeschlossen. Schräg gegenüber mußte eine Scheune und das Fabrikhaus von Heinrich Bach und Karl Grund sen. dem imposanten Aufbau der alten Firma G. F. Bach sel. Sohn weichen, und an der Waldschlößchengasse reiheten sich lieblich gelegene Häuser und Vorgärten nach Norden gegen das Bachsche Waldschlößchengrundstück mit seiner Villa und zeitgemäß gestalteten Garten-Restaurations hin.

Doch noch fristeten

Hütten und Holzbaracken aus grauer Vergangenheit

Amitten der Stadt ihr unschönes Dasein und wollten zu den Neubauten der letzten Jahre durchaus nicht mehr passen. Nur einige besonders auffällige seien genannt! Eine unfreundliche Nachbarschaft des Amalienstiftes und der Naumannmühle waren das alte Heßhaus und das Spital. Das letztere kaufte Anton Vogel auf Abbruch und erbaute dafür ein stattliches Wohngebäude. Das erstere hat noch zweimal den Besitzer gewechselt; als es — ein willkommenes Objekt für eine Feuerwehrrüstung — niedergegerissen war, wurde es mit den Pragerischen Gerbereibaulichkeiten dem Alberschen Fabrikkomplex zugeleitet.

An der Karlsbader Straße erregten noch mehrere alte Holz- oder Steinkästen das Mißfallen der Passanten. Am vorderen Eingang derselben mußten, von der Straße durch einen tiefen Graben getrennt, die alte schwarze Markus-Schmiede und die Christian Wolfische Holzhütte Platz machen. Zwischen dem Buschbedenau und dem Roserhause (Emil Möckel) lugte aus dem Garten auch noch ein altes Holzhäuschen hervor, das nach dem 52er Brande abgerissen wurde. Es stand an einem Winkelgäßchen. Hinter dem ersten Engpaß war noch ein altes Zechenhaus (von Geyern und Konrad?); über die Straße liefen noch die Esengelleise nach der Sturzhölle und daneben stand links die schwarze Mauersbergerische Scheune, rechts davon das alte Hülhaus, damals dem Bäcker Wagner gehörend. Gleich daneben erschreckte das uralte Schmiedel-Blockhaus durch seine nach der Straße drohende Ausbauchung. Es mußte auf Polizeiverordnung abgerissen werden. Der letzte Mieter (Hunger) konnte sich nicht davon trennen und wurde mit Gewalt zum Ausziehen gezwungen. Den Platz kaufte Uhlig aus Lengsfeld und schaffte für zwei Wohnhäuser Platz, die seine Söhne bezogen. Hoch lag das langgebaute Klemperer Ungerische Haus mit sehr alter malerischer Holzkonstruktion. Karl Grüwell erkaufte es und ließ es für seinen Wohnhaus- und Reitbahnbauniederreißen. An der hinteren Karlsbader Straße befand sich ebenfalls eines der allerältesten Häuser, das Hilligische, von starken Böden errichtet mit einer Veranda davor, an dessen Stelle C. G. Flor ein massives Haus mit Erdgeschloß und zwei Stockwerken stellte. Der alte Bauersche Steinkasten, Drechslerhäusel genannt, an dessen Stelle Wenzl Kunz sein Gebäude mit Klinckersassaden setzte, ist dem jetzigen Geschlechte noch gut in Erinnerung.

Viele Beispiele sind aufgeführt, die insgesamt die bedrückte Lage der meisten kommunalen und privaten Verhältnisse vor 75 Jahren nachweisen, und denen als letztes ein hoher Lebensmittelpreis angefügt sei: ein Pfund Brot kostete 19 Pfennige.

So standen die Dinge in Buchholz, als der Buchdruckermeister Karl Lindner die „Obererzgebirgische Zeitung“ gründete.

So weit Dr. Richard Maule, der unvergessene, geschätzte Chronist der Stadt Buchholz, dessen die „D. Z.“ gerade auch an ihrem 75-Jahr-Jubiläum in Verehrung und Dankbarkeit gedenkt, gehörte doch auch er zu den langjährigen, treuen Mitarbeitern an unserem Blatt.

Wie nun die Geschichte unserer Heimatzeitung sich von ihrer Gründung durch Karl Lindner an entwickelte, ist in einem eingehenden Artikel in dieser Nummer, aus der Feder unseres Herrn Siegfried Seidel, in fesselnder Weise dargelegt worden, der sicher ebenfalls lebhaftes Interesse auslösen wird.



Buchholz i. Erzgeb.
Untere Schließelstraße.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“, die in diesen Tagen ihre Dreiviertel-Jahrhundert-Feier begeht, hat bei der Tätigkeit ihrer Schriftleitung sehr erfreulichen Wert darauf gelegt, das Verständnis für gediegene musikalische Veranstaltungen kirchlicher und weltlicher Art ihrem Leserkreis näher zu bringen. Wir Chorleiter begrüßen solches Wirken lebhaft, da dasselbe unsere Arbeit nur fördern kann. Andererseits habe ich oft genug gehört, welchen Nutzen das Publikum aus den Besprechungen der Konzerte im wachsenden Maße zieht.

Im Gedenken an all diese gemeinsame Arbeit benutze ich die Gelegenheit des 75-jährigen Jubiläums unserer Heimatzeitung gern dazu, auch meinerseits wieder einmal durch die Spalten des Jubelblattes zur Öffentlichkeit musikpädagogisch zu sprechen. Ich will dies unter dem Thema tun: „Moderne Musikerziehung“.

Wie leicht ist es doch dem Gegenwartsmenschen gemacht, Musik zu hören! Im bequemen Lehnstuhl vermag er in seinem Heime die schönsten Konzerte großer Kapellen und bedeutender Chöre, die Vorträge berühmter Solisten, ja, ganze Opern, kurzum Musik aller Art, und zwar aus allen Musikzentren Europas zu hören. Durch diese bequeme Art, Musik zu hören, ist er allerdings gewissen Gefahren ausgesetzt. Die eine besteht in der Möglichkeit einer Ueberfüllung an musikalischen Eindrücken, zum andern gerät er in Gefahr, die eigene musikalische Betätigung zu vernachlässigen, selbst nicht mehr denkend in das Reich der Töne einzudringen und Feinheiten der Musik überhaupt nicht mehr zu erfassen.

Das musikalische Denken

Ist aber nicht nur durch das Radio, sondern auch schon vor Einführung dieser wunderbaren Erfindung auf andere Weise mechanisiert worden, durch die musikalischen Gespinnstereien der letzten Jahrhunderte. Die Gehörbildung wurde seit der Vorherrschaft der Instrumentalmusik vom Instrument abhängig gemacht. Viele unserer gebildeten Sänger und Sängerinnen üben sich ihren Liedstoff am Klavier ein. Ein Wesen von Musik mit deutlicher Klangvorstellung fällt ihnen schwer oder ist ihnen unmöglich.

Diesem Uebelstande will die moderne Musikerziehung abhelfen.

Sie will den Menschen zum inneren Hören, zum selbständigen Hineindenken in die musikalischen Vorgänge erziehen und so auch das Notenlesen beim Musizieren erleichtern. Die Erfüllung dieser Aufgabe hat sich eine ganz neuartige Gehörbildungsmethode zum Ziele gesetzt, die seit einer Reihe von Jahren an Konservatorien, Akademien, Musiklehrer-Seminaren, an Volks- und höheren Schulen Deutschlands, der Schweiz, Englands und Amerikas Einführung gefunden hat:

Tonika-Do.

Was will dieser Ausdruck besagen? Die Tonika ist der Grundton irgendeiner Tonart und wird stets mit der Silbe Do bezeichnet. Die Lehre geht von der Erkenntnis aus, daß sich die musikalischen Bewegungen einer Melodie innerhalb einer einzigen Tonreihe, der Dur-Tonleiter (der Normal- oder Urtonleiter), vollziehen. Ob ein Lied in Es-Dur von einem Männerchor oder in C-Dur von einem gemischten Chöre vorgetragen wird, bleibt sich insofern gleich, als es als dasselbe Lied erkannt wird. Die Tonverhältnisse innerhalb der Melodie und auch Harmonie (nur mit dem Unterschied enger bzw. weiter Akkordlage) sind dieselben geblieben. Die Normaltonleiter ist also an keine bestimmte Tonhöhe gebunden, sie kann hoch oder tief stehen, ihre Höhe ist nicht absolut, sondern relativ. Tonika-Do geht demnach vom relativen Tonbewußtsein aus. Diese Urtonleiter wird nun vom Grundton aus, dem Fundament alles musikalischen Geschehens, entwickelt, aber nicht in der Stufenreihe von 1—8, sondern nach der Bedeutung, dem Wesen der einzelnen Töne und ihrer Funktionen. Tonika-Do macht die Schüler zunächst mit den 3 Tönen des tonischen Dreiklangs, der den Grundcharakter einer Tonart bezeichnet, bekannt. Dann folgen die Töne des Dominant-Dreiklangs (des Dreiklangs der 5. Tonleiterstufe) und endlich die Töne des Subdominant-Dreiklangs (4. Tonleiterstufe). Das sind im ganzen 7 verschiedene Tonstufen. Alle leitereigenen Töne haben in ihrer Abhängigkeit vom Grundton ihr besonderes Charakteristikum. Dieses wird in treffender Weise durch besondere Handzeichen veranschaulicht. So wird der Grundton als das Sinnbild der Festigkeit durch die geballte Faust, die aufsteigende lustige Dominante durch eine senkrecht gestellte Hand mit hochgehobenem Daumen, die milde schwebende Terz durch die wagrecht vorgehaltene Hand, die 7. Stufe als aufwärts strebender Leitton durch den erhobenen Zeigefinger, die 4. Stufe als abwärts strebender Leitton durch den abwärts weisenden Zeigefinger, die 6. Stufe in ihrem Charakter der Trauer durch looses Herabhängen aller 5 Finger (Trauerweide!) und die 2. Stufe der Tonleiter mit ihrem Streben nach oben durch die aufwärts gerichtete Handfläche dargestellt, charakterisiert. Diese 7 Tonleiterstufen werden anfangs nicht durch Buchstaben (Notennamen), sondern durch Silben bezeichnet (Tonisilben). Es sind mit geringer Veränderung dieselben, die schon vor 900 Jahren der kluge Mönch Guido von Arezzo erfand:

Do, Re, Mi, Fa, So, La, Ti.

Durch ihre Zusammensetzung aus Konsonant und Vokal bewahren sie sich auch sprachtechnisch gut. Jeder Ton bekommt also einen Silbennamen und ein Handzeichen. Besondere Anschauungstafeln zeigen die Töne auch in ihren räumlichen Abständen, so daß man daran Ganz- und Halbtonstufen deutlich erkennen kann. Nach Gewinnung der Normaltonleiter wird die Modulation, d. h. Veränderung der funktionalen Verhältnisse, höchst anschaulich entwickelt.

Der Ton, der den Uebergang von der alten zur neuen Tonart (Funktion) bezeichnet, bekommt eine doppelte Darstellung. Er wird zunächst mit der Tonisilbe und dem Handzeichen der alten Funktion durch die eine Hand und sofort

darnach mit der Tonisilbe und dem Handzeichen der neuen Funktion durch die andere Hand bezeichnet. Mit Hilfe dieses sogenannten Brückentones lernt der Schüler in die entferntesten Tonarten modulieren. An die Modulation schließt sich die Behandlung der chromatischen Skala, der alten Kirchentonarten und des Mollgeschlechts an.

Hand in Hand

mit der melodischen Erziehung geht die rhythmische.

Auch hier geht die neue Lehre eigene Wege. Tonika-Do unterscheidet nur Zwei-, Drei- und Vierschlag, alle anderen Taktarten sind Abzweigungen davon. Die Notendauer wird, als Schlagdauer bezeichnet; so unterscheidet man Ein-, Zwei-, Drei-, Vierschlagnoten, Halb-, Drittel-, Viertelschlagnoten usw. -noten. Der Rhythmus wird geschlagen, geschritten, geklopft, geklopft, also körperlich erlebt, ehe er zur schriftlichen Darstellung gelangt. Tonika-Do hat auch eine eigene Taktsprache; es werden beim Sprechen des Rhythmus besondere Taktisilben verwendet, beim Einschlagton ta, Zweischlagton ta-a, bei zwei Halbschlagtonen ta te, bei drei Drittelschlagtonen ta te ti, bei vier Viertelschlagtonen ta fa te fe. Der Vorteil der Taktsprache besteht darin, daß der Schüler ohne besondere Erklärung den gegebenen Rhythmus rasch wiedergeben kann; die Verstandestätigkeit wird möglichst in den Hintergrund gedrängt.

Tonika-Do hat endlich auch eine besondere Tonchrift. Das bekannte Lied „Kommt ein Vogel“ wird schriftlich so dargestellt:

m | s | m m | m r r m | f r r s — m | s m m | m r r m | f t t | d — ||

Die Buchstaben sind die Anfangsbuchstaben der Tonisilben. Der bloße Buchstabe bezeichnet einen Einschlagton, der Buchstabe mit dem Strich dahinter einen Zweischlagton, die Buchstaben unter einem Strich sind Töne vom Werte eines Schlags; die tiefgestellte Eins bei t bedeutet die tiefere Oktave.

Nachdem der Schüler in dieser Form rhythmisch-metrisch singen und treffen gelernt hat,

erfolgt der Uebergang zur Notenschrift.

Da handelt sich's zunächst darum, den Grundton im Violinsystem festzulegen. Ein besonderer Schlüssel, Do-Schlüssel genannt, gibt seine Stellung an. Darauf wird der tonische Dreiklang errichtet; er gibt das Gerüst für das Erfassen des Notensbildes. Die Noten werden erst mit Tonisilben, dann mit Notennamen gesungen. Später erscheint der Violinschlüssel und die Anordnung der Versetzungszeichen. Der ganze Vorgehensgang ist folgerichtig und lückenlos aufgebaut und führt sicher zu dem Ziele, eine Melodie auch ohne Instrument richtig vom Blatte zu singen. Mag er manchem Fernstehenden als Umweg erscheinen, in Wirklichkeit ist er's nicht, sondern er ist ein Torweg, dessen Grundprinzip lautet: immer erst die Sache erkennen, dann das Zeichen dafür zu lehren.

Noch ein kurzes Wort über Einführung und Verbreitung der Lehre. Daß Tonika-Do in Deutschland Wurzel faßte, ist einer Frau zu danken, der Gesangslehrerin Agnes Hundegger in Hannover. Das Reis, das sie auf deutschem Boden pflanzte, ist jetzt bereits zu einem ansehnlichen Baume herangewachsen. Ihren Bemühungen ist es gelungen, daß in Deutschland ein To-Do-Bund gegründet wurde, der seinen Sitz in Berlin und Hannover hat und dessen jetziger Vorsitzender Kantor Stier in Dresden ist. Der Bund besitzt eine zahlreiche Anhängerenschaft in allen Teilen Deutschlands.

Damit will ich meine Betrachtungen über die moderne Musikerziehung an dieser Stelle schließen.

Ich tue dies nicht, ohne der Jubelzeitung und ihrer bewährten Führung, die der „D. Z.“ den Platz in vorderster Front der Provinzpresse in einem glänzenden Aufstieg besonders nach der Insflation auch gesichert hat, meine Wünsche in herzlichster Weise zum Ausdruck zu bringen. Ich weiß, daß diese Empfindungen und Feststellungen die gesamte Sängerschaft mit mir teilt.



Buchholz i. Erzgeb.
Schulgäßchen.

Kollmitz-Buchholz.

Buchholz, 8. September 1929
Nummer 210 * 12. Beilage

Schule und Presse

Von Studienrat Dr. Nicolai-Buchholz.

Ein Vorwurf, der häufig der Schule gemacht wurde, war der, daß sie den Blick zu stark auf die Vergangenheit statt auf die Gegenwart richtete. So ganz unrichtig hatten die Tadler nicht, denn tatsächlich hat die rein geschichtliche Einstellung des deutschen Bildungswesens oft zur Folge gehabt, daß wichtige Geschehnisse der Gegenwart in der Schule nicht voll ausgewertet wurden. Es ist noch nicht allzu lange her, daß die deutsche Literaturgeschichte mit Schiller und Goethe aufhörte, und daß mit den Freiheitskriegen die geschichtlichen Darstellungen ihr Ende fanden. So war es denn selbstverständlich, daß die Schule keine Zeit fand, sich mit Fragen der auf die neueste Gegenwart eingestellten Presse zu beschäftigen. Und Zeitungslesen galt wohl noch vor 20 Jahren als eine Beschäftigung, die für einen Schüler als Zeitverschwendung bezeichnet wurde.

Erst die großen geschichtlichen Ereignisse der Gegenwart oeren Zeugen und Mitbereiter wir sind, haben die Schulen stärker auf Gegenwartsfragen eingestellt. Und so hat auch

die Presse, als Vermittlerin des Wissens

über gegenwärtiges Weltgeschehen Einzug in die Schule gehalten.

In der Darstellung der Kulturgeschichte wird hingewiesen, wie jederzeit das Bedürfnis, Neues zu erfahren, sehr stark war. Der Lehrer zeigt, wie im alten Athen alltäglich vormittags auf dem Markt die Nachrichten, die angelkommene Reisende mitbrachten, verbreitet wurden. Im alten Rom gab es regelmäßige Anschläge, acta diurna, die wichtige Meldungen enthielten. Im Mittelalter halfen die Spielleute und fahrenden Gefellen, Nachrichten zu verbreiten. Und als die Kunst des Drucks erfunden war, begann der Siegeszug der Presse, anfänglich in vereinzelt Flugblättern, dann in regelmäßigen Berichten der großen Kaufhäuser auf den Messen, dann in den Gazetten, denen Friedrich der Große zuschrieb, daß sie „nicht genieret werden“ durften. Das neunzehnte Jahrhundert brachte dann nach manchen Kämpfen mit den Behörden, die die Pressefreiheit nicht zugestehen wollten, die volle Entfaltung der Presse. Und heute gilt die Zeitung als ein wesentlicher Bestandteil des geistigen Lebens eines Volkes, an dem eine lebensnahe Schule unmöglich vorbeigehen kann.

In erster Linie ist es der Geschichtsunterricht,

der Wert darauf legen muß, daß die Zeitungsnachrichten verbreitet und verstanden werden. Ich lasse seit vielen Jahren im Geschichtsunterricht der oberen Klassen des Annaberger Staatsrealgymnasiums allwöchentlich kurze Berichte über das Wichtigste aus der Zeitung geben. Aufgabe des Lehrers ist es, die Ereignisse in Verbindung mit der Vergangenheit zu bringen und den Blick für die großen Zusammenhänge des Weltgeschehens zu schärfen. So lassen sich leicht von den meisten Ereignissen Verbindungslinien zu der Zeit herstellen, die gerade im Geschichtsunterricht zu besprechen ist. Gelegentlich laufe ich auf dem Bahnhof Zeitungen der verschiedensten politischen Richtungen und lasse dann die Schüler herausuchen, inwiefern jede politische Richtung sich anders zu einem bestimmten Ereignis einstellt. So wird der heranwachsende

Mensch erzogen, die Zeitung kritisch zu lesen.

Und in der gemeinsamen Aussprache wird das Verständnis dafür geweckt, welche große Gewalt die Presse besitzt. Der Schüler sieht, wie in der einen Gruppe von Zeitungen bestimmte Nachrichten hervorgehoben werden, die in einer anderen Gruppe ganz weggelassen sind. Er lernt nachdenken, welche Beweggründe zugrunde liegen. Und so erkennt er, daß große Kräfte am Werk sind, durch die Presse Einfluß zu gewinnen. Er versteht, daß

die Presse eine ungeheure Bedeutung
für unser gesamtes öffentliches Leben

hat. Eine Bedeutung im guten Sinne, denn eine nach edlen Gesichtspunkten geleitete Presse kann Priesterdienste am Volke leisten. Aber auch eine Bedeutung im üblen Sinne, denn es können hinter den Zeitungen Kräfte stehen, die zersetzend wirken, oder Kräfte, die die Öffentlichkeit zum Vorwand für selbsttätige wirtschaftliche oder politische Zwecke mißbrauchen wollen.

Auch andere Beobachtungen lernen die Schüler anstellen;

sie bekommen einen Blick dafür, ob die Zeitung Eigenart besitzt, ob sie Wert darauf legt, geistig Wertvolles zu bringen. Sie urteilen darüber, ob der bildende Teil im richtigen Verhältnis zum wirtschaftlichen und sportlichen Teile steht usw. Aus den Anzeigen lassen sich Schlüsse auf das Verbreitungsgebiet der Zeitung ziehen. Die Eigenart des „Zeitungsstils“ wird zum Bewußtsein gebracht. Und schließlich ist es für die Schule immer ein Gewinn, wenn die Besitzer der Zeitungen die Erlaubnis geben, den technischen Betrieb der Druckerei durch Klassen besichtigen zu lassen.

So hat also die Presse Einzug in die Schule gehalten. Da die Fülle des Wissensstoffes in unserer Zeit unaufhörlich anschwillt, ist die Presse der Schule eine Mitbesterbin im Uebermitteln dieses Wissens geworden. Sehr oft erhält der Lehrer auf seine Frage, woher das Kind eine bestimmte Sache wisse, die Antwort: „Das stand in der Zeitung“. Es ist sicher von großem Werte, wenn zwischen Schule und Presse ein gutes Einvernehmen besteht. Und da beide dasselbe Ziel haben, am Wiederaufbau unseres Volkes mitzuarbeiten, ist zu hoffen, daß das gemeinsame Wirken beider unserm Vaterlande von Nutzen ist.

Erzgebirgler grüßen aus Amerika

Grüße aus Amerika.

Brooklyn, im August 1929.

Als Erzgebirgler erfreuen wir uns auch im Ausland jahraus, jahrein unserer prächtigen Heimatzeitung „O. Z.“ mit ihrem reichen und glänzend aufgebauten Inhalt aus aller Welt, mit ihren ausführlichen heimatischen Nachrichten und der Feingeistigkeit, mit der das ganze Blatt aufgebaut ist. Jetzt nun hören wir, daß unsere „Obererzgebirgische Zeitung“ im September ihr 75jähriges Bestehen begeht. Mit Freude ergreifen wir deshalb die Gelegenheit, dem lieben Heimatblatt zu seinem Jubeltag die herzlichsten Glückwünsche über das Weltmeer hin, verbunden mit treudeutschem Gruß zu senden.

„Glück auf!“

Gerhard Herrmann - Harry Schreiber.

Rockville (U.S.A.), im August 1929.

Ich freue mich herzlich zu vernehmen, daß unsere liebe „Obererzgebirgische Zeitung“ im September ihr 75jähriges

Jubiläum feiern kann. Es ist ein bedeutungsvoller Abschnitt, an dem die „O. Z.“ angelangt ist. Wieviel Geduld mit den Unzufriedenen mußte sie haben, wie mußte sie mitarbeiten an der Läuterung der Zeit, an der Entwirrung zersetzender politischer Verhältnisse und jetzt wieder ohne Rast und Ruhe am Aufbau des Vaterlandes.

Nie hat die Zeitung die Flinte ins Korn geworfen, sie hat standgehalten in guten und bösen Tagen, als steter Schildhalter des Deutschtums, als Förderer von Kunst und Wissenschaft, als Hüter der Seele und des Gemütslebens, des Glaubens und der Heimatliebe.

Möge sie so noch vielen Generationen Führer, Lehrer, Ratgeber und Helfer sein.

Hoch soll die „O. Z.“ leben, hoch unser liebes Heimatblatt!

Ich selbst erblickte 1851 die Welt und grüße, drei Jahre älter, die 75jährige!

Ein herzliches „Glück auf!“ der lieben Jubilarin
und dem gesamten Heimatland!

Ferdinand Kreisel.

Die Entwicklung der Eisenbahnanlagen in Buchholz

Am 3. August djs. Js. jährte sich zum 57. Male der Tag, an dem die industriell so regsame Stadt Buchholz unmittelbar an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurde durch die am 3. August 1872 erfolgte Inbetriebnahme der 10 Kilometer langen „Sächsisch-böhmischen Verbindungsbahn Annaberg-Weipert“, deren Bau im Spätherbst 1869 von einer Privatbahngesellschaft in Angriff genommen worden war, deren Betrieb aber von Anfang an von der Sächsischen Staatseisenbahnverwaltung mit ihren eigenen Betriebsmitteln gegen einen Anteil von 50 Proz. der Brutto-Einnahmen geführt wurde. In Weipert wurde die Bahnlinie Annaberg-Weipert nach einem zwischen Oesterreich und Sachsen am 29. Sept. 1869 abgeschlossenen Staatsvertrag an die damalige Buschthaler Privatbahn, die jetzt in die tschechoslowakischen Staatsbahnen aufgegangen ist, angeschlossen.

Die Privatbahn-Gesellschaft, welche die Linie gebaut hatte, geriet später durch den Wettbewerb der am 12. Juli 1875 in Betrieb genommenen Chemnitz-Komotauer Bahnlinie in finanzielle Schwierigkeiten und bot daher ihre Bahnlinie Annaberg-Weipert dem Sächsischen Staat zum Kauf an, der sie am 1. 7. 1878 zu Eigentum übernahm. Die Linie wurde nunmehr vom Sächsischen Staate als Fortsetzung der am 3. September 1862 begonnenen und

am 1. Februar 1866 eröffneten

Chemnitz-Annaburger Staatsbahnlinie

betrieben, für deren Führung durch das Zschopautal sich Regierung und Landstände unter verschiedenen schon seit 1854 erwogenen Projekten, die sich mit der Einbeziehung des oberen Erzgebirges in das Staatsbahnnetz befaßten, entschieden hatten.

Die 2,7 Kilometer vom Bahnhof Annaberg entfernt und südlich der einstigen Bahnkreuzung mit der „Chaussee nach Wiesenhal“ im Jahre 1872 angelegte Station Buchholz zeigte eine bescheidene Gleisanlage mit einem Hauptgleis, vier Nebengleisen und 10 Weichen, war etwa 300 Meter lang und bis zu 50 Meter breit. Im Jahre 1874 wurde ein zweiter Personen-Perron hergestellt.

Die erste namhafte Erweiterung erfuhr der
Bahnhof Buchholz im Jahre 1889,

als die „Buchholz-Schwarzenberger Staatseisenbahnlinie“ dort eingeführt wurde. Die Wahl des Anschließpunktes dieser neuen Bahnlinie fiel auf Buchholz, nachdem sich die Staatsregierung

schon seit 1882 eingehend mit der Frage beschäftigt hatte, auf welche Weise die zwischen Annaberg und Schwarzenberg gelegene Gegend für den Eisenbahnverkehr am zweckmäßigsten erschlossen werden könne.

Durch die Inbetriebnahme dieser neuen 2,4 Kilometer langen Bahn am 1. 12. 1889, sowie ferner durch die Eröffnung der Schmalspurbahn Granzahl-Oberwiesenthal am 20. 7. 1897 wurden die Verkehrsbeziehungen des Bahnhofes Buchholz immer mannigfaltiger, und der Nah- und Durchgangsverkehr entwickelte sich in einem immer stärker werdenden Ausmaße. Der Industrie von Buchholz und Umgebung wurden durch die Einführung der neuen Linien in das Bahnnetz die Wege geebnet zum vorteilhaften Bezug von Rohstoffen und Rohlen, zu billigerem Versand ihrer Erzeugnisse und somit zum erfolgreichen Wettbewerb auf dem Markte.

Am 1. Oktober 1902 erhielt die Stadt Buchholz im
Haltepunkt „Königsstraße“

eine zweite Eisenbahnverkehrsstelle in besonders günstiger Lage mitten zwischen den Bahnhöfen Annaberg und Buchholz. Der Haltepunkt Königsstraße wurde schon in den ersten Jahren nach der Eröffnung stark benutzt. Im Jahre 1905 reisten dort 45 500 Personen ab, gegen 43 700 auf Buchholz Bahnhof selbst. Die Zahlen sind im Jahre 1928 auf 120 088 bzw. 140 107 gestiegen.

Um die Jahrhundertwende wurden infolge der weiteren Zunahme des Personen- und Güterverkehrs auf den Linien Weipert-Annaberg-Flöha und Buchholz-Schwarzenberg die Betriebsverhältnisse schwieriger und die Bahnanlagen unzulänglich. Die Staatseisenbahnverwaltung mußte sich daher zu größeren Erweiterungen und zu neuen betrieblichen Maßnahmen entschließen. Nach eingehenden Untersuchungen wurde die zweckmäßigste Lösung darin erkannt, daß der Beginn und das Ende der Zugsäufe nach dem Anschlußbahnhof Buchholz zu legen seien, und daß

dieser Bahnhof in größerem Umfange erweitert

werden müsse, weil der Bahnhof Annaberg wegen der überaus ungünstigen Lage zwischen engen Talwänden selbst bei Aufwendung sehr bedeutender Mittel sich nur als in beschränktem Maße erweiterungsfähig erwies. Im Frühjahr 1904 genehmigte der Landtag die Regierungsvorlage über die Erweiterung des Bahnhofes Buchholz mit einem veranschlagten

Kostenbetrag von 1 600 000 Mark.

Der Bau wurde in den Jahren 1905 bis 1908 durchgeführt. Im Zusammenhang mit dem Bahnhofsumbau wurde die Staatsstraßenunterführung am Nordende des Bahnhofes hergestellt, auch mußte der Sehmabach auf 750 Meter Länge verlegt werden, um Raum für die Erweiterung des Bahnhofes zu schaffen. 1912 wurde der Stückgut-Umladeverkehr vom Bahnhof Annaberg nach Bahnhof Buchholz verlegt. Im Frühjahr 1929 ist der Bahnhof Buchholz außerdem Hilfszugstation geworden.

Zum Vergleich des jetzigen Umfanges
des Bahnhofes Buchholz

mit der eingangs beschriebenen einfachen Anfangsanlage vom Jahre 1872 werden folgende Angaben interessieren:

Die Länge des Bahnhofes zwischen den Einfahrweichen beträgt über 900 Meter, seine größte Breite etwa 150 Meter, die Gesamtanzahl der Gleise nahezu 6 Kilometer, die Zahl der Weichen 79. Der Bahnhof hat ferner ein Bahnbetriebswerk, dem 38 Lokomotiven zur täglichen Behandlung zugewiesen sind. Im Verwaltungs- und Betriebsdienst werden 150 Bedienstete, im Bahnbetriebswerk und im Zugförderungsdiens werden die gleiche Anzahl von Bediensteten beschäftigt. Zurzeit werden auf dem Bahnhof Buchholz täglich durchschnittlich 47 Personenzüge und 37 Güterzüge abgefertigt.

Mit diesen Darlegungen gestatten wir uns, anläßlich des 75jährigen Bestehens Ihrer geschätzten Zeitung unsere besten Glückwünsche auch für die Zukunft zum Ausdruck zu bringen.

Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft,
Reichsbahndirektion Dresden.

Pressstelle: L. B. Dr. Wiegand.



R. Schreps
Zeichnungen
Entwürfe
Gegründet
1902

Entwicklung und Pflege der Leibesübungen in Buchholz

Von Studienrat Rudolf Dschag.

Das Wort Leibesübungen ist heute zum allgemeinen Schlagwort geworden. Das Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft ist ohne sie kaum noch zu denken. So scheint es ein höchst überflüssiges Beginnen zu sein, auch nur ein Wort zur rechten Einschätzung der Leibesübungen zu sagen. Und doch gibt es schon Menschen, die von allgemeiner, starker Ueberschätzung sprechen. Sicherlich urteilen diese nach der Oberflächlichkeit und Veräußerlichung, die allerdings bisweilen in recht bedenklichem Maße zu beobachten ist. Nicht zu leugnen ist, daß wir das Wort Leibesübungen zu sehr in der Bedeutung von Körpererziehung gebrauchen. Diese Auffassung scheint mir recht einseitig. Abgesehen davon, daß die meisten, bewußt oder unbewußt, durch Körpererziehung Charakterbildung, Persönlichkeitsbildung erstreben, ist es doch ein Unding, den Menschen in ein körperliches, geistiges und seelisches Gebilde zu trennen. Der Mensch ist eine Einheit, die nie und nimmer willkürlich zerlegt werden kann. Und darum müssen Leibesübungen, wenn sie Sinn haben sollen, aufgefaßt und betrieben werden, soweit sie zur Erziehung des gesamten Menschen dienen. Erst dann werden sie fruchtbringend und aufbauend sein. So geht man denn auch heute von vielen Seiten mit starkem Ernst und betonter Innerlichkeit an die Leibesübungen heran und kämpft für eine vertiefte Auffassung der körperlichen Erziehung als wertvollen, unentbehrlichen Bestandteil der Gesamterziehung des Menschen.

Leibesübungen pflegen wir aus gesundheitlichen, sittlichen oder anderen verstandesmäßig zu erfassenden Gründen. Auf eines sei indessen besonders hingewiesen. Aller Nutzen und alle Vorteile der Leibesübungen in Ehren, aber

wir dürfen nicht zu weit gehen,

sie zur Pflicht, zur Arbeit, zur Last zu machen. Sie müssen Erholung und Lebensbereicherung sein. Sie müssen zu einem inneren Erlebnis werden, in uns Freude auslösen. Erst dann führen sie zu einer Steigerung des Lebensgefühls in uns und werden, wie schon Guts Muths so treffend gesagt hat, „Arbeit im Gewande jugendlicher Freude“ sein. Freude am Spiel der Kräfte, an der Schönheit der wohlgebildeten Körper, an der Gewandtheit ihrer Bewegungen, das sei uns vor allem der Inhalt aller Körpererziehung.

Seit wann treibt man eigentlich Leibesübungen?

Seitdem es Menschen gibt, gibt es Leibesübungen. Sie sind nicht erst künstlich erfunden worden, sie sind da, vom Beginn des Lebens, sie sind eine Aeußerung des Lebens überhaupt. Stellen wir uns Leibesübungen bei allen Völkern der Erde, des Altertums, bei den alten Germanen und mehr oder weniger häufig bei den Menschen des Mittelalters und der Neuzeit. Eine geübte Übung und Pflege der Leibesübungen beginnt in der Kindheit und dauert bis zum Tode. Und zwar ist das in der Kindheit und Jugend am stärksten ausgeprägt. Die Gründung des ersten Turnplatzes in Buchholz bei der Hohenheide bei Berlin im Jahre 1811 und Heranbildung von tüchtigen Turnerführern waren verheißungsvolle Anfänge in der Körpererziehung der deutschen Jugend. Turnsperrre und Gefangenenschaft Jahns machten diesen Bestrebungen ein jähes Ende. Erst nach der Aufhebung der Turnsperrre 1842 regte sich allenthalben neues Leben. In Sachsen war Jahns Einfluß zunächst sehr gering. Erst durch den Turnvater Otto Hübner in Plauen wurde das Turnen vom Vogtland aus planmäßig über größere Teile Sachsens verbreitet, so auch in unserem Erzgebirge. Aus dieser Zeit lassen sich

Die ersten Spuren turnerischen Lebens in Buchholz

nachweisen. Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß schon am 30. Mai 1847 die Turnerei in Buchholz durch die Gründung eines Turnvereins Eingang fand. Nach einem erfreulichen Aufschwung trat jedoch bald infolge der politischen Wirren der Jahre 1848—50 eine allmähliche Erschlaffung ein, die schließlich die Auflösung des Turnvereins zur Folge hatte. Erst das Jahr 1861 gab den Dingen eine neue, entscheidende Wendung. Im ganzen deutschen Vaterland hatte die Turnfrage inzwischen weitere Verbreitung gefunden. Man erkannte ihre segensreichen Wirkungen immer mehr an, und auch die Regierungskreise, die ehemals der Turnfrage ziemlich abhold gewesen waren, kamen zur Erkenntnis ihres hohen Wertes.

Veranlaßt durch eine Aufforderung des Herrn Emil Hagist in der Buchholzer „Obererzgebirgischen Zeitung“, die 7 Jahre vorher gegründet worden war,

fand am 12. Juni 1861 im alten Schießhaus eine Versammlung statt, in der die Neugründung eines Turnvereins mit dem Namen „Männerturnverein“ einstimmig beschlossen wurde. Geturnt wurde zunächst im alten Schießhaus und später in der neu erbauten Halle am Schießhausplatz, der jetzigen Turnhalle des Turnvereins „Vorwärts“, in die man am 10. November 1862 einzog. In jahrelanger, gewissenhafter Arbeit wurde hier wertvolle Erziehungsarbeit am deutschen Volke geleistet. Ende des Jahres 1891 zogen sich einige Mitglieder vom „Männerturnverein“ ab und gründeten im Jahre 1892 den Turnverein „Frisch Frei“, der gleichfalls in raschem Aufblühen ein reges Vereinsleben entwickelte und nach längerer Arbeit in eine eigene Turnhalle am Schießhausplatz einziehen konnte. Auch der „Männerturnverein“, dessen Turnbetrieb sich außerordentlich gehoben hatte, entschloß sich zu einem Turnhallenneubau. Im Jahre 1897 erfolgte die Einweihung der neuen geräumigen Turnhalle an der Talstraße, die dem Verein noch jetzt als Übungsstätte dient.

Die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzende Bewegung für Spiel und Sport fand ihren Niederschlag in der

Gründung verschiedener sportlicher Vereinigungen.

Auch in Buchholz wurden um die Wende des 20. Jahrhunderts neue Vereine gegründet, die sich die Pflege besonderer Teile der Leibesübungen zum Ziele setzten. So entstanden folgende Vereine: Wintersportverein 1910, Skiklub Ranschen 1910, Arbeiter-

turnverein „Vorwärts“ 1911, Tennisclub 1911, Schwimmverein 1913, Fußballclub „Rasenport“ 1921, Fußballclub „Pfeil“ 1922, Verband der Kegelflubs von Buchholz und Umgegend 1923, Kraftsportverein „Frisch auf“. Auch für das Schulturnen wurde kurz vor dem Kriege noch eine neuzeitliche Übungsstätte geschaffen. Da die alte Schulturnhalle schon längst nicht mehr den Ansprüchen des Turnens genügte, entschloß sich die Stadt zu einem Neubau. So entstand der stolze, stattliche Bau zwischen der neuen Schule und Kirche.

Der Weltkrieg

brachte eine jähe Unterbrechung in diesem erfreulichen Aufschwung der Leibesübungen. Gewaltige Opfer hatte das Völkerringen gefordert. Gebrochen an Leib und Geist, seelisch zermüht und in inneren Kämpfen sich zerfleischend, lag das deutsche Volk am Boden. Viel war zerstört. Gewaltige Lücken waren auch in den Turn- und Sportvereinen entstanden. Ein großer Teil hoffnungsvoller Jugend war nicht wieder heimgeführt. Rastloser Arbeit bedurfte es, diese klaffenden Lücken auszufüllen, neuen Nachwuchs heranzubilden. Langsam aber stetig setzt die Aufwärtsentwicklung auf dem Gebiete der Leibesübungen ein. Treibt Turnen, Sport und Spiel, schallte es überall. Eine große Reichszentrale, die alle Gebiete der Leibesübungen zusammenfaßte, wurde im deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen geschaffen, vom Reiche wurden Mittel für die Erhaltung der deutschen Jugend bereitgestellt. Überall neues Leben! Und nicht nur das Reich, auch die Länder und Gemeinden leisteten Erstaunliches in der Bereitstellung größerer Mittel für die Leibesübungen. Vor allem galt es, Übungsstätten,

Spielplätze zu schaffen.

Herrliche Kampfbahnen, große Schwimmbäder entstanden, und doch bleibt noch viel zu tun. Vielfach macht sich die wirtschaftliche Notlage hemmend bemerkbar, so daß gar viele Gemeinden ihre Pflicht der deutschen Jugend gegenüber noch nicht erfüllen konnten. So gibt es auch in Buchholz immer noch keinen städtischen, allen Ansprüchen genügenden Spielplatz. Der terrassenförmige Aufbau der Stadt und das unebene Gelände in der Umgebung der Stadt ist wohl der Hauptgrund dafür, daß man noch keine befriedigende Lösung dieser Frage fand. Wie viel glücklicher ist da unsere Nachbarstadt Annaberg, die in dem Schillerplatz eine ausgezeichnete, vorbildliche Anlage besitzt. Sicherlich übt auch die wirtschaftliche Not der heutigen Zeit ihren ungünstigen Einfluß auf die Unterstützung der sportlichen Entwicklung aus. Doch bedenken wir, daß gerade in Buchholz, wie im ganzen Erzgebirge, die Lebensbedingungen der Bevölkerung z. T. schlecht sind. Es ist eine Ehrenpflicht jeder Gemeinde, diese zu fördern, wie und wo es nur geht. Je besser der Gesundheitszustand eines Volkes, desto größer die Leistungsfähigkeit. Wo ein Wille, da ein Weg. Und darum wollen wir hoffen, daß in nicht allzu ferner Zukunft diese brennende Frage glücklich gelöst wird. Ebenso ist die

Anlage eines größeren Schwimmbades eine unbedingte Notwendigkeit.

Haben doch die heißen Tage der letzten Sommer bewiesen, daß das jetzige Schwimmbad bei weitem nicht mehr den heutigen Anforderungen genügt.

Mit der wachsenden Erkenntnis der großen Bedeutung der Leibesübungen geht Hand in Hand ihre Förderung in Wort und Schrift, vor allem durch die Presse. Nicht nur unzählige Fachzeitschriften versuchen, dieses wichtige Gebiet der menschlichen Erziehung immer tiefer zu ergründen und zu erforschen, auch die Tagespresse widmet den Leibesübungen einen immer größeren Raum. Welch eine Fülle von einschlägigen Fragen wird hier eingehendst behandelt. Wieviel Vorurteile sind durch Belehrung durch die Presse schon gebrochen worden. Aufrichtiger Dank gebührt ganz besonders unserem Heimatblatt, der „Obererzgebirgischen Zeitung“, daß es alle Leibesübungen treibenden Verbände und Vereine in jeder Hinsicht tatkräftig unterstützt.

Die „D. Z.“

stellt sich auch so in den Dienst des Vaterlandes und nimmt tätigen Anteil an der Volkserziehung, und wir verknüpfen damit den Wunsch, daß sie sich weiterhin mit allen ihren Kräften für diese gute Sache einsetzt. Denn noch gibt es viele Kreise des deutschen Volkes, die leider diesen Bestrebungen fremd



Der Festzug der 200 000 Turner beim Kölner Turnfest 1928.

oder gar feindlich gegenüberstehen. Gewisse Erscheinungen im heutigen Sportsleben sind allerdings in hohem Grade geeignet, die Gegner auf den Plan zu rufen. Es sei nur an das Kanonentum,

die Rekordjacht,

und die übermäßige Einschätzung und Bewertung dieser modernen Helden erinnert. Was da bisweilen geboten wird, hat mit Leibesübungen wahrhaftig nichts mehr zu tun. Sensationsgier, Streben nach Höchstleistungen um wirtschaftlicher Vorteile willen kennzeichnen diese Entartungen, die der guten Sache der Leibesübungen großen Schaden zufügen. Wiederum eine lohnende Aufgabe für die Presse, mit mahnenden Worten auf derartige Irrwege hinzuweisen und für die Abstellung von Uebelständen mit rücksichtsloser Offenheit einzutreten. Wird so Gutes gefördert und Schlechtes beseitigt, dann werden sich die Leibesübungen durchsetzen zum Wohl unseres deutschen Volkes, dem all unsere Arbeit gilt.

Heimat und See

Von Dr. med. Freischneider, Buchholz.

Motto: Sausewind, Brausewind,

Dort und hier!

Deine Heimat sage mir!

Eduard Mörike.

Ideen sind Mächte. Auch die Idee der Heimat ist eine Macht, und zwar eine Lebensmacht im tiefsten und höchsten Sinne des Wortes. Alles irdische Streben empfängt seine Antriebe aus dem Heimatgedanken. Die Sorge und Fürsorge um Heim und Haus, Welt und Vaterland, Volk und Menschheit können Ausgangspunkte höchsten Glückes sein, aber auch höchsten Leides. Wehe dem, der keine Heimat hat! Wehe dem, der die Heimat verliert oder verleugnet.

So hat man mich gefragt: „Was quält Dich sehr?“

Ich kann nicht nach Hause, hab' keine Heimat mehr.

H. Lang.

Heimweh und Heimatwonne vermögen ungeheures, weil die Idee der Heimat eine Lebensmacht auch noch in höherem Sinne ist, umschließt sie doch auch den Gedanken an die ewige Heimat, die jenseits unserer Erdenheimat ist.

Diese Liebe zur Heimat und Vaterland hat uns Deutsche vier schwere Jahre des Weltkriegs durchhalten lassen, der Gedanke an Haus, Weib und Kind hat immer wieder die verbrauchten Kräfte neugespant und immer neuen Lebensmut eingespißt. Wer längere Zeit zur See gefahren ist, wird es bestätigen können, wie sehr gerade der gemütvollste Deutsche an seiner Heimat hängt, wie er auflebt beim Erblicken heimatischer Weisen; welche Freude, plötzlich einen Landsmann in irgendeinem Hafen zu treffen und mit ihm in seiner Mundart zu „kloßen“. Ganz besonders aber ist mir dies aufgefallen, wenn der Deutsche zufällig seine heimatische Zeitung vorfindet, und sie dann förmlich verschlingt, mag sie noch so alt sein! Mehrfach habe ich es beobachtet, wie Leute trotz größten Hungers, wenn sie plötzlich in einem Umschlag ihre Heimatzeitung entdecken, diese so gründlich durchlesen, daß sie dabei das Essen vergaßen. So manche freudige Notiz von irgendeinem Bekannten usw. verschluckte dann die böse Laune, so daß das vielgeschmähte „Wurstblatt“ viel dazu beigetragen hat, die Stimmung wieder zu heben. Wenn das Dopeschiffboot die heimatische Post brachte, vielleicht nach wochenlanger Sperre, so griffen alle, natürlich die Bräutigams ausgenommen, zuerst nach dem kleinen „Käseblattchen“ im Kreuzband, mochten die Nachrichten auch noch so überholt sein! Wohl die meisten weilen mit Herz und Gedanken in ihrem Heimatsort und erwarteten mit Sehnsucht Nachrichten über heimatische Geschehnisse. Leider ist dann später diese Befestigung in höchst gefährlicher Weise ausgenutzt worden durch Einschmuggeln von Zeitungspaketen, die als harmlose „Liebesgaben“ pakete dekoriert waren, und so manchen arglosen Mann durch ihren verheißenden Inhalt vergiftet haben. Das waren diejenigen, die leidenschaftlich in Abrede stellten, eine Heimat oder auch ein irdisches Vaterland zu kennen, oder gar eine Pflicht anzuerkennen, der eigenen Volksgemeinschaft in bevorzugter Weise und in höchster Opferbereitschaft dienen zu müssen.

Und weiter: Wie sehr hat man oft die Kameraden bedauert, die auf Urlaub, für die meisten doch das höchste der Gefühle, freiwillig verzichteten, weil sie nicht wußten, wen sie auffuchen sollten! Diese armen Menschenkinder konnten nicht mit Reinhold von Stern sagen:

„Aus weiter, verworrener Ferne
Leiteten mich meine Sterne
Heim in die alte Stadt.“

Kein anderer als H. Jbsen schildert das tiefe Leid der Heimatlosen so erschütternd:

„O tiefes Leid, unendliches Klagen,
Die ganze weite Welt durchjagen
Und sterbend den Fuß nach Hause tragen.“

Dieses Heimatgefühl zu pflegen, ist eine edle Aufgabe der heimatischen Presse, im Sinne eines Clemens Brentano:

„Wie klinget die Welle,
Wie wehet der Wind;
O seltsame Schwelle,
Wo wir geboren sind.
(Heimatgefühl.)

Waren es auch nicht Möven, so haben doch unsere heimatischen Schwalben einst den jetzigen Pfarrer von Geithain, Gerhard Pfeiffer, im Frühjahr 1916 als Kampfführer beim R. I. R. 102 zu einem Gedicht begeistert, das uns zeigen soll, wie auch die Kameraden von der Armee von Heimatgefühl besetzt waren:

„O Heimat, geliebte, wir bleiben dir treu!“
(„Die Schwalben von Aubérive.“)

Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

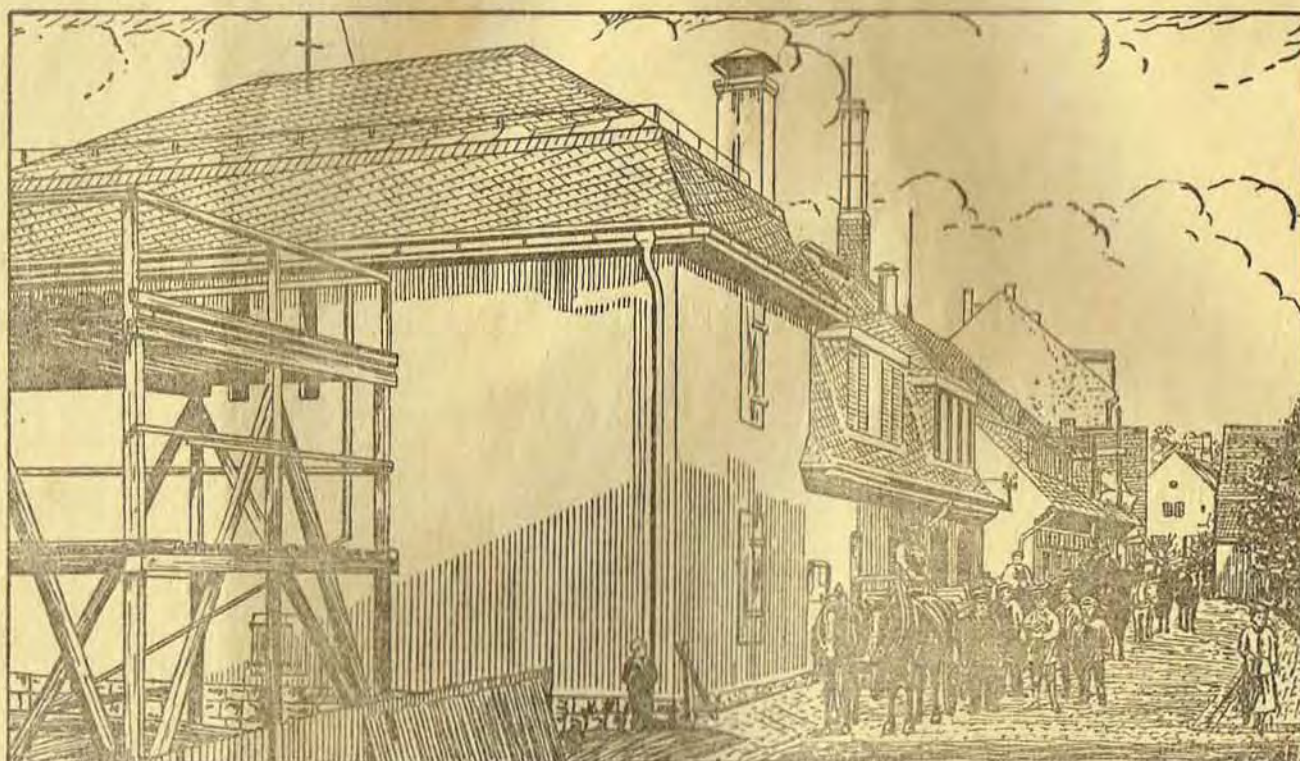
Die Stadtbrauerei Buchholz

Brauhaus und Braurecht zu Buchholz

Das vierhundertjährige Jubiläum des Bestehens des Buchholzer Brauhauses im Jahre 1928 gab Anlaß, nachzusehen, was der Buchholzer Chronist Mag. Christian Melzer in seiner „Historischen Beschreibung des St. Catharinenberg im Buchholz“ über das Brauhaus und Braurecht zu erzählen weiß.

Unter den Begnadigungen, die dem 1496 gegründeten Bergstädtchen Buchholz als Zeichen hoher Huld und Gnade von ihren Landesfürsten zuteil wurden, „ist wohl als die erste und ältste zu erachten die ertheilte Berg-Freiheit, welche alsobald die ersten Ausbeuten mit sich und zu Erhebung des neuen Berg- und Stadt-Weßens hiesiges Ortes viel beigetragen. Und hatte ich dafür, daß dazumahl Buchholz als eine Colonie des Schneebergs, eben dergleichen Freiheits-Brief erhalten, als der Schneeberg zuvor erhalten gehabt.“ „Nehmlich, daß damahls und zu erst ein gewöhnlich Berg- und Stadt Gericht ist geordnet und frey backen, schlachten, brauen und schencken, darzu hantieren und handeln nach eines jeden Ruz und Ehre nachgelassen.

In anderer Stelle berichtet Melzer weiter: „Unter anderer bürgerlicher Nahrung ist auch hauptsächlich und ins gemein von Anfang her mit gewesen das Bier-brauen und schenken, welches weiland bey volkreicher Mann- und Berg-Snappschafft in einer starken Consumption muß bestanden seyn, sonderlich, da das Bier aus gesunden Quellwässern bereitet, allezeit sehr gut und vor alters auch sehr wohlfeil gewesen ist. Mit solcher Nahrung ist ein jedwedes Hauß, das einen Keller hat, versehen worden, daß es, wie ehernals zu Schneeberg üblich gewesen, drey Commothauer Malke brauen dürften, obwohl solches Recht nicht münzlich exerciren mögen, sondern vornehmlich solche, die das Bier verkaufen können und darzu ihren Anhang gehabt haben. Denn da hats geheißen: „wer reit, der reit; wer leydt, der leydt.“ Dieses alte Recht ist auch immer im Weg gestanden, daß ein ordentliches Loß (-Reihen-schranke) nicht wohl eingeführt werden mögen. . . Wie aber die bürgerliche Brau-Nahrung mit der vorigen in alten Zeiten zu vergleichen, läßt sich daran abnehmen, daß weiland unterschiedene Bräuhäuser umgegangen. Denn da hat sich allhier befinden das Untere so genannte Bräuhauß, weil es unten am Bach gelegen gewesen. Und davon hat an. 1520 Johann Schreiner den halben Theil dem Nicol Forchheim verkauft, wie hernach im folgenden 1529. Jahr Jobst Pöfner den andern halben Theil dem Cunz Kenger käuflich überlassen, und da dieser jene Helffte auch erlangt, hat er darauff an. 1532 solches ganze Bräuhauß als sein Eigenthum befehen. Darneben ist auch angerichtet gewesen das also genannte Obere Bräuhauß, welches Montags nach Luciae (-14. 12.) im vorgedachten 1528sten Jahr Richter und Schöppen dem Gabriel Habermehl abgetauft, und zwar vor 325 fl im Rahmen der gesambten Gemeinde, daran sie alsobald 200 fl bahr bezahlet, die übrigen 125 fl aber nachstommende Oftern zu be-



Das Brauhaus.

zahlen versprochen. Und dieses ist noch das anizo gangbare Brauhauß. Und wenn auch nach alter Tradition und Sage noch ein Bräuhauß hinten im Städtlein in der Gegend derer großen Halben gestanden seyn soll, seynd nach diminuir- und destruirten Bergtwerck, abgenommener Mannschafft und vielen eingegangenen Häusern, davon so viele schöne Keller bey denen Hoffstädten noch zu befinden, auch das untere un dhintere Brauhauß mit eingegangen, nachdem das Gemeinde-Brauhauß billich den Vorzug behalten und gemeinen Nutzen befördern müßen. Gleich wie aber das berechtigte brauen Niemand verwehret gewesen, auch vor der Zeit jedermann Bier auffthun mögen, wie es ihm gefallen; also haben wohl manches mahl, wie ich solches selbst observiret, 10, 12 bis 15 und 16 Bier geschendet, welches aber bey vielen mehr zu einem bürgerlichen Verderb, als einer bürgerlichen Nahrung ausschlagen müßen. Doch da die Posamentirer-Manufactur in flore war, ließ sich solches auch noch eher thun, als seithero, das das steden derselben eine gewisse Schend-Ordnung zu wege gebracht. Denn da weiß ichs und habe aus voriger Zeit die Begebenheit erfahren, daß ein Posamentirer in einer Woche bey dem Arbeit-Herrn ein Faß Bier kannenweiss nachher Hauße abholen lassen und bey sich Gäste gesetzt, sofort aber derer Gäste Bier-Geld für seine Einnahme gehalten, da er hingegen das Faß-Bier nach und nach hinwiederumb an der Arbeit, so er und seine Söhne verfertigt, sich abrechnen lassen, welches aber heut zu Tage nicht mehr angehen und zu practiciren seyn mag. Und wenn in voriger Zeit einer, der des Bier-Zechens

gewohnt gewesen, eine Trauer bekommen, selber Bier auffthun und Gäste setzen können, muß er solches auch anizo unter- und bleiben lassen.“

Berücksichtigt man weiter, daß in alten Zeiten neben Wasser das Bier fast das einzige Getränk des Volkes war, das zugleich auch im Gegenfah zur Zeitzeit ein Nahrungsmittel darstellte, und daß das Bier durch das Privilegium der Bergfreiheit für damalige Verhältnisse den Konsumenten nicht unwesentlich verbilligt wurde, so wird man den Wert der Bergfreiheit auch hinsichtlich des Brauens und Schenkens erst richtig bewerten können.

Treulich mit dem Niedergang des Bergwerkes und den Kalamitäten des 30jährigen Krieges ging das Brauen wieder gewaltig zurück und kam vorübergehend ganz zum Stillstand. 1641 ist nur ein einziger Gebräu gezeihen.

„Im Wandel der Zeiten war die Existenz unseres Brauhauses oft schwer gefährdet. Auch die neue Geschichte weiß von manch hartem Existenzkampf zu erzählen. So hat in weiser Vorsehung der Stadtrat vor 5 Jahren das Unternehmen an die Brauerei zum Felsenkeller in Dresden verpachtet. Verwaltet wird die Stadtbrauerei Buchholz heute durch die Erzgebirgische Brauerei A.-G. in Geyerndorf, welches Unternehmen dem Felsenkeller-Konzern Dresden angehört. Die guten Erzeugnisse unserer Stadtbrauerei Buchholz und der Erzgeb. Brauerei A.-G. in Geyerndorf sind hinreichend bekannt und wünschen und hoffen wir, daß beiden Unternehmungen ferneres Blühen und Gedeihen beschieden sein möge.“

F. Oscar Brauer

Buchholz i. Sa.

Telegramm-Adresse: Brauer, Buchholzsachsen
Fernsprecher: 2166 Amt Annaberg-Buchholz

**Älteste Fabrik geprägter
Papier- und Pappe-Waren**

Gegründet 1861



**Reklame- und
Zugabe-Artikel
Fröbel-Spiele
Fenstervorsetzer
Sargverzierungen
Sargfüße usw.**

Filiale

Brauer & Gutberlet

Weipert

(Tschecho-Slowakei)

Gegründet 1905

Gegründet 1905

August Swoboda & Co.

Inhaber August Swoboda und Robert Lippoldt

Buchholz i. Sa.

Posamentenfabrik mit Dampftrieb

Gegründet 1816

Fabrikation von
**Fransen und Schnuren
für Möbel-
Dekorations- und
Tapisseriezwecke**

**Rouleauxkordeln
Gardinenhalter
Quasten und
Kinderwagen-Garnierungen**

zulässiger Weise verallgemeinert worden waren, darüber kann ein Richter ein maßgebliches Urteil nicht abgeben, weil er als Beteiligter befangen ist. Wie dem aber auch sei: Der Richter wird auch in Zukunft den geraden Weg gehen, den ihm Recht und Gewissen vorgezeichnet. Möge auch die „O. Z.“ diesen geraden Weg weiter beschreiten, wie schon eine so stattliche Reihe von Jahren bisher. Dann wird sie zu den vielen alten Freunden auch manchen neuen erwerben.

Reichsfinanzverwaltung Das Finanzamt Annaberg

Am 10. September 1919 verabschiedete die verfassungsgebende Deutsche Nationalversammlung in Weimar das Gesetz über die Reichsfinanzverwaltung, das mit dem 1. 10. 1919 in Kraft trat. Nach § 1 dieses Gesetzes werden die Reichsteuern von den Reichsbehörden (Finanzbehörden) verwaltet. Als Reichsteuern gelten alle Abgaben, die ganz oder zum Teil zugunsten des Reiches erhoben werden. Im Anschluß an diese gesetzliche Bestimmung

wurden die Finanzämter geschaffen.

Nachdem das Reich die für seine Rechnung zu erhebenden Steuern und Abgaben bis zum Jahre 1919 durch die Landessteuerverbehörden hatte veranlagen und einziehen lassen, konnte die Einrichtung der Finanzämter naturgemäß nur allmählich durchgeführt werden. Im Freistaate Sachsen nahmen sie ihre Tätigkeit mit dem 1. 10. 1920 auf. Das Finanzamt Annaberg ist aus der vormaligen Bezirkssteuereinnahme hervorgegangen, die anfangs mit dem Rentamt Annaberg im Bergmagazin untergebracht und später in das Bezirksgericht, das sich im hinteren Teile des Rathauses befand, verlegt worden war. Da infolge Wachstums der Dienstgeschäfte der Bezirkssteuereinnahme die Räume in diesem Gebäude nicht mehr ausreichten, beschloß das sächsische Finanzministerium am 8. 5. 1886 den Bau eines eigenen Dienstgebäudes, des heutigen Finanzamtes. Der zur Verfügung gestellte Bauplatz gehörte der Justizverwaltung. Der Neubau, der im Juni 1888 fertiggestellt war und rund 60 000 Mark kostete, wurde am 1. Juli 1888 bezogen. Vorstand der Bezirkssteuereinnahme war damals Bezirkssteuerinspektor Mauck. In den Neubau siedelte auch der Vermessungsingenieur — nachmalige Bezirkslandmesser Erler — mit über.

Die Bezirkssteuereinnahme verwaltete die sächsische Einkommensteuer, die Grundsteuer, die Wandergewerbesteuer und später noch die Ergänzungssteuer. Außerdem hatte sie die Geschäfte der Landeskulturrentenbank, der Altersrentenbank, der Realgymnasialkasse, der Intradenerverwaltung, des Forstrentamtes und der Bauverwaltung zu erledigen. Hatte die Bezirkssteuereinnahme bis zum Jahre 1913 nur Steuern und Abgaben für das vormalige Königreich Sachsen erhoben, so wurde ihr von diesem Zeitpunkt ab auch die Veranlagung und Erhebung von Steuern für Rechnung des Deutschen Reiches übertragen, so durch das Gesetz über einen einmaligen außerordentlichen Beitrag und das Befristungsgesetz vom 3. Juli 1913 die Veranlagung und Erhebung dieser Steuern und später die Erhebung der Kriegsabgabe vom Mehrgewinn und vom Vermögenszuwachs. Zur Gewinnung weiterer Geschäftsräume wurden im Jahre 1916 die Diensträume des Bezirkslandmessers in das 1. Obergeschloß des sogenannten Vahlschen Hauses am Marktplatz verlegt. Der damals geplante Auf- und Ausbau wurde infolge der Not der Zeit wieder fallen gelassen. Der Amtsbezirk der vormaligen Bezirkssteuereinnahme deckte sich mit dem Bezirke der Amtshauptmannschaft Annaberg.

Bei Errichtung des Finanzamtes, die i. Jt. unter der örtlichen Leitung des Regierungsrates Teistler erfolgte, wurde diesem die Veranlagung und Erhebung der Erbschaftsteuer, der Grunderwerbsteuer, der Reichsstempelabgabe (teilweise), des Wechselstempels und des Landestempels sowie der Umsatzsteuer, die bis dahin von den Hauptzollämtern und teilweise den Gemeindebehörden verwaltet worden waren, mit übertragen. Bei der Vielseitigkeit der zu erledigenden Arbeiten mußte auf eine erhebliche Verkleinerung des bisherigen Bezirkes zukommen werden.

Er umfaßt 3. Jt. die Bezirke

der Amtsgerichte Annaberg, Böhsstadt ohne die Landgemeinde Söhngen, Oberwiesenthal, Scheibenberg. Abgegeben hat das Finanzamt die Geschäfte der nicht mit der Reichsteuerverwaltung zusammenhängenden Arbeiten der Landeskulturrentenbank usw. Die Gesetzgebung auf dem Gebiete der Reichsteuern hat die Finanzämter besonders im Laufe der letzten Jahre vor eine Fülle neuer Aufgaben gestellt, die eine pflichtbewußte Beamenschaft unter Leitung des derzeitigen Amtsvorstehers, des Regierungsrates Dr. Geigenmüller, mit Hingabe und Verständnis für die jetzigen schweren Wirtschaftsverhältnisse zu erfüllen bestrebt ist.

Der Zollgrenzbezirk

Wenn der Wanderer durch die Dörfer des Obererzgebirges streift, liest er am Eingange zahlreicher Ortschaften auf den dort angebrachten Ortstafeln das Wort „Zollgrenzbezirk“. Vielen, die aus dem Niederlande kommen, um die Schönheit des Gebirges zu genießen, vielen aber auch, die in einer so bezeichnenden Ortschaft wohnen, wird es nicht bekannt sein, was dieser Hinweis zu bedeuten hat. Einige Worte darüber dürften daher an dieser Stelle am Platze sein, da die „Obererzgebirgische Zeitung“ im Grenzbezirk weit verbreitet ist und von den Grenzbezirksbewohnern und ihren Wandergästen viel gelesen wird.

Die Zollgrenze, die jetzt das Deutsche Reich und die Tschechoslowakei scheidet, besteht, soweit sie im Erzgebirge verläuft, seit alters, wenn sie auch früher andere Staatsgebiete

trennte. Infolgedessen sind alle, die in ihrer Nähe wohnen, an sie gewöhnt und

beachten sie häufig zu wenig;

auch dem Niederländer kommt es vielfach nicht zum Bewußtsein, daß hier die Scheidewand zwischen zwei Wirtschaftsgebieten verläuft, zwischen denen ein freier Warenverkehr nicht stattfinden darf.

Daß das Obererzgebirge Grenzland ist,

wird umso leichter übersehen, als zu beiden Seiten der Grenze

Den Verkehrserleichterungen, die diese Bestimmungen für die Grenzbewohner mit sich bringen,

stehen eine Anzahl Vorteile gegenüber,

die ihnen z. T. auf Grund von Staatsverträgen der angrenzenden Staaten im Gegensatz zu den Bewohnern des Zollbinnenlandes gewährt werden. So ist z. B. den Grenzwohnern die Einfuhr von frischem Fleisch in geringen Mengen ohne Vornahme der sonst nötigen Fleischschau gestattet. Eine Verzollung hat in der Regel freilich stattzufinden. Ferner bestehen

Vom Annaberger Stadtverordnetenkollegium

„Die O. Z. das öffentliche Sprachrohr eines wirtschaftlich bedeutenden Gebietes“

In Dreivierteljahrhundert steht die Obererzgebirgische Zeitung in diesen Tagen im Dienste der öffentlichen Meinung. Auf der Höhe modernster Berichterstattung stehend darf sie für sich in Anspruch nehmen, als unentbehrliche Mittlerin alles öffentlichen Geschehens insbesondere unserer obererzgebirgischen Heimat zu gelten. Der Zeit vorausseilend hat sie es früh verstanden, den Charakter des Lokalblattes abzulegen und kühn die Schranken der lokalen Grenzpfähle zu durchbrechen und sich zum öffentlichen Sprachrohr eines wirtschaftlich bedeutungsvollen Gebietes zu machen. Destwegen erkennt auch das Stadtverordnetenkollegium der Stadt Annaberg bei der Feier des 75jährigen Bestehens der O. Z. dankbar ihre allzeit schnelle und objektive Berichterstattung über die Verhandlungen im Annaberger Stadtparlament und sonstigen lokalen Geschehnisse an und nimmt Veranlassung, dem Verlag und der Schriftleitung der O. Z. anläßlich des Jubiläums die herzlichsten Glück- und Segenswünsche für ein weiteres erfrischendes Wirken zum Ausdruck zu bringen. — Die Presse ist ganz besonders dazu berufen, die mannigfaltigen Fragen der kommunalen Verwaltung in Verbindung mit der sagenumwobenen Verwaltungsreform angesichts der nicht zu bannenden Finanznot der Gemeinden in den Kreis der brennenden Tagesfragen zu stellen. Diese bescheidenen Wünsche, glaube ich, werden bei der Jubiläum zu gegebener Zeit auch Beachtung finden. Im übrigen wünsche ich noch, daß die O. Z. wie in der Vergangenheit so auch in Zukunft der Heimat treu der Eigenart alten erzgebirgischen Wesens ihre besondere Pflege angedeihen läßt, damit die Zufriedenheit, die das Merkzeichen unserer Väter war, wieder Einklang hält in unserem Volke, das, innerlich zerissen, nichts mehr als die Rückkehr zu den Anschauungen unserer Väter auch auf dem Boden der neueren Verhältnisse dringend nötig hat.

Mit diesen Jubiläumswünschen bin ich

Ihr sehr ergebener

Dr. Weigel, Stadtverordnetenvorsteher.

die deutsche Sprache klingt, das Ueberschreiten der Grenze also äußerlich kaum erkennbar ist. Jeder der angrenzenden beiden Staaten schließt seine Wirtschaft, — sowohl die Landwirtschaft als auch das Gewerbe — durch Zölle, mit denen die die Grenze überschreitenden Waren belegt werden. Damit dem Staate diese Zölle auch wirklich zufließen, hat er eine Reihe von Maßnahmen getroffen, die ihr Aufkommen sichern. Die Einrichtung des Zollgrenzbezirkes ist ein wichtiges Glied in dieser Kette. Längs der gesamten deutschen Grenze ist ein Gebiet geschaffen worden, das sich etwa 10 Kilometer tief in das Innere des Zollgebietes erstreckt und dort durch die Binnenlinie begrenzt wird. In diesem Gebiet, dem Zollgrenzbezirk, unterliegt der im übrigen Deutschland uneingeschränkte, freie Warenverkehr einer Reihe von Einschränkungen, die zu kennen für den Bewohner dieses Gebietes und den, der es durchwandert, vorteilhaft ist.

Die Verkehrsbeschränkungen in diesem Gebiet beziehen sich niemals auf die Menschen selbst, sondern immer nur auf die von ihnen mitgeführten Waren.

Der jetzt noch bestehende Personalausweiszwang beim Grenzübertritt hat mit der Sicherung der deutschen Zölle nichts zu tun. Zollfreie Waren, die offen und als solche jederzeit erkennbar mitgeführt werden, unterliegen keinen besonderen Bedingungen. Verpackte und zollpflichtige Waren dagegen sind, wenn sie aus dem Auslande nach Deutschland gebracht werden, auf dem kürzesten Wege dem nächstgelegenen Zollamte vorzuführen. Die Straßen, auf denen allein dies geschehen darf, heißen Zollstraßen, die als solche durch Schilder bezeichnet sind. Die Warenbeförderung auf Nebenwegen, worunter man alle Straßen und Wege zu verstehen hat, die nicht unmittelbar von der Grenze zum Zollamt führen, ist ebenso verboten, wie der Warenübertritt über die sogen. grüne Grenze. Eine solche Tat wird mit empfindlichen

Zollstrafen als Zollhinterziehung

geahndet. Die Vorführung von Waren bei den Zollämtern darf, wenn sie im gewerblichen Verkehr erfolgt, nur zu bestimmten gesetzlich festgelegten Zeiten geschehen, während der Wanderer und der Reisende, — besonders auch der Kraftwagenreisende —, der zollpflichtiges Gut einbringt, in Deutschland jederzeit auf Abfertigung rechnen kann. Für gewisse Waren, die zwar inländischen Ursprungs, aber nicht leicht als solche erkennbar sind, besteht, wenn sie im Grenzbezirk befördert werden, eine besondere Ausweispflicht. Solche Waren sind z. B. im Obererzgebirge: lebendes Vieh, Butter, Gespinnstwaren, neue Kleider u. a. m. Bei den Begittationscheinanfertigungsstellen, die sich in den meisten Grenzorten befinden, ist Zeit und Weg des Transportes vorher anzumelden; der Anmeldende erhält einen Schein, der ihn als dazu ermächtigt ausweist, die Warenbeförderung, wie angemeldet, auszuführen.

Erleichterungen an der hiesigen Grenze für den Fall, daß Grenzbewohner eine handwerksmäßige Reparatur oder Bearbeitung an Gegenständen ihres eigenen Bedarfs jenseits der Grenze vornehmen lassen wollen. In diesem Falle können sie den wiederhergestellten Gegenstand ohne Zollentrichtung wieder einführen, während jeder andere in solchem Falle Zoll zahlen mußte. Selbstverständlich ist erforderlich, daß der betr. Gegenstand, bevor er ins Ausland gelangt, dem Zollamt vorgeführt wird, damit er bei seiner Wiedereinfuhr von diesem wiedererkannt werden kann.

Zur Ueberwachung der grünen Grenze,

der grenzüberschreitenden Nebenwege und des Warenverkehrs zum Zollgrenzbezirk sind die Grenzaufsichtsbeamten berufen, deren schmutzige grüne Dienstkleidung jedem bekannt ist, der das Grenzgebiet durchstreift. Diese Beamten haben ähnliche Befugnisse, wie sie sonst die Polizeibeamten haben. Verdächtige Personen können sie anhalten und durchsuchen. Beim Schmuggeln Betroffene können sie vorläufig festnehmen und dem Zollamt oder dem Gericht zuführen. Als Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft haben sie die Befugnis zur Hausdurchsuchung und vorläufigen Festnahme auch in den Fällen, wo es sich nicht um eine Entdeckung auf frischer Tat, sondern um ein Einschreiten auf Verdacht hin handelt. Als letztes, äußerstes Mittel zur Durchführung ihrer Aufgaben, haben sie die Möglichkeit, von ihrer Schutzwaffe Gebrauch zu machen. Dies ist nur in ganz bestimmten, gesetzlich genau umschriebenen Fällen zulässig. Vor allem haben sie sich vor dem Waffengebrauch durch Anruf als Zollbeamte zu erkennen zu geben und den Waffengebrauch anzudrohen. Dem von einem Zollbeamten Angerufenen ist daher zu raten, stets dem Anruf sofort Folge zu leisten, auch dann, wenn er keine zollpflichtige Ware mit sich führt und daher glaubt, mit dem Zollbeamten nichts zu tun zu haben. Die Grenzaufsichtsbeamten leisten ihren Ueberwachungsdienst Tag und Nacht zu allen Jahreszeiten. Da sie auch berechtigt sind, ihn in bürgerlicher Kleidung auszuführen, wird es in Zweifelsfällen gut sein, die Vortage des Personalausweises zu verlangen, den jeder Grenzbeamte mit sich führt.

Die Zollbeamten sind häufig genötigt,

dem einzelnen, wenn er die hier dargelegten Vorschriften nicht beachtet, hindernd entgegenzutreten. Sie tun das nur auf Grund ihrer Vorschriften so zuvorkommend und höflich, als es der verfolgte Zweck zuläßt, und nur, um die Sicherheit und das Gelingen der gesamten deutschen Wirtschaft zu schützen. Wenn dies allgemein beachtet und anerkannt wird, so wird sich das schon jetzt gute Verhältnis zwischen Zöllner und Bevölkerung ständig verbessern. Der deutsche Zöllner wird sich, wenn er sieht, daß seine Tätigkeit vom Verständnis aller Grenzbewohner und aller Reisenden getragen wird, immer mehr bemühen, zu dem Rufe zu gelangen, den er z. T. schon hat, nämlich der höflichste und zuvorkommenste Grenzbeamte unter allen denen zu sein, die die zahlreichen Zollgrenzen in Europa bewachen.

Buchholz, 8. September 1929
Nummer 210 * 14. Beilage

Die Glückwünsche der Schulen

Das Staatsrealgymnasium zu Annaberg

Von Oberstudiendirektor Prof. Dr. Fricke.

Unter den öffentlichen Einrichtungen im Verbreitungsbezirk der „Obererzgebirgischen Zeitung“ dürfte wohl seiner Entstehungsgeschichte nach das Staatsrealgymnasium eine der ältesten sein, und gern kommt deshalb der gegenwärtige Leiter der Schule dem Wunsch nach, für die Festnummer zur Feier des 75jährigen Bestehens der Zeitung einen Beitrag zu liefern, umso mehr, als unter den gegenwärtig 405 Schülern der Anstalt mindestens 160 sind, deren Eltern oder Erzieher ihren Wohnort im engeren Verbreitungsbezirk der „D. Z.“ haben.

Wenn eben gesagt wurde,

daß das heutige Staatsrealgymnasium zu den ältesten öffentlichen Einrichtungen von mehr als örtlicher Bedeutung im Bezirk gehöre,

so sieht das vielleicht reichlich wichtiguerisch und übertrieben aus, dürfte es aber doch nicht sein. Denn die Amtshauptmannschaft älteren Stiles ist erst 1860 nach Annaberg verlegt worden, das Amtsgericht hat die Vorstufe der jetzigen Organisation an Stelle des 1503 entstandenen Stadtgerichtes erst 1856 erlangt, und sogar die Superintendentur ist erst 1539 entstanden — der Vorläufer des Staatsrealgymnasiums aber, aus dem sich dieses in ununterbrochener Reihenfolge entwickelt hat, wird schon im Jahre 1498 erwähnt, ist also nur zwei Jahre jünger als das Stadtrecht von Annaberg und sogar 6 Jahre älter als das von Buchholz. So lange schon haben Geschlechter auf Geschlechter des Verbreitungsbezirks unserer Jubelzeitung ihre höhere Bildung zum guten Teil auf der Annaberger Lateinschule erworben, die namentlich im 16. Jahrhundert einen solchen Ruf genoss, daß von weither aus dem Deutschen Reich Jünglinge herbeieilten, um an ihr zu „studieren“, und daß ihr der bekannte Chronist Kurfürstens, Petrus Albinus, im Jahre 1589 in seiner „Meißnischen Land- und Bergchronika“ den dritten Rang unter den kurfürstlichen höheren Stadtschulen zuweisen konnte, weit vor denen von Leipzig und Dresden, nur übertroffen von Zwickau und Freiberg und natürlich den drei Fürsten- und Landesschulen. Im Jahre 1552 erhielt die Schule den so ehrenvollen Besuch Melanchthons, der auch verwandtschaftliche Beziehungen zu Annaberg durch die bekannte, u. a. auch wissenschaftlich ausgezeichnete Familie Deber hatte.

Wohl im Laufe des 18. Jahrhunderts bekam die Schule den Namen eines **Gyzeums**

und hat auch als solches noch weiter geklärt, wenngleich durch das Emporkommen anderer höherer Schulen im Lande nicht mehr mit der gleichen Bedeutung wie im 16. Jahrhundert, wozu auch die vielfachen verheerenden Kriege das ihrige beitrugen. Schon war die Anstalt nahe an 300 Jahre alt geworden, als sie, nach mehrfachem Wechsel ihrer Unterkunft, im Jahre 1795 ein neues stattliches Gebäude erhielt, das noch heute oberhalb der Innenkirche an der Großen Kirchgasse sich erhebt, seit Ende März des Jahres 1872 freilich von unserer Schule verlassen und jetzt der Gewerbeschule und Landwirtschaftlichen Schule dienstbar.

Die Periode nach den Kriegen der Napoleonischen Zeit war besonders schwer und drückend für die städtischen höheren Schulen Sachsens. Die Bevölkerung war verarmt, und das Bedürfnis der Zeit richtete sich mehr auf die Erlangung praktischer Kenntnisse als derer des klassischen Altertums, die ja noch ganz überwiegend den Lehrplan der höheren Schulen beherrschten. So ging denn im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht nur das Marienberger, sondern sogar das Chemnitzer Gyzeum ein, und wenn auch dadurch die Besucherzahl des Annaberger Gyzeums vorübergehend stieg, so konnte es sich doch nur auf Grund einer größeren Unterstützung durch den Staat halten. Außerlich kam dies zum Ausdruck

durch die Erhebung der Schule zum **königlichen Kreisgymnasium**

im Jahr 1835, unter der Leitung des Direktors Dr. Frottscher, der vorher der Universität Leipzig als a. o. Professor angehört hatte. Aber auch dieser Ausweg half nur für kurze Zeit, und im Jahre 1843 wurde darum die Verwandlung der Schule in eine Realschule beschlossen, nach dem Vorbild der damals in Sachsen einzig vorhandenen Leipziger Realschule. Ein Lehrer, der Mathematiker Dr. Schubert, und eine aus bisherigen Progymnasialschülern bestehende Klasse bildeten den Uebergang von der 345 Jahre alten Lateinschule zur neuen Anstalt, deren erster Leiter ein besonders tüchtiger Schulmann war, der aus Halle herberufene Ernst August Bach, geboren 14. April 1801 in Buchholz als ein Glied der alteingesessenen, hervorragenden Familie dieses Namens. Ostern 1844 zählte die Schule 2 Progymnasial- und 2 Realschulklassen mit insgesamt 6 Lehrern, und nun wuchs die Anstalt von Jahr zu Jahr, sodaß sie, die mit 17 Schülern begonnen hatte, nach 10 Jahren schon 132 zählte. Im Jahre 1852 wurde sie ganz vom Staat übernommen

als **königliche Real- und Progymnasialschule**.

deren Bedeutung auch jetzt noch, wie in früheren Zeiten, nach dem Ausweis der Schülerlisten weit über die Umgebung der Stadt und den Bezirk der jetzigen Amtshauptmannschaft hinaus bis an die Westgrenze des Landes reichte.

Die Volks- und Berufsschulen des Bezirkes

Die Schule gibt der Neugier wenig Nahrung, darum geht die Welt stillschweigend an ihr vorüber. Das ist im allgemeinen auch gut so, denn zunächst kann nur in umhelter Stille die zarte Pflanze Erziehung gedeihen und die köstliche Frucht hervorbringen, die Goethe als Ehrfurcht bezeichnet. Nicht Neugier der Außenstehenden wünscht sich die Schule für ihre Arbeit, wohl aber warme Anteilnahme der Eltern und der ganzen Gemeinde, damit alle Erzieher in Schule, Haus und Kirche sich die Hände reichen und in harmonischem Zusammenarbeiten an dem schweren und hochwichtigen Werke der Jugendberziehung einander helfen. In diesem Bestreben hat uns die „Obererzgebirgische Zeitung“, soweit ich es überblicke, getreu unterstützt und geholfen. Sie hat die Entwicklung des Volks- und Berufsschulwesens unseres Bezirkes in ihren wichtigsten Schritten begleitet:

Interesse erweckend, unterstützend und fördernd,

nicht nur durch Anzeigen und Hinweise, sondern auch durch lebensvolle Berichte über Schulleben, durch verständnisvolle und anregende Betrachtungen über Erziehungsfragen. Und wer wollte die stillen Einflüsse zählen oder wägen, die die Zeitung des Elternhauses

als **geheimer Mitlehrer**

auf die Schüler ausgeübt hat und täglich ausübt. Wir danken ihr auch, daß sie in Wort und Bild Interesse und Liebe weckte für unsere erzgebirgische Heimat, die doch Ausgangspunkt und

Grundlage unserer Unterrichts- und Erziehungsarbeit ist. Heute zählen die Volksschulen des Bezirkes 12 500, und die Berufsschulen 4500 Schüler, welche Summe von Arbeit und Freude, aber auch von Sorge.

In drei Jahren wird die Volksschülerzahl auf 16 500 steigen und damit den Stand von 1854 um 2000 überragen. Die Zahl der Lehrer ist von 150 auf 400 gestiegen; damals kamen verschiedene Lehrer von den Privatseminaren Wiesa, Mildenau und Grumbach, heute sind die ersten von den pädagogischen Hochschulen Dresden und Leipzig eingezogen. Gleich geblieben aber ist in diesen 75 Jahren die Treue, mit der unsere Lehrer an der ihr anvertrauten Jugend arbeiten. Und welcher Wandel sich in diesem Zeitraume an Schulhäusern und deren inneren Ausstattungen vollzogen hat, davon kann sich jeder überzeugen.

Aber auch auf dem schulischen Gebiete darf es keinen Stillstand geben. So wie die Zeit und die Wirtschaftsentwicklung fortschreitet, muß die Schule diese Fortschritte begleiten, ja auf vielen Gebieten muß sie bahnbrechend vorangehen.

Darum hofft die Schule, daß die „Obererzgebirgische Zeitung“ auch weiterhin an ihrem Teile mit zur Hebung und Förderung des Schulwesens beitrage,

und entbietet der Jubilarin zu ihrer 75jährigen Jubelfeier aufrichtigen Glückwunsch.

Prof. Dr. Arnold, Bezirksoberlehrer

Bis zu seinem am 24. Januar 1867 erfolgten Tode hatte Direktor Bach sein Amt geführt, sehr zur Förderung der ihm anvertrauten Anstalt, die schon 1853 das Recht der Reifeprüfung erhielt mit der Berechtigung für den Eintritt in den staatlichen höheren Forstlehre. Seit 1860 wurde die Berechtigung ausgedehnt auf die Zulassung zum Studium an der Polytechnischen Schule in Dresden (der jetzigen Technischen Hochschule), der Tierärztlichen Schule ebenda, der Forstakademie in Tharandt, der Bergakademie in Freiberg und endlich der Gewerbeschule in Chemnitz, desgleichen auf den Eintritt in den Post- und Telegraphendienst und das Steuerfach. Troßdem bei Direktor Bachs Tode die Zahl der sächsischen Realschulen statt zwei schon neun betrug, war die Schülerzahl der Annaberger Anstalt auf 275 gestiegen, ein Beweis für das Ansehen, das sie weithin genoss.

Nachfolger Bachs wurde der von der Fürstenschule in Grimma gekommene Professor Friedrich Albert Gilbert, der schon von Ostern 1844 bis Ende 1847 an der Annaberger Schule als Lehrer gewirkt hatte. Unter den Mitgliedern seines Kollegiums befanden sich, älteren Annabergern und Buchholzern vermutlich noch wohl bekannt, u. a. sein späterer Nachfolger Berlet, dann Ruhf und Dr. Wildenhahn, der bis zum 27. März 1904 der Anstalt als ihr erster Konrektor und einer ihrer in jeder Hinsicht tüchtigsten Lehrer erhalten blieb.

Es würde über den zur Verfügung stehenden Raum hinausgehen, wollte der Berichterstatter alle die vielen tüchtigen Lehrer hier aufzählen, die im Laufe der letzten 60 Jahre an unserer Schule gewirkt haben — vielen Lesern dieser Zeilen werden ohnehin die altvertrauten und verehrten Persönlichkeiten, denen sie ihre Bildung verdankt haben, vor dem geistigen Auge wieder auftauchen! — zählte doch zwischen Ostern 1870 und 1871, in einer so viel schöneren Zeit als heute, die Anstalt 395 Schüler, eine Zahl, wie sie erst in den allerletzten Jahren des Aufstiegs zu den höheren Schulen wieder erreicht und noch etwas überschritten worden ist. In dem gleichen Zeitraum erfolgte die Erhebung unserer Anstalt zu einer Realschule I. Ordnung mit obligatorischem Lateinunterricht in 7 und schon im Jahre 1874 in 8 Jahreskursen. Aber gleichzeitig trat eine solche Vermehrung dieser Schulen im Lande ein, daß die Folge ein starker Rückgang der Schülerzahl bei den topographisch ungünstig gelegenen Anstalten war. In den ersten 30 Jahren des Bestehens der Annaberger Realschule, also etwa bis 1874, waren unter den Schülern 70 bis 85 v. H. nicht aus Annaberg und Buchholz stammende gewesen. Nun erhielten die Heimatgebiete dieser Schüler selbst entsprechende Schulen, und damit sank die Schülerzahl der Annaberger Anstalt natürlich langsam, aber sicher. Gleichwohl, schon ehe dieser Zustand merkbar eintrat, war für den Zudrang der Schüler das alte Haus an der Kirche viel zu eng geworden, und die Schule begriffte es deshalb mit großem Jubel, als sie am 8. April 1872 das noch jetzt benützte Gebäude beziehen konnte. Den heutigen Ansprüchen an Schulhygiene genügt es freilich in keiner Weise und ebensowenig der Schülerzahl trotz des 1914 in Gebrauch genommenen Neubaus, und Unrecht tut man dem „Kasten“ gewiß nicht, wenn man behauptet, daß er jetzt räumlich und gesundheitlich zu den schlechtesten Schulgebäuden zählt, über die das höhere Schulwesen in Sachsen verfügt.

Aber in räumlicher Hinsicht sollte der Bau freilich bald genügen; Ostern 1881, als Direktor Gilbert zunächst seinen Urlaub antrat, um im Herbst desselben Jahres in den Ruhestand zu gehen, betrug die Zahl der Schüler nur noch 169. Ostern 1882 noch 172. Nachfolger Gilberts war Professor Berlet geworden, der, seit Juli 1881 schon an der Schule tätig, sich seit langem einen Namen gemacht hatte als Verfasser von Schullehrbüchern, die einst überaus weit in Deutschland verbreitet waren. Unter seiner Regide erhielt die

Schule abermals eine Umgestaltung, die in der Hauptsache bis heute geblieben ist —

Ostern 1884 wurde sie in ein **Realgymnasium mit 9 Jahreskursen** umgestaltet,

und damit trat gleichzeitig der Titel Rektor für den Leiter der Anstalt in Kraft. In den über zehn Jahren seines Rektorats durfte Bruno Berlet die aufsteigende Bedeutung der Realgymnasien wenigstens in ihrem Beginn noch erleben, die stetige Erweiterung der Studienberechtigungen, die sich nicht mehr aufhalten ließ. Er selbst starb am 23. November 1892, nachdem er über 41 Jahre lang der Anstalt angehört hatte. Zu seinem Nachfolger wurde von der Fürstenschule zu Meissen Professor Dr. Meißner berufen.

Die Leitung durch Rektor Meißner von Ostern 1893 ab bedeutet wohl die, abgesehen von der Zeit des 16. Jahrhunderts, glänzendste Periode unserer Schule. Im Beginn seiner Tätigkeit zählte die Schule nur noch 142 Realgymnasialisten und 38 Progymnasialisten; als er, nach 20jähriger ausgezeichnete Tätigkeit, schwer herzleidend Ostern 1913 in den Ruhestand trat, aber 301, nachdem im Lauf dieser Jahre, ganz wie bei anderen gleichartigen Anstalten, nach starkem Anstieg die Zahl etwas gesunken hatte, in den Jahren 1903—1913 ungefähr zwischen 293 und 315, wobei das Progymnasium seit Ostern 1902 ganz aufgehört hatte. Unter Meißners Rektorat fällt, gleich im ersten Jahre seiner Tätigkeit, die glänzende Feier des 50jährigen Bestehens der Schule als Realschule, und er, der von maßgebendem Einfluß auf die Entwicklung und Geltung der Realgymnasien selbst außerhalb Sachsens war, ist auch für das Gedeihen seiner eigenen Schule sehr tätig gewesen. Ihm ist es zu verdanken, daß die Schule endlich eine eigene Turnhalle erhielt (1899), wobei es freilich nicht möglich war, einen ausreichenden Turnplatz zu gewinnen. Die letzte und bedeutendste Förderung seiner Schule aber, die er durchsetzte, war die Errichtung des besonderen Gebäudes für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Schon 1897 war auf sein Betreiben das der Schule benachbarte Gerischer-Haus erworben und für Unterrichtszwecke eingerichtet worden, aber der beabsichtigte Zweck wurde erst wirklich erreicht durch den völligen Neubau, für dessen bauliche Ausgestaltung Rektor Meißner persönlich eifrig bemüht gewesen ist. Er sollte die Einweihung nicht mehr erleben. Schwer leidend mußte er, durch den Titel eines Geheimen Studienrats ausgezeichnet, vorzeitig zu Ostern 1913 in den Ruhestand treten, und am 21. Februar 1914 schon erlag er seinem schweren Herzleiden.

Als Geh.-Rat Meißners Nachfolger hatte das Ministerium den bisherigen Lehrer an dem Witzumischen Gymnasium in Dresden, Prof. Dr. Albrecht Reum, ernannt, der am 2. April 1913 sein Amt antrat. Ihm fiel, kurz nach Geh.-Rat Meißners Tod, die so erfreuliche Aufgabe der Einweihung des neuen Laboratorien-Gebäudes, kurz „Neubau“ genannt, am 21. April 1914 zu, aber auch die unendlich schwere Aufgabe, die Schule durch die ersten Jahre des ein Vierteljahr später ausbrechenden Weltkrieges zu führen. Es ist gewiß noch im Gedächtnis vieler Leser dieser Zeilen, wie Rektor Dr. Reum während dieser Zeit durch Vaterländische Abende und so manche anderen Veranstaltungen zur Erhebung der gedrückten Gemüter wie zur Gewinnung von Geldmitteln für das Rote Kreuz eifrig beigetragen hat. Aber nur kurz war bedauerlicherweise seine Tätigkeit an der Anstalt; schon Oktober 1916 verließ er nach 3½ Jahren Annaberg, um einem ehrenvollen Ruf zum Rektor der Nikolaischule in Leipzig zu folgen. Bis Ostern 1917 führte darauf, unter den schwierigsten Verhältnissen, da ein großer Teil der Lehrer zum Heeresdienst eingezogen war, und selbst schon nicht mehr körperlich voll widerstandsfähig, Konrektor Prof. Dr. Wolf die Leitung der Anstalt, um sie am 1. April 1917 an den Nachfolger Reums, Professor

Dr. Neumann, vorher am Königl. Realgymnasium zu Zittau, zu übergeben.

Auch dem neuen Rektor war keine lange Amtsdauer beschieden. Er, der mit aller Energie die Bestrebungen Reums fortgesetzt und namentlich auch die Hilfstätigkeit der Jungmannen unter den Schülern, der sogen. „Imo“, organisiert hatte, war durch die Ueberanstrengung schwer mitgenommen. Am 2. November, eine Woche vor der großen Umwälzung des Deutschen Reiches und dem Zusammenbruch vor dem Feind, konnte unter seiner Leitung die Schule noch ihr 75jähriges Bestehen als Anstalt realistischer Richtung feiern, und dann kamen die Zeiten nach dem Krieg, die ja jeder Erwachsene noch frisch im Gedächtnis hat. Es kam für die Schule die Zeit der nachträglichen Reifeprüfungen für die vor ihrer Ablegung in den Kriegsdienst einberufenen und jetzt aus dem Schützengraben zurückkehrenden Schüler, die Zeit so mancher inneren Umgestaltung auch sonst. Schon zu Rektor Reums Zeit, Ostern 1914, war die Gabelung der Unterprima in einen sprachlich-geschichtlichen und einen mathematisch-naturwissenschaftlichen Ast eingetreten, und zur selben Zeit war die erste Schülerin in den Verband der Schule aufgenommen worden, die sehr bald in den nächsten Jahren Nachfolgerinnen fand. Unter Rektor Dr. Neumann erfolgte von Ostern 1919 ab die Umgestaltung der Schule in ein Reformrealgymnasium, wobei in Segta an die Stelle des Lateinunterrichts, der nun erst in Untertertia beginnt, der Unterricht in Französisch trat. Nur bis zur Quinta konnte Rektor Neumann diesen neuen Lehrgang selbst durchführen, denn zu seinem großen Schmerz zwang ihn sein schweres Leiden auf die ihm so ans Herz gewachsene Tätigkeit früh zu verzichten. Von Ostern 1921 bis Ostern 1922 war er zunächst beurlaubt, um dann in den endgültigen Ruhestand zu treten, den er nur vier Jahre noch genießen durfte; am 18. April 1926 erlag er, 68 Jahre alt, seinem Leiden.

Schon mit Rektor Neumanns Beurlaubung war mit der einseitigen Leitung der Anstalt deren Konrektor, Oberstudienrat Prof. Dr. Ditzsch, betraut worden und führte sie durch bis zum 30. September 1922. Während dieser seiner Amtstätigkeit wurde im Frühjahr 1922, zum ersten Mal, der neue Leiter der Anstalt von der Lehrerschaft selbst gewählt. Die Wahl war gefallen auf den Verfasser dieser Zeilen, der der ehrenvollen Berufung umso freudiger entsprach, als er schon 1895—96 dem Verband der Schule als Probelehrer angehört und dieselbe ins Herz geschlossen hatte trotz einem mehr als 20jährigen Fernsein, das ihn an das Königl. Gymnasium zu Chemnitz und das Realgymnasium zu Döbeln geführt hatte. Ueber seine Tätigkeit zu berichten, erscheint bei der Kürze der allen Lesern bekannten Zeit überflüssig. Erwähnt sein mögen an Umgestaltungen der Schule, daß seit Ostern 1925 als Anfangssprache in Segta das Englische an die Stelle des Französischen getreten ist, und daß der neue Lehrplan für die Realgymnasien entsprechend den Plänen der Denkschrift des Ministeriums jetzt die Klassen Segta—Obertertia umfaßt. An äußeren Umgestaltungen sind zu verzeichnen die Anbringung des Ehrenmals für die im Weltkrieg Gefallenen der Anstalt, das, ganz besonders das Verdienst der Bemühungen von Konrektor Oberstudienrat Prof. Dr. Raschke, am 18. Mai 1923 im Festsaal eingeweiht wurde. Der Festsaal selbst, für dessen Erneuerung seit 1872 so gut wie nichts geschehen war, wurde im Sommer 1925 völlig umgebaut und verschönert, und in den Jahren seitdem sind auch die anderen Räume des Altbaues durchgängig geschmackvoll erneuert und mit elektrischem Licht ausgestattet worden. — Eine ganz außerordentliche Förderung der Schule bildet der 1921 begründete

„Bund der Eltern und Freunde des Annaberger Staatsrealgymnasiums“

der es sich zur Aufgabe gemacht hat, in den heutigen schlechten Zeiten das Wohl der Schule und der Schüler tustlichst zu fördern. Ihm ist vor allen Dingen das prächtige Landheim bei Böhstadt zu verdanken, das, im Herbst 1922 erworben, nun schon seit einer Reihe von Jahren dem regelmäßigen „Freizeitunterricht“ für jedes Mal zwei Klassen auf drei Wochen dient, mit dem sehr wertvollen Ergebnis, daß sich neben tüchtiger Arbeit, geistig und körperlich, und bester gesundheitlicher Förderung Lehrer und Schüler wirklich menschlich nahekommen und sich gegenseitig so recht verstehen lernen. Wie der Elternbund trägt auch der Verband der ehemaligen Schüler, kurz „B. A. N.“, eifrigst bei zur Förderung seiner alten Schule, mit der ihn das Band aufrichtiger Pietät verknüpft.

Im Laufe der Jahre sind endlich aus der Schülerschaft heraus eine Anzahl von wirklich wertvollen Vereinigungen erwachsen, z. B. schon seit langer Zeit, wie der literarische Verein, der, z. Bt. unter der Leitung des Konrektors der Anstalt, Oberstudienrat Dr. Kirsten, durch seine Tätigkeit den ästhetisch-literarischen Unterricht trefflich ergänzt, z. T. erst etwas jünger, wie die Sächsischen Jungenschaft (Wandervogel), die Pfadfindergruppe, der vor kurzem wieder neu entstandene Szenographenverein und das kleine, aber recht tüchtige Schulorchester unter Leitung von Prof. Clausnitzer.

Das ist in knappen Zügen das Bild der Entwicklung des Staatsrealgymnasiums durch die Jahrhunderte, der Schule, die ebenso eng mit ihrem Sitz Annaberg wie mit der Schwesterstadt Buchholz und mit dem ganzen oberen Erzgebirge verknüpft ist. Aus kleinen Anfängen ist die Schule herangewachsen, Freud und Leid hat sie mit ihrer Umwelt geteilt, vom mächtigen Aufblühen des Silberbergbaues an über die Stürme der Reformation und die großen Kriege hinweg zur Neugründung des Deutschen Reiches und dessen Niederwerfung durch feindliche Massenübermacht. Immer haben die Schüler auch von Buchholz und dem südlichen Teil des Bezirks einen namhaften Anteil der Gesamtzahl ausgemacht. Heute ist unter den z. Bt. 405 Schülern, darunter 21 Schülerinnen, wie schon eingangs gesagt, eine stattliche Zahl aus dem Bereich der „Obererzgebirger“. Und diese selbst ist immer der Schule wohlgesinnt gewesen, hat getreulich über alles, was die Anstalt betraf, ihre Berichte gegeben — dafür sei ihr an dieser Stelle der wärmste Dank der Schule ausgesprochen, zugleich mit dem Wunsch, daß beide, Zeitung und Schule, allezeit gedeihen und allezeit im guten Einvernehmen sein mögen.

Seminar, Aufbau- und höhere Mädchenschule Annaberg

Dem Mangel an ausreichend für den Lehrerberuf vorbereiteten jungen Leuten im Erzgebirge hatten schon vor mehr als 100 Jahren weitsichtige Geistliche (Gläser) und erfahrene Schulmänner (Manitus, Schubert, Ebhardt; Kantor Ditzsch in Mildebau) zu steuern gesucht. Aber alle diese privaten Unternehmungen erwiesen sich als unzulänglich, und darum wurden die Bitten der Annaberger Superintendenten, damals mit der Aufsicht über das erzgebirgische Schulwesen betraut, an Regierung und Landstände immer dringlicher, bis es schließlich dem verdienten Ephorus Schumann gelang, dank dem Entgegenkommen der Stadt Annaberg, die Genehmigung zur Errichtung eines Lehrerseminars zu erwirken, dessen Leitung vorerst in seine Hände gelegt wurde. Am 7. Januar 1842 wurde diese Anstalt durch den Kirchen- und Schulrat Dr. Döhner feierlich eröffnet. Ein eingehendes Regulativ ordnete die äußeren schulischen Verhältnisse, die 1847 nach dem Muster der Lehrerbildungsanstalten des Landes — das Annaberger war das 7. Seminar Sachsens — gestaltet wurden.

Da die Schülerzahl rasch wuchs, reichten die Wohn-, Schlaf- und Lehrzimmer in den Mansarden des alten Lyzeums an der Großen Kirchgasse bei weitem nicht mehr aus, bis endlich im Jahre 1858 das Seminar in der umgebauten, ehemals Köhlingschen Fabrik

am Wolfensteinener Tor ein eigenes Heim erhielt. Hier entwickelte sich das Seminar zum größten Sachsens. Lehrplan und Lehrziel wurden mehr und mehr erweitert und erhöht, die vierstufige Anstalt wurde zu einer sechsstufigen (1914 zu einer siebenstufigen) ausgebaut und erhielt eine eigene Heizungsschule. Aber auch hier genügten die Räume trotz eines Umbau- und Erweiterungsbaues bald nicht mehr.

Unter dem Direktorat Ernst Schwerdtiners erstand in einem Zeitraum von drei Jahren und mit einem Kostenaufwand von rund einer Million Mark

der Neubau an der Eogenstraße, dessen Einweihung am 21. April 1900 durch den Kultusminister Dr. von Seydewitz erfolgte. Die Räume des „alten“ Seminars nahmen Parallelklassen auf und dienten zur Heranbildung des Stollberger (1900—1903), des Leipziger (1903—1907) und des Zwickauer Seminars (1907—1912).

Als die Lehrerbildung in Sachsen akademisiert wurde, entschied sich auch das Schicksal des Annaberger Seminars.

Ostern 1928 schlossen sich seine Pforten für immer, nachdem noch die ehemaligen Schüler in treuer Anhänglichkeit ihren 110 im Weltkrieg gefallenen Kameraden zum bleibenden Gedächtnis ein würdiges Ehrenmal geschaffen und in erhebender Feier geweiht hatten, jenen Helden, die durch ihren Tod die Uebereinstimmung von Erziehung und Tat, von Lehre und Leben bezeugt hatten

Sieben Direktoren

(Franz 1847—52, Ringler —64, Christ. Friedr. Schmidt 1865 bis 1875, Schuster —1880, Karl Friedr. Schmidt —86, Schwerdtner —1912, Runge —1928) und gegen 150 Lehrer, unter ihnen so bedeutende wie Constantin Claus, haben in den 86 Jahren an dieser Anstalt gewirkt und

2504 Schüler ausgebildet,

von denen ungefähr zwei Drittel ihr Ziel erreichten. 381 Schüler (= 15,4 Proz.) stammten aus Annaberg, 73 (= 2,9 Proz.) aus

Buchholz; die übrigen nannten zum größten Teil die engere oder weitere Umgebung der beiden Schwesterstädte ihre Heimat.

Das verpflichtende Erbe des alten Seminars trat die Deutsche Oberschule (Aufbauschule)

an. Sie betont vor allem die Pflege des deutschen Kulturgutes (Deutsch, Geschichte, Erdkunde). Sie baut auf das vollendete siebente Volksschuljahr auf und führt in sechsjährigem Kurs ihre Schüler zur Hochschulreife. Die Aufbauschule, die sich spät entwickelnden Kindern den Uebergang in die höhere Schule ermöglicht und die Kinder bis zum 13. Lebensjahr bei den Eltern beläßt, wirkt wie das alte Seminar, von dem sie auch das Schülerheim übernommen hat, in hervorragender Weise sozial und berücksichtigt vor allem die Bedürfnisse der Kleinstädte und Dörfer. Ihr Ziel kann die neue Schule nur mit gutbegabten Schülern und bei beschränkter Klassenstärke (höchstens 20 Schüler) erreichen. Da aber gute Begabungen verhältnismäßig selten sind, ergibt sich, daß ein Land wie Sachsen nur eine beschränkte Anzahl von Aufbauschulen haben kann (4, höchstens 5). Der Ergänzungsbezirk der Annaberger Aufbauschule ist darum auch viel größer als bei dem früheren Seminar und erstreckt sich über das gesamte Erzgebirge.

Ostern 1923 wurden die ersten Schüler aufgenommen, 1929 die ersten Abiturienten mit dem Matur von dem Leiter der Anstalt, Herrn Oberstudienrat Prof. Runge, entlassen. Seit Ostern 1925 ist mit der Staatl. Aufbauschule die bisher städtische

höhere Mädchenschule

verbunden, die Herr Oberstudienrat Dr. Wünschmann ins Leben gerufen hatte.

Diese Schule geht von dem Gedanken aus, daß der weiblichen seelischen und körperlichen Eigenart nur in einer ausschließlich von Mädchen besuchten Bildungsanstalt voll Rechnung getragen werden könne. Ziel und Lehrplan sind denen entsprechender sechsklassiger höherer Knabenschulen vollkommen gleichwertig, wenn auch nicht gleichartig. Den Mädchen soll eine in sich abgeschlossene, vertiefte Allgemeinbildung vermittelt werden, die sie zu unmittelbarem Eintritt ins Leben oder ohne Aufnahmeprüfung zum Uebergang in eine dreiklassige Studienanstalt (u. U. auch Realgymnasium, Aufbauschule) oder eine höhere Berufsschule befähigt.

Die höhere Mädchenschule, die anfangs nur von Annaberger Kindern besucht wurde, empfängt ihre Schülerinnen mehr und mehr aus dem gesamten oberen Erzgebirge. So stammen von den 557 Mädchen, die sie bisher besuchten oder noch besuchen, 390 (= 70 Proz.) aus Annaberg, 44 (= 8 Proz.) aus Buchholz und die übrigen 123 (= 22 Proz.) aus der Umgebung Annabergs.

Während die Schulen der Heranbildung des jungen Geschlechtes dienen, sehen die Zeitungen neben anderen Faktoren das Erziehungsmerk an den Erwachsenen fort.

So schaffen Schule und Presse,

sich gegenseitig unterstützend und fördernd, am gleichen Wert zum Segen unserer gebirgischen Heimat, zum Wohle unseres deutschen Volkes. In diesem Sinne der Jubilarin und Weggenossin ein Glückauf! für das nächste Vierteljahrhundert!

W. R.

Heimatzeitung und Kirchenmusik

„Es ist etwas ungemein Schwieriges um die Musikkritik“



immer schriller durchziehen die Klänge ungelöster Dissonanzen das Leben der Gegenwart, das öftentliche und dasjenige der Völker. Millionen sehnen sich inmitten alldessen nach dem Frieden der Seele und den idealen Gütern des Daseins. Gibt es da nächst dem Ausblick zum Meister der Welten Erhebenderes als die Musik, die wie auf Engelsflügeln uns emporträgt zu lichtereren Höhen?

Wenn ich an meiner Orgel sitze und der Geist eines Sebastian Bach mich aufwärts trägt aus dem Alltag, oder wenn ich mit meinem lieben Kirchengesangsverein in Liedschätzen befestigt schürfe, dann spüre ich am Instrument wie inmitten meiner Sängerschär mit ihr immer wieder aufs neue beglückt die Macht der Töne.

Und wer ist es nun, der uns im oberen Erzgebirge auf diesem Wege stets ein treuer Elterlehn war? Am 75-Jahresjubiläum der „Obererzgebirgischen Zeitung“ denke ich und denke mit mir so viele andere dankerfüllt daran, wie unsere jubelnde Heimatzeitung stets freudig bereit war, gerade auch auf dem Gebiet der Kirchenmusik uns ein getreuer Mentor zu sein. Ausgerüstet mit weitgehenden, stets nicht an der Oberfläche bleibenden, immer tief-schürfenden musikalischen Fachkenntnissen, überall wahrhaftig und fördernd in der Kritik, hat die Schriftleitung dieses Blattes die Pflege und das Verständnis der Kirchenmusik unbedingt in anerkenntniswerter Weise in Stadt und Land gefördert und hat uns Kantoren dadurch die Mühen unserer Arbeit fruchtbarer und dankenswerter gemacht. Das haben wir im oberen Erzgebirge seit Jahren einmütig empfunden und überall anerkannt. Es ist etwas ungemein Schwieriges, gerade um die Musikkritik. Sie läßt sich kaum lernen. Das musikalische Empfinden muß angeboren, das Verstehen von Musikwerken gründlich studiert sein. Wo gilt es da nicht alles hinzuhören, was gilt es nicht alles zu erfassen, zu durchdenken und zu beurteilen. Die Schriftleitung der O. Z. hat für all dies ein feines und gerechtes Verstehen an den Tag gelegt und gern auch den Verhältnissen überall Rechnung getragen.

Möge das Jubelblatt auch ferner so ein Herold der musica sacra sein und bleiben.

Elterlein.

Glückauf!

Kantor A. Rehm.

Dresden, 8. September 1929
Nummer 210 * 15. Beilage

Kunst und Wissenschaft an die O. Z.

Von des Erzgebirges bestem Erze
Zeugte Tag für Tag dein Glockenlang;
Darum siege deine Heimatarbeit
Weitre fünfundsiebzig Jahre lang!

Ludwig Fulda.

Premiere-Publikum-Presse

Von Hanns Heinz Kämpff.

Intendant des Stadttheaters Annaberg (Erzgeb.).

Während der äußerst schwierigen Krisis, in der sich jetzt alle auf gemeinnütziger Grundlage betriebenen Theater durch die Finanznot der Länder und der Gemeinden befinden, ist der Erfolg eines jeden neu aufgeführten Werkes von eminenter Bedeutung für die Einnahmen des Theaters. Ein Fehlschlag bedeutet sofort verminderte Einnahmen, schnelleres Einstudieren eines neuen Werkes, Ueberlastung des Personals und dadurch Beeinträchtigung der künstlerischen Höhe der Auführungen. Daher werden immer mehr Experimente mit noch nicht erprobten Stücken ausgeschaltet, letzten Endes aber auch oft dichterisch hochstehende Werke, die dem Geschmack des Publikums nicht entgegenkommen oder dem Verständnis beim erstmaligen Hören Schwierigkeiten bereiten. Und doch haben die gemeinnützigen Theater die Pflicht, nach größter Möglichkeit Kulturtheater zu bleiben und nicht auf das Unterhaltungsniveau rein geschäftlich betriebener Großstadttheater herabzusinken. Daß dies nicht ohne beträchtliche Zuschüsse seitens der Länder und Gemeinden möglich ist, ist leider eine seit Jahrzehnten anerkannte bittere Notwendigkeit geworden.

Die Premiere eines neuen Werkes

Ist also oft von ausschlaggebender Bedeutung für den weiteren Spielplan eines Theaters. Daraus ist auch mit die fieberhafte Erregung eines solchen Theaterabends zu erklären. Die wenigsten Zuschauer haben wohl einen Begriff von der vielgestaltigen Arbeit, die bis zur Premiere geleistet werden muß. Ist nach vielfacher Ratschläge durch den Theaterleiter, den Spielleiter, die künstlerischen Beiräte die Entscheidung über die Annahme eines Werkes getroffen, so beginnen die Vorarbeiten des Spielleiters: Besprechungen mit dem technischen Bühnenleiter und dem Bühnenbildner über die Gestaltung des Bühnenbildes, Besetzen der Rollen im Einverständnis mit dem Theaterleiter, Durcharbeiten des Werkes auf mögliche und notwendige Kürzungen und Striche, Festlegen der Stellen in großen Umrissen. So vorbereitet, leitet er die Stellprobe, bei der die Rollen noch gelesen werden. Es folgt die große Anzahl der Proben, auf denen alle Schattierungen im Ausdruck tonlich und mimisch ausprobiert und aufeinander abgestimmt werden, damit die Auführung ein einheitliches künstlerisches Gesicht erhält. Dekorations- und Beleuchtungsproben laufen nebenher. Endlich kommt die Generalprobe, die in allem wie eine richtige Auführung verlaufen muß. Da beim Theater immer noch ziemlich viel Aberglauben herrscht, wird es als gute Vorbedeutung für den Erfolg des Werkes aufgefaßt, wenn infolge der allgemeinen Nervenüberspannung berechnete oder auch provozierte Differenzen zwischen Spielleiter und Darsteller in meist etwas lärmender Form eine kurze Unterbrechung der Generalprobe hervorrufen.

Das Publikum

steht nun die fertige Arbeit, das „Spiel“. In den großen Städten üben Premierenabende einen besonders starken Anreiz zum Theaterbesuch aus, in mittleren und kleinen Städten ist oft eine Zurückhaltung des Publikums festzustellen, die nicht zum geringsten Teile aus einem gewissen Mißtrauen dem Neuen gegenüber entspringt. Die aber, die der Premiere beiwohnen, werden belohnt durch die bis zum Äußersten gesteigerte Hingabe eines jeden einzelnen Mitwirkenden. Unsichtbare Fäden werden vom Darsteller zum Zuhörer gesponnen, die diesen in den Bann ziehen und in die Stimmung bringen sollen, die der Künstler als Mittler des Autors erzielen will und muß. Mit Spannung wird es nun beobachtet, inwieweit es gelingt, das Publikum mitzureißen. Fühlt man auf der Bühne ein Mitgehen des Publikums, so spornt das alle Mitwirkenden zu noch größerer Anspannung bei der Hingabe des eigenen künstlerischen Innenlebens an. Das Publikum, das von vornherein eine kalte, zurückhaltende, ja vielleicht sogar abweisende Haltung einnimmt, bringt sich selbst um manchen, sonst oft ganz anders wirkenden Theaterabend. Wärme und Beifall braucht der reproduzierende Künstler zu seinem so schnell der Vergessenheit verfallenden Schaffen. Der Gradmesser des Beifalls ist die Entscheidung für den Erfolg einer Premiere. Auch wer sich keine eigene Meinung bilden mag, verschleife sich nicht dem augenblicklichen Empfinden und warte nicht stets erst auf das Urteil der „anderen“.

Denn nun erscheint

am nächsten Tag die Presse,

die zu dem kleinen Teil des Premierenpublikums und zu dem größeren Teil des Publikums spricht, das nicht die Premiere besucht hat. Der Einfluß der Kritik auf den ersten Teil ist

Franz Lehár beglückwünscht die O. Z.

Franz Lehár, der geniale Operetten-Komponist der Gegenwart, sandte uns zum Jubeltag sein Bild mit folgendem Glückwunsch:



Mein herzlichster Glückwunsch zum
75-jährigen Jubiläum der „Obererzgebirgischen
Zeitung“
Lehár

nur bedingt, auf den zweiten Teil oft von ausschlaggebender Bedeutung. Ueber das heißumstrittene Gebiet der Theaterkritik hier zu schreiben, hieße, den Rahmen dieses kurzen Artikels zu sprengen. Die der Öffentlichkeit dienende Kritik soll sachlich, tendenzlos, verständnisvoll, fördernd sein. Sie soll nicht nur „verreißten“, sondern helfen durch Vorschläge zum „Bessermachen“. Sie soll nicht abschrecken, sondern das Interesse am Theater wecken und heben. Die Presse soll kultur-erhaltend das Niveau des Theaters unterstützen, so auch unter Umständen durch vorbereitende Besprechungen bei besonderen Anlässen, durch kurze Hinweise auf wichtige neue Werke. Ein Zusammenarbeiten zwischen Presse und Theaterleitung — selbstverständlich unter Ausschluß irgendeines Versuches zur Beeinflussung der freien Kritik — dient meines Erachtens der Allgemeinheit am besten. Die von einem Teil der Presse aufgestellte Forderung, auf dem Theater politische Tendenzen als zeitgemäß zu betreiben, ist abwegig. Wahre Kunst hat nichts mit Politik zu tun, und das wahre Volksempfinden wünscht nicht eine einseitige Einstellung auf der Bühne, sondern eine allgemeine, weitere Stellungnahme, als sie durch das Programm einer politischen Partei einengend bedingt ist.

Daß das Zusammenarbeiten der „O. Z.“, die nunmehr das 75-jährige Jubiläum ihres Bestehens feiert, mit dem Stadttheater Annaberg wie bisher stets erfreulich und ersprießlich bleiben möge, ist mein aufrichtiger und herzlicher Wunsch zu diesem Jubeltage!

Dirigentenruß vom Stadttheater Annaberg

Am Festtage der „O. Z.“ gedenke ich, parallel mit der Intendanz des Annaberger Stadt-Theaters, der verantwortungsvollen Kritikerarbeit des Jubelblattes, das der Kunst stets ein verständnisvoller Förderer war. Der Kritiker tut seine ernste Pflicht ohne Anspruch auf Lob nach unbeirrbarer Ermessen. Darin gerade liegt für uns Künstler der Wert dieser anforderungsreichen Arbeit. Zu ihrer hohen Mission am 75. Geburtstag der „O. Z.“ ein dankbares Glück auf!

Hanns Möbke.

Städtischer Musikdirektor u. 1. Kapellmeister am Stadt-Theater.

Die Zeitung

Von Dr. Walter Moem, Burg Rieneck.

Ich las vor Wochen eine Aeußerung eines sehr namhaften Kollegen, der sich rühmte, er lese niemals eine Zeitung. Ich muß offen zugeben, daß mir dabei der Verstand still gestanden hat. Gibt es wirklich heutzutage Menschen, welche ohne Zeitung leben können? Das ist zwar — ohne der Jubilarin zu nahe treten zu wollen — eigentlich ein idealer Zustand. Adam und Eva im Paradiese bezogen ja nicht einmal jenes erste Blatt,

das ihnen dann später höheren Orts ins Haus geliefert wurde. Auch unsere Vorfahren zu beiden Ufern des Rheines dürften auf ihren Bärenhäuten noch ohne „Geschäfts- und Familienanzeiger“ ausgekommen sein. Für uns, die wir im Zeitalter des Verkehrs leben, gehört das Zeitungslernen zur primitivsten Lebensfunktion wie Essen, Schlafen, Atmen. Es ist nicht immer eine reine Freude, was wir da alles zu schlucken bekommen. Aber besser, alles zu wissen, was in der Welt vorgeht, als gar nichts. Die Erde ist klein geworden. Auf ihr geschieht nichts, das nicht irgendwie auch mich angeht. Die Zusammengehörigkeit der Menschheit, die Gemeinsamkeit ihrer Interessen ist eine Tatsache, ob wir sie anerkennen oder nicht. Es ist richtiger, wir bekümmern uns rechtzeitig um die Welt. Sie läßt es sich nicht nehmen, sich um uns zu bekümmern.

Das Zeitungslernen eine Lebensfunktion.

Ein Duzend Blätter — zusammengefaßt findet dies dünne Bündel gedruckter Welt Raum in einer Rocktasche.

Auf keinem anderen Gebiete wird solch ungeheuerliche Menge von Arbeit, Wissen, Technik, Organisation weggeschenkt für ein paar Pfennige — nirgends wird ein so riesiges, kunstvolles Produkt verschwendet auf ein paar Stunden. Rund um den Erdball rennen tausend Füße für deine anderthalb Groschen, durch tausend Drähte spritzt elektrischer Funke, schreien Stimmen, tausend Gehirne denken für dich, tausend Hände schreiben, greifen, sichten, ordnen, sehen.

Wenige sinnen über dies Wunder nach, das man dir für anderthalb Groschen auf den Frühstückstisch legt: Das billigste Niesenprodukt des Weltgeistes. Du, Leser, für anderthalb Groschen Herr über zehntausend Gehirne, gebietetst häufig oder behaglich — im Bett, im Bad, beim Essen, beim Weg zur Arbeit — über das farbigste Heer von Rednern, die alle gleichzeitig bereit stehen, dich nach deinem Wunsch zu informieren. Eine Tribüne von unvergleichlichem Ausmaß baut sich vor dir auf. Zeitartikel gefällig? Rässig nimmst du drei Sätze — heißt den Redner schweigen. Die neuesten Telegramme: fettgedruckt schreien die wichtigsten Zeilen dir entgegen. Roman: ist gefällig, schöne Leserin? Mord, Mord! Sie können sich, nach Belieben, die Standbüchlein in Ruhe erzählen lassen oder in Ueberschriften wählen.

Die Redner treten auf, werden begierig oder flüchtig angehört oder gleichgültig weggeworfen. Und je nach Neigung winken sie den Verebtesten, lassen sich einige Minuten erzählen von Wirtschaft, Sport, fernen Katastrophen. Oder haben Sie Zeit? Wünschen Sie zehn Minuten angenehme Zerstreuung? Auch gut, alles ist da! Ein paar Narren warten nur darauf, Ihnen die neuesten Witze — zu flaug? Rätsel her! Oder eine Kurzgeschichte, drei Minuten, hingehakt zwischen Börsenberichten und Verkehrsumfällen; das geistvolle Plaudern eines Feuilletonisten.

Da treten schon die Kaufleute auf die Tribüne, preisen Ihnen in überzeugendem Ton die Waren an: Hemden, Zahn-pasta, Autos — dazwischen nähern sich Ihnen dunkle Ehren-männer und bieten höchste Preise für älteste Kleider. Was Sie befehlen, alles ist da. Junge und ältere Damen flüstern Ihnen auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zarte Wünsche ins Ohr...

Sie aber, fleißige Leserin, verfolgen zwischen dem Einkauf und der Betätigung Ihrer rühmlich bekannten Kochkünste während fünf Minuten den tragischen Leidens- und Liebesweg der schönen Rumigunde, die von niederträchtigen Schurken wie ein edles Wild gehezt wird. Ach, gerade wenn es am interessantesten wird, müssen Sie Ihr Zittern bis zur morgigen Fortsetzung unterdrücken! (Ich spreche die bestimmte Hoffnung aus, daß Sie und ich einige Wochen später gemeinsam den Sieg der Tugend bejubeln werden.)

Weiter, weiter! Menschen sind gestorben, Menschlein geboren, Pärchen sind zum Lebenskampf in den Ehering getreten. Das ruft, flüstert, brüllt von allen Seiten aus der Zeitung — wer es nicht hören will, blättert weiter, läßt sich über die Fortschritte der Verjüngungskuren unterrichten. Dazwischen melden eifrige Reporter die neuesten Bräue, Einbrüche, Vereinsgründungen. Ein hochtrabend berühmter Name unterhält Sie für anderthalb Groschen, schießt geistige Purzelbäume — ins magische Dunkel ihrer Anfangsbuchstaben gehüllt predigen die großen Redakteure die einzig wahre Politik.

Und dies Farbenspiel von Meinung, Ueberzeugung, Ueberredung zuckt und flimmert nur für dich von der Tribüne herab; bereit, nach deinem Willen wegzuplugen, oder zu verlöschen.

Die Zeitung, zu welcher Partei sie sich auch bekenne, ist das demokratischste Industrieprodukt der Welt. Sie kostet fast nichts, und die kleine Tippmampf kann sie ebenso leicht kaufen wie der Industriearbeiter. Mäße! Menja, das großartig gepensliche Theater der Hunderttausend, wird vor dir zu individuellem Gebrauch aufgebaut — und sofort wieder abgerissen. Die ephernen Worte der Anfangsbuchstaben-Redakteure sind gejagt für ein paar Stunden, neue Sensationen hegen die von heute früh zu Tode, die in den Feuilletons erschlagenen Dichter werden wieder lebendig, die Polizei hat den Mörder bereits erwischt, schon rüstet die edle Rumigunde zu einem neuen Fortsetzungslebensabenteuer Trepp auf und ab hastet die Zeitungsjule mit der Abendausgabe, und all das riesige Gewirr von Organisation, Unkosten, Geist des vergangenen Morgenblattes ist verpufft zu einem Haufen Makulatur...

Leo Lenz als Gratulant

Einer der hervorragendsten Bühnenschriftsteller unserer Zeit ist Leo Lenz. Am Annaberger Stadttheater wurden u. a. seine Werke: Trio — Totenkopfschützen — Heimliche Brautfahrt — Leonie — und Frauenkammer unter außerordentlichen Erfolgen aufgeführt. Der Dichter sandte uns zu unserem 75-Jahrestag folgenden Gruß:

Der Dichter und die Presse.
Sie ist die Geliebte, die sehnend er sucht,
Sie sträubt sich oft, sich ihm zu geben,
Und wenn er sie auch manchmal verflucht,
Er kann ohne sie nicht leben.

Leo Lenz.

Der „Utschi“-Dichter an die „D. Z.“

Auch Leo Kaffner, der Librettist von „Utschi“ und „Der ersten Liebe goldne Zeit“, die an der Annaberger Stadtbühne oftmals unter immer neuem, gewaltigem Beifall gegeben wurden, grüßt die „D. Z.“ zum Jubiläum und dichtet sie mit folgenden Zeilen an:

O Leben, wie du heute bist,
Ward ich durch dich ein Egoist!
Geliebte . . . !
Erscheine ewig Jahr um Jahr,
In immer größtem Exemplar!
Und bring', mindestens wöchentlich,
'ne gute Kritik über mich. —
Ich meine, mir zum Glück,
Von einem meiner Stüde!
So würde ich ein Zeilenheld —
Und hätte schauderhaftes Geld!

Leo Kaffner.

Liesel von Schuch an die Kritik

Sie wollen etwas von meiner ersten Kritik wissen, und da mich diejenigen der „Obererzgebirgischen“ bei all den vielen Konzerten, die ich in fast allen Städten und Städtchen des Erzgebirges im Laufe der Jahre gefungen habe, immer sehr gut behandelten und meine Leistungen immer mit größtem, lebenswürdigstem Eingehen besprochen haben, kann ich Ihnen ja verraten, daß es mir nicht immer so ergangen ist, und daß ich in einer meiner ersten Kritiken nicht verrissen, sondern direkt abgelehnt wurde. —

Ich sang in Wiesbaden die Violetta als Gast, zum ersten Mal auf der Bühne stehend, und hatte einen überwältigenden Erfolg. Ich war noch ziemlich jung, und meine Eltern, sowie meine Lehrerin, Frau Prof. Souvestre, hatten sich sehr mit mir geplagt; in vielen, vielen Arbeitsstunden war mir die Rolle in Fleisch und Blut übergegangen. Ich sang und spielte nicht wie eine Anfängerin, was ja bei uns Theaterkindern weiter kein Wunder ist, denn man hört und sieht von zarterster Jugend an unendlich viel Schönes und Bildendes und lernt im Spielen. —

Publikum und Presse waren wirklich ehrlich begeistert, bloß eine Zeitung schrieb: ich solle lieber gar nicht erst zur Bühne gehen, ich sei absolut „fehl am Ort“. Vielleicht könne ich im Konzertsaal mal leidlich bestehen, aber am besten wäre es, ich gäbe das Singen auf! — Da kann man nichts machen; ich hab's doch nicht aufgegeben, nicht aufgeben können, trotz des wohlmeinenden Rates, denn wen das Theaterfieber gepackt hat, den läßt es nicht wieder los. — Wie ich überhaupt zur Bühne kam, ist weiter nichts Besonderes. — Mein Vater war 42 Jahre Generalmusikdirektor an der Dresdener Oper, meine Mutter 25 Jahre Kammerfängerin daselbst, und da sich meine Begabung schon sehr früh zeigte, war nie von einer anderen Berufswahl die Rede. — Ich habe es auch nie bereut trotz mancher Kämpfe und Schwierigkeiten, die keinem am Theater erspart bleiben, die aber durch die Freude an der Arbeit und am Erfolg immer wieder wettgemacht werden. —

Ihnen und Ihren Mitarbeitern wird es vielleicht so ähnlich ergangen sein, und so wünsche ich Ihrer Zeitung auch weiterhin blühendes Leben und erfreuliches Gedeihen.

Liesel von Schuch.

Richard Strauß gratuliert!

Eine besondere Freude ist es uns gewesen, zum Jubiläumstage unserer Zeitung auch einen wertvollen Wiener Gruß zu erhalten. Aus der Stadt der Lieder sandte uns der Träger eines unsterblichen Namens, Richard Strauß, einen Festgruß:

Zum Jubiläum der „Obererzgebirgischen Zeitung“ . . .
die herzlichsten Glückwünsche
Ihres hochachtungsvoll ergebenen
Richard Strauß.

Rudolf Herzog

Der Verfasser des Jubiläums-Feitgedichtes an die „D. Z.“



An leitender Stelle unserer 75-Jahr-Nummer befindet sich ein prächtiges, geistvolles Gedicht aus der Feder des in der gesamten literarischen Welt hochgeschätzten deutschen Schriftstellers Rudolf Herzog, von dem unlängst erst die „Gartenlaube“ in einer Schilderung seines Lebenslaufes schrieb: „Hinter dem von jungem Dichterruhm schon gekrönten lag ein reiches Erleben, und man ahnte bereits den glänzenden Aufstieg dieses neuen Gestirnes am deutschen Dichterkimmel.“

Mit treffenden hochpoetischen Worten hat Rudolf Herzog in dem der „Obererzgebirgischen Zeitung“ gewidmeten Jubiläumsgedicht Wesen und Arbeit der Tageszeitung gekennzeichnet. Er, der einst selbst durch die Schule der Presse gegangen ist, und von da zu den Höhen des Parnass stieg, war ja auch der Berufene, um davon zu künden, was der Zeitungsmänner Tätigkeit, Ziel und Leben ist. Die glänzenden Verse des rheinländischen Dichters werden uns immer weisevolle Zeilen bleiben.

Rudolf Herzog sandte uns ferner zum Jubeltag sein obiges Bild mit folgenden Worten:

Zum Ehrentag Ihrer Zeitung meinen allerherzlichsten Glückwunsch.

Rudolf Herzog

Ella Pancera grüßt!

Ella Pancera, die in der ganzen Kulturwelt gefeierte Pianistin, die auch in Buchholz wiederholt triumphal konzertierte, sandte uns per Expreß aus Bad Ischl folgende geistreichen Glückwunschworte:

Zum 75jährigen Bestehen meine allerherzlichsten Glückwünsche! Zeitungen sind stets, und heute noch mehr denn je, Träger des Zeitgeistes, der Bildung und der Kunst! Kunst ist der Kulturträger eines Volkes und der Maßstab seiner Bildung. Bildung erweckt Liebe zur Kunst.

Liebe zur Kunst bedarf der Pflege, der Erweiterung, der Vertiefung. Ob und in welchem Maße die Kunst gepflegt wird, das habe ich als Künstlerin auf dem Konzertpodium oft gefühlt, und ich darf wohl bei dieser Gelegenheit der Jubilarin meine Bewunderung und Anerkennung für Ausübung ihres edlen Berufes während einer Zeitdauer von 75 Jahren aussprechen.

„Nicht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens, des Künstlers Beruf“, sagt Schumann. —

„Nicht senden in die Herzen der Leser — Ihr Beruf!“
Ella Pancera.

Vien Altarbild in St. Kathrin.

Der „D. Z.“ zum Jubeltag.

Vien Altarbild in Sankt Kathrin
ho ich als Gung gefasht,
un ho, wenn ich durt hiegeuckt,
dos Singe ganz vrgasht.

De Muttr hot mieh uft gefroocht:
„Was wur da heit gepredigt?“
Sech ho geschittt mieth Kup,
un su de Frooch 'riedigt.

Se hot noch mannichsmol geknurt,
wenn ich kumt nisch berichn.
Doch muht ich of men Kerchgang ah
truh Birwerf net vrgichn.

Sech weß nu, daß de Kunst 's wor,
die einst mieh tat bezwinge.
Un s'ich' ich heit durt vir dan Bild,
vrgah ich noch das Singe.

In Waldschloßpark

Ne Tudesahning zieht leis hie dornig Park;
Waldschloß henge nichr Nost un Zmoig
Im alte Baamstamm, die vrwaltet stark,
schleicht sich dr Harbist dorch sei Dammreich.

Das braune Gros mid an dr Erd sich schmiecht,
e scharfr Nachfrucht nohm ne alln Glanz.
Of seicht Beet manch lude Wirt liegt.
Bun Schpielplatz har schalt webr Lieb noch Tanz

E Res'chr Parlmag siehrt ins Dunkle nei.
Gar mannichs weße Blatt durt niederfank;
un wurllus s'ht in mattn Sunneschei
e alles Chepoor of mürschr Bank.

Paul Simon, Niederwies.

Oskar Barsch auf dem Pegasus.

Ich zähle nun mal nicht zu den Poeten!
Kullissen, Abonnenten und Moneten,
Das ist mein Reich; der Direktoren drei
Hab ich gedient, den Künsten stets getreu,
Halt' viel und gern mit der „D. Z.“ zu tun.
Dum läßt mich auch die Jubelfest nicht ruhn.
An ihm will ich mal heute keltstieren:
Du würdest des Redaktors Kopf riskieren,
Wenn du nicht sorgst, „D. Z.“, daß Kopf an Kopf
Man drängt sich im Theater bis zum „Topp“,
Und die Gebirgler uns die Kasse stürmen,
Daß sie die Heldennutter muß beschürmen.
Daß so du schreibst, stets freundlich und honett,
Das ist der Wunsch vom Barsch an die „D. Z.“

Bühnenobermeister Oskar Barsch.

Stadttheater Annaberg

Intendant Hanns Heinz Kämpff



Oper / Operette / Schauspiel

Winterspielzeit 1929/1930

Eröffnungs-Vorstellung Sonntag, den 29. September 1929

Spätverbindungen mit Autobus und Eisenbahn nach allen Richtungen

28 Anrechts-Vorstellungen
zu bedeutend ermäßigten Preisen
bei monatlicher Ratenzahlung

○ Auskünfte und Annahme von Bestellungen schon jetzt im Theater

Telefon 3766 und 2141

Karl Beyer, Juwelier und Goldschmied / Annaberg, Buchholzer Straße 12

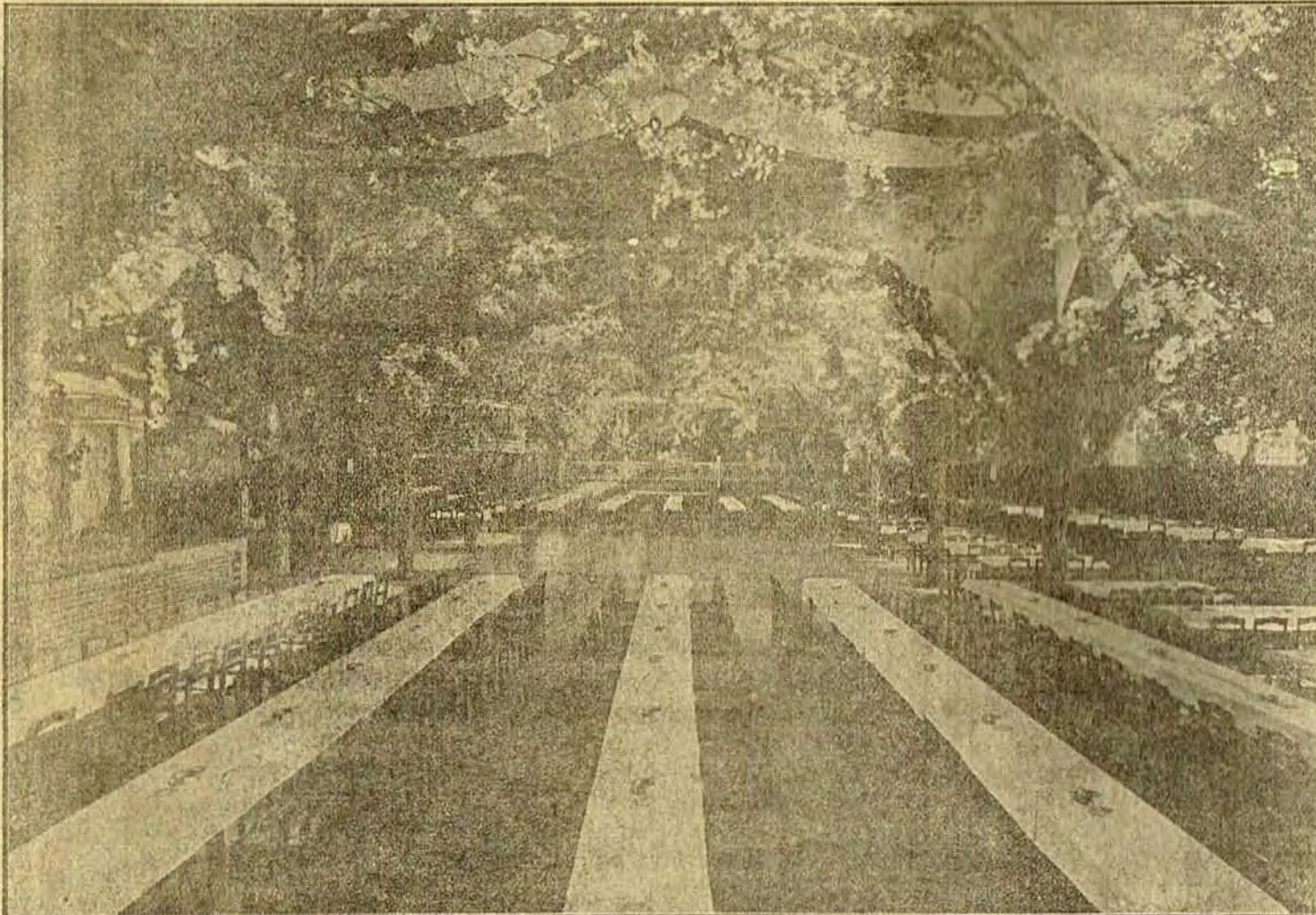
Erstes und größtes Spezialgeschäft des Obererzgebirges

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren, Tafelgerät und Besteck-Silber, Kunst-Porzellane, ff. Blei-Kristall
Reiche Auswahl! Niedrigste Preise!

Neuarbeiten, Reparaturen, Gravierungen in eigener Werkstatt.

Gründungsjahr 1844

Telefon Nr. 2125



Festhalle Annaberg i. Erzgeb. Besitzer: Paul Müller Erbaut 1906

Festhalle und Keglerheim

Besitzer: Paul Müller

Annaberg i. E. — Telefon 2360

Jeden Mittwoch und Sonntag erstklassiger Ball

bei den Klängen der rühmlichst bestbekannten
Festhallen-Jazz- und Tango-Kapelle
in Gala-Uniform.

Größtes und schönstes Vergnügungsort des
Obererzgebirges.

Tagungsort sämtlicher bis jetzt in Annaberg
stattgefundenen größten Kongresse.

6 Bundesvorschriftsmäßige Asphalt-
Kegelbahnen mit allem Komfort.

Zentralheizung!

Autogaragen!

Herrliche Dekoration! Feenhafte Beleuchtung!

Modenschau

Montag, den 16. September 1929
nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr

in der Festhalle zu Annaberg

veranstaltet vom
Modenhaus

C. A. Langer & Co.

und den Firmen

Valentin Jacobi, Herrenmoden

und

Paul Henschel, Pelzwaren

PROGRAMM

Persönliches Auftreten des beliebten Filmstars

Bruno Kastner
und **Liesl Tirsch**

in ihrer Szene

„Hier herrscht Ordnung“

EGON MEWS

der prominente Modenreferencier

NEER UND DELAR

das Revue-Tanzpaar vom Europa-Pavillon, Berlin

ALFONS FINK

Humorist, Parodist und Mimiker vom Charlott.-Casino, Berlin

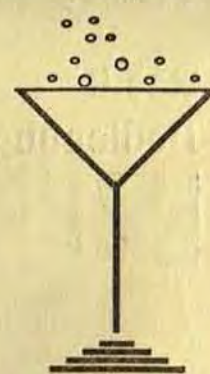
THE CINCINATI BAND

das vorbildliche Tanzorchester

DIE INTERNATIONALEN MANNEQUINS

Eintritt 1.50 Mk., im Vorverkauf 1.25 Mk. exkl. Steuer
Vorverkauf bei C. A. Langer & Co.

Die Eintrittskarten werden bis Ende September bei Konfektionseinkäufen
von RM. 20.— an mit RM. 1.— bei C. A. Langer & Co.
und Valentin Jacobi in Zahlung genommen



WEINSTUBEN ADAM-RIES-HAUS

ANNABERG ERZG.

unterhalb Café Central
empfiehlt seine angenehmen Lokali-
täten, Bestgepflegte Schoppen- und
Flaschenweine. Seit 1889 bestehend



Empfehle mein reichhaltiges Lager
bei fachmännischer Bedienung in

Stand- Wand- und Wecker-Uhren Gold- und Silberwaren

Eigene Reparatur-Werkstatt

Gustav Wohlrab

Annaberg

Große Kirchgasse 2

„Volkshaus“ Annaberg i. Erzgebirge

e. G. m. b. H.

5 Minuten vom Marktplatz

Fernsprecher 3086

Nähe Buchholzer Tor

Wir empfehlen unsere schönen
Räumlichkeiten
für Sportler, Ausflügler usw.



Angenehme Einkehr bei
Gesellschaftsausflügen.

Fremdenzimmer mit 10 Betten
Zentralheizung

Gute preiswerte Küche

**Ia Schoppen- u.
Flaschenweine**

Um gütige Unterstützung, bittet
Die Verwaltung.

Trinkt

einheimische Biere



**Sie sind ebenso echt,
rein, wohlschmeckend
und bekömmlich wie fremde**

Konsumgenossenschaft Obererzgebirge e. G. m. b. H., Annaberg

Größte Verbraucher-Organisation des oberen Erzgebirges

6261 Mitglieder / 27 Verteilungsstellen / Jahresumsatz RM. 2 471 990.—

Eigene Dampfbäckerei / Butterformerei / Kaffee-Rösterei

Anmeldungen werden in unseren sämtlichen Verteilungsstellen gegen 50 Pfg. Eintrittsgeld entgegengenommen.

Eigene Sparkasse

Verzinsung bei täglicher Verfügung . . . 6%

Verzinsung bei monatlicher Kündigung . 6½%

Verzinsung bei vierteljährlicher Kündigung 7½%

Ein- und Rückzahlungen werden im Kontor Annaberg, Parkstraße 47, sowie in unseren sämtlichen Verteilungsstellen **streng** vertraulich erledigt.

Aus dem 1000 jährigen Schlettau

Du nimmst es mir nicht übel, gute „Muhme Schlete“, wenn ich dich auch hier nenne, wie wir dich immer schon als Kinder nannten, nicht wahr? Schlettau klingt unserem Ohr zu fremd, denn wirklich hast du dich ja an der Zschopau hingehockt wie eine gute Kinderlante. Trotz des kumpfigen Bodens, der einst den sorbischen Gründern so viel Kopfzerbrechen machte, daß sie dich einfach „Moorboden“ taufte und so mit dem sorbischen Wort dafür (steta) dir für alle Zeit ein Schildlein anhängen, das sehr bald nicht mehr die Wahrheit sprach. — Besuch hast du genug bekommen, freundliche „Muhme im Zschopautal“, willkommenen, aber oft noch unwillkommenen. Deine Burg, deren Dach heute aus grünen Wipfeln grüht, mag scharfe Wacht gehalten haben an der alten Heerstraße, auf der vielleicht schon deutsche Krieger gegen die Böhmen zogen, als unser deutsches Vaterland seine ersten Könige führte. Und welch Kommen und Gehen auch von Handelsleuten zu Fuß und mit Wagen, die auf dem Wege von Leipzig nach dem böhmischen Paß bei Weipert deine Gastfreundschaft nützten. — Dann aber kamen schlimme Gäste, die dich armes Städtel arg heimsuchten! Da halfen Stadtgraben und Mauern nicht; wie ein Bienenschwarm kamen die Hussiten erst und ein paar Jahrhunderte später die Soldateska des dreißigjährigen Krieges zu dir. Sogar Napoleons Heere schickten dir 1813 eine Schar Franzosen zu. Mord und Raub und Brandschatzung gab es da genug, und mich hat es immer seltsam durchschauert, wenn ich als grünbemühter, lustiger Schüler am Schwedenkreuz zwischen Schlettau und Scheibenberg vorüberwanderte. Der fröhliche Sang wollte plötzlich nicht mehr recht gelingen, und der immer rege Frohsinn wich erschrocken vorm Grauen des Soldatentodes. —

Nun ist's still in dir geworden, und nur der Lärm der Fabriken, in denen deine fleißigen Bürger in allerlei Werk-tätigkeit sich regen, stört deine Ruhe. Schmutz aber dehnt sich dein Ring immer weiter aus, und wo einst am „Beutengraben“ Plündergefilen stehend ihre Beute teilten, wächst ein gefällig anzusehendes Haus nach dem andern aus dem Boden. Und die einst toll schäumende und tosende Zschopau legt sich jetzt als silberne Borte ruhig an den Saum deines Kleides. — — —

Guido Wolf Günther.

Schlettau, die älteste Stadt im oberen Erzgebirge

Von Stadtdirektor Paul Thomas.

Anläßlich des Heimatfestes, das Schlettau im Juli 1927 feierte, ist auch die Frage nach dem Alter der Stadt lebhaft erörtert und umstritten worden. Die „alturkundlichen“ Heimatforscher konnten die Anfänge der Stadt nicht weit genug in die Vergangenheit zurücklegen, während auf der anderen Seite — wohl mehr aus Neid als aus Ueberzeugung — der alten Bergstadt nur ein sehr bescheidenes Alter zugestanden wurde. Die Frage ist tatsächlich auch sehr schwer zu lösen. Alte Urkunden, die sonst verlässliche Nachricht geben, fehlen, und Indizienbeweise sind bei derartigen Untersuchungen in der wissenschaftlichen Welt verpönt. Es macht beinahe den Anschein, als würde von den Fanatikern auf diesem Gebiete der Standpunkt vertreten, daß Ortschaften, über deren Gründung keine urkundlichen Belege vorliegen, überhaupt nicht gegründet worden sind, und man hat in diesem Lager für Leute, die einer solchen Streitfrage mit den Geseßen der Analogie zu Leibe rücken wollen, nur ein verächtliches Lächeln übrig.

Wir Schlettauer haben uns damals über die Leute nicht sonderlich aufgeregt, die unserer alten „Muhme“ ihr schneeweißes Greisenhaar nicht gönnen wollten, die ihr nachsagten, daß sie sich, um die Gegenwart zu täuschen, ihr Haar künstlich gefärbt habe. Wir sind uns darüber einig, daß die Muhme, auch wenn wir ihren Geburtschein nicht mehr vorlegen können, bereits ein sehr hohes Alter auf dem Rücken hat, und daß sie unter den Ortschaften des oberen Erzgebirges sicherlich zu den allerältesten zu zählen ist. Wenn sich der Gebrauch eingebürgert sollte, daß die erste urkundliche Erwähnung eines Ortes als Gründungsjahr anzusehen sei, dann würde auch der gewissenhafte Geschichtsforscher manchmal in eine recht heiße Lage geraten.

Die erste noch vorhandene Urkunde über Schlettau

stammt aus dem Jahre 1351. Damals belehnte Kaiser Karl IV. in seiner Eigenschaft als König von Böhmen die Gebrüder Friedrich und Bernhard von Schönburg mit der Feste Schlettau, und es heißt ausdrücklich in dem Schriftstück, daß ihnen Schlettau, so wie sie es hergebracht und besessen haben zu einem rechten Mannslehn übergeben werde. Daraus geht doch zweifelsfrei hervor, daß Schlettau schon lange bestand, als es durch die Huld des Kaisers zu dem Besitzstande der Schönburger geschlagen wurde. Es kann doch unmöglich ein gewissenhafter Historiker hier in diesem Falle die Zeit vor 1351 unterschlagen, wenn er der Gründungszeit Schlettaus nachgehen

will. Bedinglich aus dem Grunde, weil über die Zeit vor 1351 die vergilbten Pergamente fehlen.

Wer Schlettau vor 30, 40 Jahren gekannt hat und die Stadt in ihrer gegenwärtigen Verfassung dagegen hält, wird für die gebiegene Entwicklung einer erzgebirgischen Kleinstadt sein Verwundern haben. Die wirksamste Ansicht bietet die Stadt, wenn man sie vom Schottenberge aus betrachtet, der sich zwischen Schlettau und das benachbarte Buchholz hinein-schiebt. Vor uns breitet sich ein weiler Talsattel aus, durch

balb darauf Wolf Tiefletter, Kurfürst Moritz' tapferer Führer des Fußvolkes, seinen Ruhesitz aufschlug. Schon zu seiner Zeit nahm das Schloß allmählich den Charakter eines kurfürstlichen Jagdschlösses an. Im 17. und 18. Jahrhundert saßen auf der Burg als kurfürstliche Oberforst- und Wildmeister Sprossen aus den vornehmsten sächsischen Adelsgeschlechtern, und wieder-um spielten sich in dem Schlosse und in der Stadt rauschende Festtage ab, wenn der Landesfürst mit glänzendem Gefolge nach hier kam, um dem edlen Weidwerk in den waldreichen

Der Glückwunsch Schlettaus

Wenn in diesen Tagen die „Obererzgebirgische Zeitung“ auf 75 Jahre ihres Bestehens zurückblickt, so ist dies der Stadt Schlettau Anlaß, der Dienste zu gedenken, die das geschätzte Blatt in der langen Zeitspanne als Amtsblatt und als Veröffentlichungsorgan geleistet hat. Bei diesem Rückblick dürfen die städtischen Kollegien mit Befriedigung feststellen, daß in den langen Jahren des Zusammenarbeitens mit der Obererzgebirgischen Zeitung immer ungekürzte Beziehungen bestanden und die Interessen der Stadt Schlettau volle Würdigung erfahren haben. Den Forderungen der Zeit Rechnung tragend hat sich die Obererzgebirgische Zeitung aber auch als Veröffentlichungsorgan und Unterhaltungsblatt vorteilhaft weiterentwickelt und namentlich den Heimatgedanken bei ihren Lesern zu fördern gewußt. Ihre Mitwirkung bei der Vorbereitung und Ausgestaltung des Schlettauer Heimatfestes ist eine vorbildliche gewesen.

In Anerkennung dieser Tatsachen beglückwünschen die städtischen Kollegien die Obererzgebirgische Zeitung und ihre Herausgeber zum Jubiläum mit einem herzlichen „Glück auf!“ für ein weiteres Fortschreiten auf gewohntem Wege und für eine gedeihliche Weiterentwicklung des Unternehmens.

Schlettau.

Der Rat und die Stadtverordneten
Schmidt, Bürgermeister.

den die Zschopau in vielen Windungen ihr glühendes Band legt. Selten paßt sich ein Städtelbild so vorteilhaft in die Landschaft ein, wie das hier der Fall ist. Die Uebergänge von dem, was Menschenhände aufbauten, zu dem, was die Natur schuf, sind so zart, daß der empfindsame Beobachter den Eindruck einer wundervollen Harmonie erlebt. Die meisten Zeichner und Lichtbildner — von den ältesten Zeiten bis herein in die Gegenwart — haben deshalb bei ihren Aufnahmen der Stadt diesen Standpunkt auf der Höhe des Schottenberges gewählt, von wo aus auch der Scheibenberg mit seinen scharf umrissenen Linien einen so prächtigen Hintergrund für eine Stadtsicht bildet.

Das alte Schloß

im Vordergrunde des Bildes könnte der Stolz der Schlettauer sein, wenn es von den wirtschaftlichen Stürmen der letzten zehn Jahre nicht so arg mitgenommen worden wäre. Welch reiche Historie hat sich in dem alten Bau abgespielt! Die ganze Chronik des Erzgebirges ist an die Mauern der Burg geknüpft. Wer die Sprache der Steine versteht, vor dem erhebt der Geist der Jahrhunderte, der in der in sich gefehrten anspruchslosen Wasserfeste sich so vielgestaltig auslebte. In grauer Vorzeit entstanden, erhoben es vor 600 Jahren Sprossen aus dem Edelgeschlecht der Schönburger zu neuem Glanze, und als zu Anfang des 15. Jahrhunderts Stadt und Schloß Schlettau zum Besitzstande des Klosters Grünhain geschlagen wurden, begann für die Burg eine bedeutsame Zeit. Hier hatten die Ämteleute ihren Sitz, die die weit ausgedehnte Pflanzung Schlettau zu betreuen hatten. Da wurden in Schlettau glänzende Gerichtstage abgehalten und sensationelle Rechtshändel durchgeführt, so z. B. der aufsehenerregende Prozeß vom 3. August 1435, wo der verwegene Raubritter Nidel Wösch Urfehde schwören mußte. Nach Auflösung des Klosters Grünhain nahm der Landesfürst Besitz vom Schlosse, in welchem

Wäldern des Gebirges obzuliegen. — Und heute? Versunken und vergessen ist all die Herrlichkeit. Mürrisch und verdrossen glocken uns die alten Mauern an. Die einst so schmucken Wege im Schloßpark sind auch nachdenklich geworden und haben sich unter dem wuchernden Unkraut und dem überhängenden Ge-strüpp verrothen. Dem Heimatfreunde tut das Herz weh!!

Und nun dort in der Mitte des Stadtbildes, über die Schieferdächer der Straßen sich kraftvoll erhebend,

das schmucke Rathaus!

Auch dieser Bau kann viel erzählen vom wechselvollen Schicksal der Stadt, von wilden Kriegsstürmen und verheerenden Feuers-brünsten, die über das Gebirge zogen und namentlich die Ein-wohnerschaft des alten Bergstädtleins in Angst und Schrecken hielten. Manch vergilbtes Pergament in der eisernen Lade des Ratsarchivs gibt Kunde aus längst vergangenen Zeiten, wo Schlettau noch freie Bergstadt war und die Spitzhacke der Häuer in den zahlreichen Stollen des erzreichen Bergreviers erdröhnte. Wo jährlich Tausende und Abertausende von Fremden nach den berühmten Schlettauer Märkten kamen und das wohlbelömmliche Bier das ganze obere Erzgebirge be-herrschte. Wo Schlettau als Halte- und Stapelplatz an der wichtigen mittelalterlichen Handelsstraße seine inhallreichste Zeit durchlebte und die Handwerkerzünfte den wesentlichsten Teil des städtischen Lebens repräsentierten. Und von Zeiten wirtschaftlichen Niederganges wissen die alten Urkunden zu er-zählen: wie nach dem Aufhören des Bergwesens Frau Sorge allenthalten vor den Türen der Häuser lungerte, wie Miß-wachs und grauenhafte Epidemien die Gegend heimsuchten und den letzten Rest des ehemaligen Wohlstandes untergruben, wie aber dann der Wille zum Leben in der Bürgerschaft wieder durchbrach und die Textilindustrie durch Einführung der Vortienwirkerei und der Spitzknöppelei festen Fuß zu finden wußte. Heute nimmt Schlettau unter den Posamentenfabriken des Erzgebirges einen hervorragenden Platz ein. In der Fabrikation und in der Heimarbeit sind viele Hunderte von Männern und Frauen beschäftigt, und von früh auf werden in den Häusern und Familien schon die Kinder in leichten Posamentenarbeiten geübt. Neben der Textilindustrie haben sich aber auch noch andere Industrien eingebürgert, die Schlettaus Ruhm als gewerbsleißige Stadt erhöhen.

Das Schlettauer Rathaus wird von Bauachverständigen viel beachtet. So anspruchslos der Bau auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so schätzen es doch die Kenner als Denkmal einer abgeklärten bürgerlichen Baukunst, das sich mit seinen ruhigen Linien dem Charakter des Marktplatzes und der Haupt-straße harmonisch anpaßt. In der Kuppel des kupfergedeckten, weithin leuchtenden Rathhausturmes fand man erst kürzlich eine Anzahl interessanter Urkunden, in denen beachtenswerte Momente aus der Geschichte der städtischen Entwicklung und der allgemeinen Kulturgeschichte des Obererzgebirges festgehalten sind.



Die St. Ulrichskirche

mit dem schlanken Turm gibt der Stadtansicht nach Südwesten zu einem markanten Abschluß. In seiner heutigen Gestalt stammt das Gotteshaus aus jüngerer Zeit, der Grundbau ist jedoch fast ebenso alt wie die Stadt selbst. Mehrmals im Laufe der Geschichte ist die Kirche bei katastrophalen Feuersbrünsten dem gefährigen Elemente zum Opfer gefallen, große Stadtbrände nahmen sogar von hier aus ihren verhängnisvollen Anfang, weil der zündende Blitzstrahl in den Turm oder das Kirchendach gefahren war. Als Wahrzeichen der Stadt gilt das Mönchsgesicht an der Schlettau Kirchenmauer, von dem eine alte wunderliche Sage geht, die man in Ziehnerts „Sagenbuch“ nachlesen wolle. An der St. Ulrichskirche zu Schlettau wirkte auch einer der ersten lutherischen Prediger. Schon lange bevor die Reformation im Gebiete offiziell eingeführt wurde hatte hier Balthasar Loy (1527) im Sinne und Geiste Luthers seines geistlichen Amtes gewaltet.

Bei einem Gange durch die alte Stadt spürt man allerdings auf Schritt und Tritt, daß die Neuzeit nicht eindrucklos

an ihr vorübergegangen ist. Wohl verrät noch die ganze Anlage Schlettau mit den schmalen verträumten Gassen und lauschigen Winkeln, daß die Baugeschichte der Stadt weit in die Jahrhunderte zurückreicht, aber von den alten Stadtbefestigungen sind nur noch ganz spärliche Reste übrig geblieben, und die altväterlichen Häuser haben sich fast alle neuzeitlich aufgeputzt. Nur aus den malerischen Walmdächern der Hauptstraße grüßt uns noch die „gute alte Zeit“, in der bürgerlicher Gemein Sinn und Gewerbleiß der Einwohnerschaft die Stadt zu frischer Entwicklung gebracht hatten.

Wenn auch Schlettau von anderen Städten des Erzgebirges zahlenmäßig überholt worden ist, so ist es doch durch seine Tradition groß und verehrungswürdig geblieben. Wer als Fremder nach Schlettau kommt und die Eindrücke, die er hier gewinnt, mit anderweitigen Reiseerfahrungen abwägt, wird zugeben müssen, daß Schlettau eins von den lieblichsten Stadtbildern darstellt, aus denen sich das große Städtepanorama des sächsischen Hochlandes zusammenstellt. Freude sei der Stadt beschieden in alle Zukunft!

Von der alten Salzstraße

Von Schuldirektor Paul Thomas (Schlettau).

Während in westdeutschen und süddeutschen Gebieten schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ein lebhafter Verkehr sich entwickelt hatte, der sich stellenweise sogar bis in die vorgeschichtliche Zeit hinein verfolgen läßt, wurde Sachsen, und namentlich das sächsische Erzgebirge, erst verhältnismäßig spät für den Handel erschlossen. Das Erzgebirge war ja bis herein in das zweite Jahrtausend ein unübersehbares Waldgebiet. Wenn es nach der Ansicht neuzeitlicher Forscher auch nicht mit undurchdringlichem Urwald bedeckt war, so war es doch gänzlich unbewohnt und konnte deshalb vorderhand als Handelsgebiet auch nicht in Frage kommen.

In Westdeutschland war durch die Römer, die dort zweihundert Jahre lang das Land besetzt hielten und neben ihren militärischen Interessen auch die wirtschaftliche Erschließung ihrer Kolonien betrieben, der Verkehr durch Anlegung fester Heeresstraßen wesentlich gefördert worden.

In Mitteldeutschland bahnte sich am Ende des ersten Jahrtausends allmählich der Verkehr zwischen den beiden Kulturmittelpunkten des Reiches an, zwischen der halleischen Salzgend im Norden und

der alles beherrschenden Metropole Prag

im Süden. Es war vor allen Dingen das Salz, das damals in den begehrtesten Handelsartikeln gehörte und mit dem schon frühzeitig von Halle aus ein schwunghafter Ausfuhrhandel betrieben wurde. Nach allen Gegenden des Reiches bahnten sich die Salzkarren ihre Wege, um ihr Handelsgut an den Mann zu bringen. Mit ihren schwerfälligen Fuhrwerken arbeiteten sie sich durch die bis dahin unwegsamen Gegenden Mitteldeutschlands hindurch. Stießen sie ins Gebirge vor, dann gingen sie auch geflüstert den Flußtälern aus dem Wege, verlegten vielmehr die Spur der sogenannten Salzstraßen über die Höhen, weil sie hier einen festeren Untergrund fanden und eine Zerstörung ihrer Fuhrstraßen durch die reisenden Wildbäche weniger zu befürchten brauchten.

Die im nördlichen Sachsen um diese Zeit wohnenden Sorben hatten wohl auch schon kürzere Steige angelegt, die aber zunächst nur dem Verkehr von Dorf zu Dorf dienten. Slavische Fernwege entstanden erst, als nach dem Vordringen deutscher Eroberer (Heinrich I.)

die slavischen Volksstämme nördlich des Erzgebirges

sich mit den stammverwandten Tschechen südlich des Gebirges zu verbünden suchten. Diese Slavensteige vertrugen aber einen Verkehr schwerer Lastfuhrwerke nicht. Die Sorben legten Wert auf eine möglichst kurze und gradlinige Verbindung ihres Gebietes mit dem Süden. Daher stiegen ihre Wege ebensooft auch in die Täler hinab, die der Salzärner ängstlich vermeid.

Es muß wohl zugegeben werden, daß auch durch die Slavensteige eine gewisse Aufschließung des Erzgebirges eingeleitet wurde. An den immerhin langen Verbindungswegen entstanden notgedrungen Wegposten, die sich mit der Zeit zu kleinen Siedelungen erweiterten. Da vermutlich auch die Tschechen von Süden aus die Verbindung mit den nordwärts wohnenden Sorben aufnahmen, so ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß auch diese ihren Anteil an einer wenn auch zahlenmäßig fast verschwindenden ersten Besiedelung des Gebirges gehabt haben.

In viel stärkerem Maße als die alten Slavensteige interessieren uns aber die mittelalterlichen Salzstraßen, besonders die Linien, die

durch das obererzgebirgische Gebiet

gezogen waren. Ueber die Richtung und den Verlauf dieser Beglinien herrscht unter den Forschern nicht vollkommene Uebereinstimmung. Das eine scheint festzustehen, daß von Leipzig aus drei große Handelsstraßen südwärts nach dem Gebirge führten. Die östliche berührte Grimma, Leisnig, Döbeln, Freiberg, um dann über Frauenstein den Weg über das Gebirge zu finden. Ein zweiter Straßenzug gewann von Leipzig aus zunächst Borna. Hier teilte sich die Handelsstraße. Der eine Arm nahm die Richtung Penig, Chemnitz, Zschopau und überschritt bei Reichenhain den Gebirgskamm, während der westliche Arm von Borna aus über Wildenfels, Hartenstein, Löbnitz, Grünhain, Elterlein, Schlettau über den Preßnitzer Gebirgseinschnitt den Anschluß an die große Egertalstraße gewann, die sich von Eger über Karlsbad bis nach Teplitz längs des Gebirges hinzog. Von Wildenfels zweigte ein Seitenarm ab, der über Schneeberg, Aue nach Schwarzenberg führte. Es ist aber zweifelhaft, ob diese Straße von dort aus über die Dörfer im Grunde (Raschau, Markersbach, Mittweida) weitergegangen ist, um über Crottendorf den Uebergang über die Gagehöhe zu erreichen. Wer die Geländeverhältnisse dort genauer kennt, der weiß, daß hier die Vorbedingungen für Anlegung einer

großen frühmittelalterlichen Handelsstraße nicht vorhanden waren. Wenn auch heute noch in den betreffenden Ortschaften die Bezeichnung „Böhmische Straße“ im Volksmunde geführt wird, so ist das nicht beweiskräftig genug, um daraus auf das Vorhandensein einer Salzstraße mit dieser Trassierung schließen zu dürfen. Der Name „Böhmische Straße“ hat sich übrigens in den meisten Grenzortschaften eingebürgert, so daß er für unsere Untersuchungen gar keine Bedeutung haben kann. Daß von der Hauptstraße ein Seitenarm von Schma Granzahl nach Crottendorf abzweigte, der heute noch den Namen „Salzstraße“ führt, war eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Crottendorf war Sitz eines Amtmannes und Mittelpunkt eines weit ausgedehnten Gerichtsbezirkes.

Neben der Bezeichnung „Salzstraße“ waren die Namen „Kärnerstraße“, „Kärnerweg“ gebräuchlich, wohingegen andere Verbindungsstraßen „aus dem Reiche“ nach Böhmen nach dem jeweilig wichtigsten Frachgut bald als Eisen- oder Zinnstraße, auch Kalkstraße in der damaligen Handelswelt bekannt waren.

Die Tagesleistung der Fuhrwerke war in alter Zeit sehr beschränkt.

Im Gebirge brachten es die Geschirre selten über 30 km.

Ein Befahren der Straßen zur Nachtzeit war gänzlich ausgeschlossen. Die Handelsleute mußten alles daran setzen, vor Sonnenuntergang eine Stadt zu erreichen, in der sie bis zum Anbruch des neuen Tages Herberge machen konnten. Die an den großen Handelsstraßen liegenden Städte genossen hieraus mancherlei Vorteile. Die meisten dieser Städte hatten das Marktrecht erhalten. Die den Ort durchreisenden Kauf- und Handelsleute waren gehalten, ein, zwei und noch mehr Tage mit ihren Waren in der Stadt zu Markte zu gehen. Diese Märkte wurden von den weiter von der Handelsstraße abliegenden Ortschaften stark besucht. Die Gastwirtschaften, Bäder und Fleischer erfreuten sich des lebhaften Umlages, auch andere Gewerbetreibende hatten an solchen Marktplätzen ihr gutes Auskommen. So namentlich die Hufschmiede, Wagenbauer, Sattler, denn auf den holprigen Straßen erlitten Gefähr und Fahrzeug nur zu leicht Schaden. Die Landesfürsten, denen die Hebung des Handels in ihren Gebieten sehr am Herzen lag, stützten die Städte bereitwillig mit Vorrechten aus. Sie erhielten die Braugerechtigkeits; das Herbergsrecht wurde ihnen zugestanden; sie bekamen die Erlaubnis, Stapelsätze für die handelsgängigen Waren in ihren Mauern aufzumachen. Dabei wurden den Städten aber auch allerhand Verpflichtungen auferlegt. Sie waren gehalten, die Handelsstraßen in halbwegs fahrbarem Zustande zu erhalten. Diese Straßenunterhaltungspflicht war für die Städte eine schwere Belastung, denn sie erstreckte sich auf weite Wegstrecken. So müssen wir z. B., daß,

als der Abfahrhändler Tezel das Erzgebirge bereifte,

die an der Salzstraße liegenden Städte vom Landesfürsten die Aufforderung erhielten, die Straße in gehörigen Stand zu setzen, damit der Abfahrhändler in seinem Fortkommen nirgends behindert würde. Die Städte mußten weiter nach Bedarf Vorspann leisten und hatten bei der Unsicherheit des Verkehrs auch Geleitsmannschaften zu stellen. So erstreckte sich die Geleitspflicht der Schlettau Burgmannen von Elterlein bis zum Preßnitzer Uebergange. Dazu kam, daß an den Handelsstraßen auch Signalfunktionen unterhalten werden mußten. Das war besonders dort notwendig, wo die Kärnerwege schwebeligen und gefährliches Gelände zu durchschneiden hatten. Wir haben bereits, daß die Straßen auch durch sumpfige Gegenden geführt werden mußten. Hier hatte man durch Knüppeldämme den Straßenkörper zu befestigen gesucht. Jedes Abbiegen der Geschirre von den Knüppeldämmen konnte verhängnisvoll werden. Die schweren Lastwagen waren verloren, wenn sie in den Morast gerieten. Bei Nebel und in der Dunkelheit war diese Gefahr nur zu nahe liegend. Zur Verhütung eines solchen Ungeschickes hatte man an den unsicheren Wegstellen Signale oder Warnungsfunktionen errichten müssen, so eine Art Leuchtturm zu Lande, von denen aus die reisenden Kauf- und Handelsleute rechtzeitig gewarnt werden konnten. Eine solche Signalfunktion war zweifellos auch die Finkenburg zwischen Schlettau und Elterlein, denn gerade dort überschritt die Salzstraße ein ganz gefährliches Hochmoorgebiet. Wir gehen ganz gewiß nicht fehl, wenn wir den Namen Finkenburg als eine Umdeutung aus Funkenburg annehmen. Alle anderen Deutungen tragen zu auffällig den Stempel des Sagenhaften an sich, wie z. B. die, daß der jagdliebende Abt Fink von Grünhain hier eine seiner Jagdhütten aufgeschlagen hätte.

Der hier in Frage kommende Salzweg (Mag. Lehmann

nennt ihn kurz: „Die Straße“) war schon in den allerältesten Zeiten eine viel benutzte Verkehrsstraße. Vermutlich hat

schon Kaiser Karl der Große

im Jahre 805 diese Straße benutzt, als er seine Heere nach Böhmen führte. Auch Heinrich II. wird in dieser Richtung gezogen sein, als er 1004 über das Gebirge marschierte. Dieselbe Straße war es wieder, die den Mönchen von Sittichenbach aus dem Harz den Weg ins Erzgebirge wies, wo sie auf Drängen der Bergleute eine klüsterliche Niederlassung zur kulturellen Erschließung des Gebietes gründen sollten. (1236: Gründung des Klosters Grünhain) An dieser verkehrsreichen Straße trieben späterhin aber auch Raubritter ihr verwerfliches Handwerk. So machte nach den trüben Zeiten des Hussiten-einfalles der verwegene Ridel Mönch die ganze Gegend von Löbnitz bis nach Schlettau unsicher, bis er gefaßt und ihm im Jahre 1435 auf dem Schloß zu Schlettau der Prozeß gemacht wurde. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war es Mathias Köpstein, der mit seiner Bande die Ortschaften an der Salzstraße plünderte und durch Wegelagererei Handel und Verkehr beunruhigte. Auf dieser Straße wollten im Jahre 1455 Kunz von Raufungen und seine Spießgesellen, von Rosen und von Schönsfeld, die im Schloß zu Altenburg geraubten sächsischen Prinzen nach Böhmen entführen. Kunz von Raufungen kam nur bis Grünhain. Im Spiegelwalde erreichte ihn sein Geschick, während seine Helfershelfer schon bei Hartenstein das Abenteuer ausgegeben hatten.

Auf dieser Straße zogen 1536 die Grünhainer Cisterziensermönche entlang, als mit Einführung der Reformation ihr Kloster aufgehoben wurde und sie Zuflucht in böhmischen Klöstern suchen mußten. Die Hussiten waren dieselbe Straße gekommen, als sie 1429 das Erzgebirge überfielen, und im Dreißigjährigen Kriege stützten die Kaiserlichen und die Wallenstein auf denselben Kriegspfad herüber ins gebirgische Land, das sie mit ihrer Mordbrennerei und ihren Grausamkeiten jahrelang in Schrecken hielten. So bildete sich die alte Salzstraße mit der Zeit auch zu einer wichtigen Heeresstraße aus, die auch von den Schweden benutzt wurde, die nach der Schlacht bei Breitenfeld und späterhin den Krieg nach Böhmen zu tragen beabsichtigten.

Mit der fortschreitenden Zeit verloren die alten Hochstraßen ihre ehemalige Bedeutung. Die neuen Kunststraßen hielten sich mehr an die Täler. Durch die Eisenbahnen wurden sie noch weiter entwertet, so daß vielfach die mittelalterlichen Verkehrsstraßen heute kaum noch als Geländelinien in Betracht kommen. Sie spielen vielleicht als Feldwege hier und da noch eine bescheidene Rolle, sind teilweise aber auch ganz verschwunden. „Der Pflug ging über sie hin.“

Demgegenüber erleben wir es jedoch auch, daß manche von den alten Wegen jetzt wieder an Bedeutung gewinnen. Das Verkehrsauto, das Berge viel leichter überwindet als die Lokomotive, fährt wieder die alten Hochstraßen, auf denen in vergangenen Zeiten der Verkehr zwischen den Ortschaften hin und her pendelte. Es vollzieht sich auch hier der ewige Kreislauf, der den Grundfah aller Kultur bildet.

Mein Schlettau

Lied der Schlettau Schützen aus dem erzgebirgischen Heimatroman „Der silberne Vogel“.

Von Paul Thomas.

Wo die alten Mauern stehen
Und die Türme trübsig ragen,
Wo aus längst vergangnen Tagen
Wunderlich die Sagen gehn,
Wo die Bäche lustig schäumen
Und im Park die Teiche träumen,
Wo das Schloß mit seinen Zinnen
Lieber Föhrenwipfel ragt,
Und in dunklen Mauerlöchern
Spensterhaft das Kuglein klagt;
Wo gen Mittag auf der Höhe
Kühn sich Lavafüßen türmen,
Das ist meine Heimat Erde —
Mag der Himmel sie beschirmen!

Und am Anger, den die Rosen
Mit dem zarten Duft erfüllen,
Wo sich muntre Schwäne kosen,
Bächen ihre Sehnsucht stillen,
Wo die stinken Bachforellen
Schleichen durch die kühlen Wellen;
Wo im Niedgras und den Wiesen
Schöne Liebweibchen brüten,
Jodelnd auf der weiten Brache
Buben ihre Herden hüten,
Wo verlassne Bergeshaften
Von verschwundenen Zeiten träumen,
Des Gebirges stolze Gipfel
Kühn den Horizont umsäumen;

Wo im Wald die Hirsche streichen
Und durchs Luch die Säuen waten,
Und im Grunde bei den Teichen
Enten sich und Reiher baden,
Wo die hellen Hörner gelten
Von weidfrohen Jagdgesellen!
Und die Mühlen an dem Bache,
Und die Häuser in dem Städtchen
Mit dem Stroh- und Schindeldache!
Und die Burschen und die Mädchen!
Markt und Gassen, traute Winkel!
Und ein Wäldchen still, zu frieden!
Das ist meine Heimat Erde,
Mag der Himmel sie beschützen!

Aus der Stadt am Scheibenberg

Einen guten Geschmack hat der alte Zwergkönig Dronomossan gehabt, dich zu seiner Residenz zu wählen, das muß man ihm lassen! Daß Berg und Stadt so miteinander verwachsen erscheinen, wie in Scheibenberg, finden wir selten: In grünragender Höhe der Scheibenger „Hübel“ und davor, gleichsam lustig von Stufe zu Stufe abwärts springend, das Städtel im Schmuck seiner drei Türme. Ein feines Bild besonderer Reizes, vor allem dann, wenn vom Krähenhübel her oder vom Richterberg herüber die untergehende Sonne noch mit den letzten Strahlen die blanken Fenster anleuchtet. Da geht einem das Herz auf in Heimatsfreude, und das Auge schaut wohl gar Dronomossans Zwerglein in bunten Röckchen auf den goldenen Strahlen Seil laufen. Obwohl, mit Dronomossan und seinen Goldschähen — das ist eine wunderliche Sache! Wenn ich als Bub' versuchte, mit unnatürlich bravem Gesicht und viel geheimnisvollem Getue den edlen Zwergkönig zu finden, um ihm ein Zentnerlein glänzenden Goldes abzubetteln, kam mir sicher ein Eichhörnchen in die Quere oder eine junge Amsel, die recht erbärmlich flatterte. Und wenn dann der „Schachfuchser“ erhielt von natürlich vergeblicher Jagd wieder zum „Zwergloch“ zurückkam, war die Stunde verpaßt, und ein zerrissener Hosenboden weckte Mutters Hand zum — Nähen. Freilich, zum Nähen! Wer wird denn gleich — Einmal allerdings hätte mich der Zwergkönig beinahe übel genarrt, und heute noch wundere ich mich über meine gefunden Knochen: Ein „Schachfuchser“ soll am Scheibenberg versteckt sein, und ein richtiger „Gung“ muß den doch finden können, geht? So turnte und kletterte ich in der Nähe des früheren Schleittauer steilen Aufstieges umher, um ein Loch zu finden. Da rutschte plötzlich unter mir der überhängende Boden ab, und ich saufte blühgeschwind „kellerwärts“. 's war aber gar nichts Schachfuchserhaftes dabei: zerschundene Haut und geplathtes „Eichfleckel“ waren alles, was ich heimbrachte. — Nun haben klügere Leute das Schachgraben angefangen und fahren gar noch den ganzen lieben Berg mit der Seilbahn zu Tale und dann auswärts. Dronomossan, alter Silberbart, wie lange schaust du noch zu, wie deine herrlichen Orgelpfeifen stürzen müssen, um zu Geld zu werden? — Mir ist immer, wenn ich die Sprengschüsse vom Berge höre, als wenn der Scheibenberg aufbrüllt gegen menschlichen Unverstand, der sich seine schönsten Naturdenkmäler selbst zerstört. Alles läßt sich wieder aufbauen von Menschenhand, nur Naturschönheit nicht! Verbiest der Berg, den viele uns neiden, kein anderes Schicksal, als daß seine Steine irgendwo auf Straßen zusammengetreten werden? Dem denkst nach, und laßt euch bezwingen vom schönen Bild des Berges, den so prächtige Anlagen zusammenwachsen lassen mit seinem Städtel. Stellt euch im Abendsonnenschein auf's „Knöchel“ oder auf den „Egerfelsen“ und genießt den unvergleichlich farbigen Anblick: blaue und rote Dächer, grüner Wald, gelber Sand und blaugrau schimmernder Basalt! Und die Esen zeigen vorwurfsvoll hinauf zum Berg, der ihren Rauch mit grünen Puffern aufsaugt, um euch reine Luft dafür zu bieten, und rufen euch zu: „Dacht uns arbeiten für Geld und laßt euch dran genügen! Den Alten aber laßt zufrieden in seiner Bergschönheit!“ — — —

Ober- und Unterscheibe.

Im Jahre 1522 wurde von den Herren Ernst und Wolf von Schönburg die neue Siedlung „Scheibe am Berg“ gegründet, nachdem sich das am Fuße des Berges liegende Dorf Scheibe als zu klein erwiesen hatte, die aus der Umgegend zusammenströmenden Bergleute zu beherbergen.

Der Name „Scheibe“ läßt sich schwer erklären; vielleicht benannten die Harzer Bergleute, die zuerst im Flurgebiet des Dörfchens nach Eisen suchten, die Siedlung nach ihrem Heimatort? Steht ein Wort der Harzer Mundart dahinter? — So ist auch Scheibengraben Name noch nicht klar gedeutet; wenn im Süddeutschen „Scheiben“ statt „schieben“ gesprochen wird, so sind zwar bergbaulich keine Gründe abzusehen, weshalb zwei Siedlungen davon den Namen bekommen sollten, aber vom Feuertad-Scheiben (Schieben) her läßt sich vielleicht die Lösung finden.

Als Begründer des Silberbergbaues hat Kaspar Klinger aus Elsterlein zu gelten, der schon 1515 erfolgreich am Scheibenberg auf Silber schürfte. — Wann in den Dörfern Ober- und Unterscheibe der Eisenbergbau begann, ist nicht genau erfundbar; wir werden mit dem Jahre 1500 ungefähr das richtige treffen.

Guido Wolf Günther.

Rückblicke auf Scheibenberg

Scheibenberg ist eine Bergstadt, d. h., ein von schürfenden Bergleuten errichteter Ort, und zwar nach Annaberg (1496), Buchholz (1501), Joachimsthal (1516), Böhlitz (1520), Marienberg (1521). Ein Elsterleiner „Fundgrübler“, Caspar Klinger, hatte 1515 einige reiche Silbergänge im Scheibenberg entdeckt. Das „neue Geschrei“ über diesen Anbruch hoffnungsvoller Erzader veranlaßte bald großen Zuzug bergbaulustiger und -verständiger Männer, zum größten Teil aus Annaberg und Buchholz, nach dem Scheibenberg. Unterfunkt fanden sie zunächst im benachbarten Dorfe „Scheibe“, in dem schon lange vorher auf Eisenstein geschürft wurde, und in „5 Waldhäusern vorm Schletter Walde“, jetzt Bränklas genannt.

Weil aber bald durch immer stärkere Anwanderung Wohnungsnot eintrat, so ward man schlüssig, bei den damaligen

Der Glückwunsch Scheibengs

Die Obererzgebirgische Zeitung begeht in diesen Tagen ihr 75jähriges Jubiläum des Bestehens. — Seit vielen Jahren ist die Jubilarin Amtsblatt bzw. Veröffentlichungsorgan der Stadt Scheibenberg. Während des langen Zusammenarbeitens der Obererzgebirgischen Zeitung mit den hiesigen städtischen Kollegien hat immer das beste Einvernehmen bestanden. Die Zeitung hat die Interessen unserer Stadt stets in anzuerkennender Weise vertreten, ist dadurch bei der Einwohnerschaft sehr beliebt und das gelesenste Blatt geworden. An der Vorwärtsentwicklung unserer alten Bergstadt hat sie jederzeit regen Anteil genommen.

Wir beglückwünschen die Obererzgebirgische Zeitung als unser Heimatblatt zu ihrem Jubelfeste aufs herzlichste und hoffen auf ein weiteres gedeihliches Zusammenarbeiten.

Scheibenberg.

Mit erzgebirgischem Glückauf

Der Rat und die Stadtverordneten
Frankle, Bürgermeister.

Grundherren Ernst und Wolf von Schönburg vorstellig zu werden um Anlage einer neuen Heimstätte. Im dichten, morastigen Walde, der sich ehemals hier befand, ließen die beiden genannten Grafen auf der Westseite des „Hübel“ durch Sachverständige abholzen, abmessen und nach einem gefälligen Plan die neue Stadt anlegen. Nach amerikanischem Muster wuchs bald aus „Holz und Kleibe“ (Lehm) der Ort empor, Holzhäuser, Blockhäuser. Rings um den Marktplatz durften nur je vier Gebäude an jeder Seite desselben errichtet werden. In gerader Richtung zogen sich die Straßen durchs Weichbild. Da zumeist nur arme Bergleute sich hier anbauen, mußten die Behausungen, außen wie innen, aufs billigste und schnellste erstellt werden. Selbst beim „Holzklein“ konnte kein besonderer Aufwand getrieben werden, das Gotteshaus soll laut alter Baurechnung „nur 227 Thaler“ gekostet haben. Fest gegründet



waren die Wohnhäuser nicht, denn dieselben konnten „vermittelt einer Schraube, welche Eigentum der Kirche war, und täglich für 1 Groschen Zins verliehen wurde, von einer Stelle zur anderen gebracht werden“. Die Gründer der neuen Stadt schenkten dazu den ganzen Berg, Stadt, Berg- und Braugerechtigkeit. So konnte Scheibenberg ein gutes Fortbestehen gewährleistet werden, so lange Silberader mit reichem Abbau lohnten. Aber „mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell“. Von Nag.

Erneuerung der Bergstadt Scheibenberg.

Holz und Kleibe trockneten und dörrten im Laufe heißer Sommer gewaltig aus, und die Feuergefährlichkeit nahm zu. Da, am 1. August 1529, entstand in einer „Bergschmiede“, wie es heißt, durch Funksprung vom Herdfeuer ins dürre Gebälk ein Brand, der durch heftigen Westwind überprang auf



andere Wohngebäude, und in kurzer Zeit loderten die gefräßigen Flammen gen Himmel und verzehrten Gasse um Gasse. Weit- hin leuchtete der Schein des brennenden Städtchens. In wenigen Stunden war es nur noch ein qualmender Trümmerhaufen; ein bißchen Hab und Gut der bestürzten Bewohner, unter Lebensgefahr am Berge und im Schletter Walde geborgen, gab noch Zeugnis vom einstigen Wohnort. Nur ein paar kleine Hütten vor der Kirche blieben mit dieser verschont. Wahrscheinlich sind das die jetzigen Bohnhäuser am Ende der Schulstraße und Anfang der oberen Kirchgasse. Trotz des großen Unglücks verloren die hartgeprüften Bergleute den Mut nicht, und voll Gottvertrauen auf eine bessere Zukunft begannen sie den Wiederaufbau der Stadt, der schon im nächsten Jahre so ziemlich gelungen war. Feuer kann also Scheibenberg den 400jährigen Gedenktag dieses ersten Brandunglücks begehen. Die zweite Stadanlage wurde von Grund aus steinern ausgeführt. Die Grundherren haben ebenfalls durch allerhand Zuwendungen der Not gesteuert und der neuen Stadt zur Be- lebung mancherlei Gerechtigkeit verliehen. Am wertvollsten ist für Neu-Scheibenberg das Geschenk der „Hegde“ gewesen. Die betreffende Urkunde vom 8. Januar 1534 lautet:

„Wir Ernst, Herr von Schönburg, Herr zu Glauchau und Waldenburg und vor (für) uns, unsern Erben und Erb- nehmer, auch sonstigen vor Jedermannlichen mit uns aus nehmer, auch sonstigen vor Jedermannlichen mit uns aus Kraft dieses unseres offenen Briefes bekennen: daß wir unsere Unterthanen liebe, getreue, jegliche und nachkommende Richter, Schöppen und ganze Gemeinde aufm Scheibenberg, auf ihr demütig, unterthänig und fleißig Bitten, zu Unter- haltung ihrer häuslichen und nothdürftigen Gebäude, mit dem Holze, Grund und Boden, die Hegde genannt, aus Gnaden allda mit Holz, Grund und Boden erblich be- gnadet und begabt haben das wir gedacht, zu Erhaltung der nothdürftigen Gebäude zu gebrauchen, inne zu haben und zu ihrem Besten also zu dem zugemessenen wollen ihnen und ihren Nachkommen das also vor uns und unsere Erben und Erbnehmer aus Gnaden eingeräumt übergeben und sie dazu als des Ortsherrn in der besten Form und Weise, als wir das am beständigsten thun können und mögen, vor uns, unsern Erben und Erbnehmer hiermit und in Kraft dieses Briefes, nach Eigenschaft solcher Begnadigung und Gabe gnädiglich befehlt haben.“

Der Feuergott hat später noch einige Male den Ort heim- gesucht, so z. B. am 1. Mai 1677, da brannten in 1½ Stunden 45 Häuser an der Herrergasse (jetzt Albertstraße) nieder. Ver- ursacht wurde der Brand durch Caspar Hammers Frau, die aus Aberglauben vorm erstmaligen Viehaustreiben im Stalle geräuchert hatte. Die Familie verzog nach Oberwiesenthal, weil sie hier nicht mehr geduldet wurde. Am 16. Oktober 1710 brannten wiederum 52 Häuser ab, desgleichen am 11. Septem- ber 1740, da 17 Häuser in Feuer aufgingen. Doch immer wieder erhobte sich Scheibenberg von solchen schweren Schick- salsschlägen.

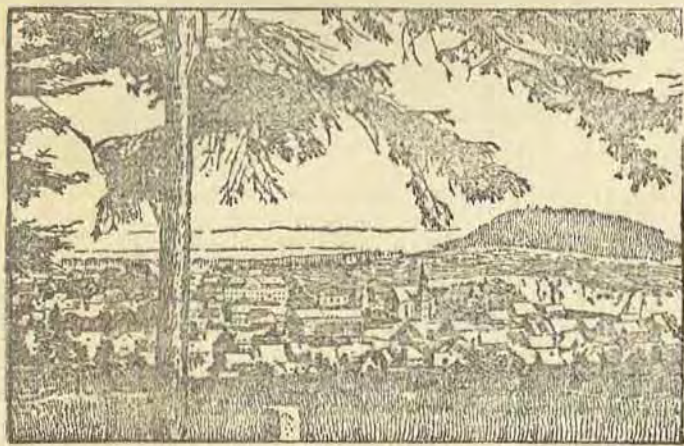
Nachdem der blühende Bergbau Ende des 16. Jahrhunderts zum Erliegen kam, mußte man sich anderen Erwerbszweigen widmen, z. B. der Spinnflüpperei und dem -handel, dann der Posamentiererei, auch dem Nagelschmieden. Später kam auch die Zigarrenmacherei auf und zuletzt die Metallbranche. Der ehemaligen Töpferei, der Papiermacherei, der Bindholzfabri- kation, der Korsettfabrikation und der z. Zt. noch bestehenden Saltemacherei sei nicht vergessen. Jetzt zählt Scheibenberg etwas über 2700 Einwohner.

Möge die alte Heimatliebe, die Zähigkeit und Ausdauer, der emsige Fleiß und die sparsame Genügsamkeit der Alten auch den neuen Generationen zur ferneren Wohlfahrt als bestes Erbeil erhalten bleiben!

Von Nag.

Der Scheibenberg

Schon in alter Zeit, vor 300 Jahren, ist die Bedeutung des Scheibenergs Naturfreunden aufgegangen und hat sie zum Besuch, zur Untersuchung und zur Ausfuch angeleitet. Der berühmte heimische, alte Magister Christian Lehmann, über 50 Jahre Pfarrer der Stadt schon gab eine geflügelte, kurze und drastische Beschreibung des „Hübels“ in folgender Aeußerung: „Dieser Hübel ist eine hohe Warte und Specula des Gebirges, ein ruhbarer Schatz, Wasser- und Futterkasten vor Menschen und Vieh, des Städtchens Reinftein, den Gott selbst gesetzt, ein Lustplatz vor die Menschen, so sich wollen erlustieren, ein Schreck- und Zornspiegel Gottes.“ Der Scheibenberg ist in der Tat eine „Warte“ mit seinen 807 Meter Höhe schon damals gemessen, als in den bösen Kriegszeiten vom Bergwart den Einwohnern rechtzeitig Zeichen gegeben wurde, wenn Feinde sich nahten, besonders von Ost und Süd, damit man rechtzeitig in die „weiten Wälder“ entweichen und dort bessere Zeiten abwarten konnte. Der Hussiten- und der Dreißigjährige Krieg haben diese Maßnahmen genugsam bewiesen. Aber auch heute noch ist der Berg eine Warte, besonders seit Erbauung des „Karolaturmes“ 1891. Wie viele Tausende pflegen seitdem jährlich ergötliche Umschau von da oben aus nach den Wunderherrlichkeiten unserer erzgebirgischen Heimat über Berg und Tal, Stadt und Dorf, Wälder und Felder. Ist doch der Scheibenberg als die aussichtsreichste Ausguckwarte nach Osten, Norden und Westen bekannt und geschätzt von allen Freunden der Wanderlust zur Sommer- und Winterzeit. Und auch eine „Specula“, d. h., ein Forschungsgebiet ist er mit seinen wunderbar scharfgezeichneten Basaltfäulen, besonders auf der Nordseite, wo sie die respektable Höhe von zirka 30 Meter erreichen. Da ist der



Spekulation so recht Tor und Tür geöffnet, ob die Gesteinsbildung neptunischen oder vulkanischen Gewalten ihr Dasein verdankt. Die vorgelagerten Sandfichten geben gleichfalls genügend Anreiz zur Nachforschung über Zeit und Umstände ihrer Entstehung, wie man ja wiederholt in wissenschaftlichen Werken lesen kann. Als „ruhbarer Schatzkasten“ bewährte er sich bei Anlage der Stadt, der er ausgiebig mit Silbererz die fleißige Arbeit der Bergleute lohnte, früher auch an seiner Süd- und Westseite die Oberscheibener bei ihrem Schürfen an seinem Fuße guten Eisenstein reichlich finden und in den letzten Jahrhunderten sogar schönen Kalkstein zutage fördern ließ. Schätze allerhand barg und birgt der Berg, ist also bis heute „Schatzkasten“ geblieben. Daß er auch der „Wasserkasten“ der Stadt und der näheren Umgebung geblieben ist, bezeugen die Wasserzuläufe zur städtischen Wasserleitung aus dem Georg-, Salomonis- und Laurentiusstollen, wenn sie auch jetzt nicht mehr allein das Bedürfnis nach dem edlen Naß decken können. Doch gibt es immerhin ungefangene Quellwässer, die nicht versiegen. Zum „Futterkasten“ Scheibenergs dient er aber heute noch. Was spendet er für Holz zur Fütterung der Döfen, zur Fütterung der Straßen und Wege sein Gestein als Packlager und Schotter und Streusand, Bausand, Pflaster u. s. f. Zur „Schwämme- und Beerzeit“ füllt er so manchen hungrigen und begehrlchen Mund, und das Vieh, zahmes und wildes, weidet heute noch seine Gräser, Kräuter und das Gestrübe als wohlbedömmliches Futter. „Reinftein“ ist der Berg vor wie nach; hier laufen die Flurgrenzen von Crottendorf, Walthersdorf, Schlettau, Scheibenberg und Oberscheibe zusammen und die Rainteine sind überall an Weg und Steg sichtbar mit ihren eingehauenen Zeichen. Für Menschen wird er immermehr „ein Lustplatz“. Die Scheibenerger Parkanlagen an und auf dem Berge beweisen es, der Aussichtsturm, das Schankhaus sind sprechende Beweise hierfür, und wir wollen Gott danken, daß der Berg das alles ausschüttet, was ihm zugemutet wird, ein moderner Lustplatz zu sein. Was Lehmann als „Schreck- und Zornspiegel Gottes“ wohl bezeichnet, ist wohl die Rückschau, die der Naturfreund bei Betrachtung von Sandlager und „Orgelspiefen“ hält, sie führt ihn in die Urzeit, da mächtige Naturgewalten einen Umsturz der damaligen Verhältnisse herbeiführten, wodurch der Beschauer zu Staunen und Grauen getrieben wird. Kann es sich nochmals wiederholen. Können unsere „Krater“ auf dem Berge wieder anfangen zu speien und zu fließen? Die Gewißheit haben wir nicht, wollen uns vielmehr der herrlichen Gegenwart unserer Bergnatur freuen.

Mag.

Die Scheibenerger Kirche

Wie alle Gebäude bei der raschen Gründung Scheibenergs war auch das Kirchlein nur von Holz und Kiebs errichtet worden, hat aber trotzdem der Feuersbrunst am 1. 8. 1529, wodurch Alt-Scheibenberg fast restlos zerstört worden war, standgehalten. Die damaligen Kosten des Kirchbaues sollen sich nur auf 227 Tlr. belaufen haben. Das religiöse Bedürfnis der Siedler war der Grund zur Errichtung des Gotteshauses und

der inneren Einrichtung. Damals herrschte hier noch der Katholizismus; denn die Stadtgründer, sowohl Ernst und Wolfgang v. Schönburg, wie auch der Landesherr, Georg der Bärtige v. Sachsen, waren der eintretenden Reformation sehr abgeneigt. Es wurde demnach die erste hiesige Kirche für den röm.-kath. Kultus eingerichtet und Johannes dem Täufer geweiht. Sie entbehrte noch des Turmes und der Uhr und besaß anfangs auch nur eine Glocke, die noch heute unter der Haube der jetzigen Turmes untergebracht ist. Daß aber reformatorische Be-

Friedrich Schneider aus Scheibenberg aufgemacht werden. Also fast 80 Jahre hat man mit dem Kirchturnbau zugebracht. Währenddessen waren schon wieder Reparaturen und Ergänzungen im Kirchgebäude nötig geworden. Ueber den vier Ecken befanden sich noch vor dem Jahre 1745 vier kleine Fenster, diese wurden durch Erhöhung der großen Fenster um 5 Ellen zu je einem hohen Bogenfenster vereinigt. In den Jahren 1754—1756 wurde das alte defekte Schindeldach abgenommen und ein Schieferdach aufgelegt. Die Unkosten wurden

Oberscheibe's Gruß



uch die Gemeinde Oberscheibe bringt der Obererzgebirgischen Zeitung zu ihrem 75jährigen Jubiläum herzlichen Glückwunsch dar. — Mögen die alten Bande zwischen der Heimat und der Jubelzeitung sich ferner erhalten und immer fester schlingen. Dann wird sich unser heutiger liebertrauter Heimatgruß „Ein treu erzgebirgisches Glück!“ im schönsten Sinne weiter erfüllen.

Die Gemeinde Oberscheibe
Sachse, Bürgermeister.

strebungen unter den zugezogenen Bergleuten ganz und gäbe waren, beweist der häufige Wechsel der vom Abte zu Grünhain hierher beordneten Geistlichen, abgesehen von der geringen Dotation der neuen Scheibenerger Pfarrerstelle, die im ganzen nicht mehr als 70 Gulden jährlich betragen haben soll.

Mit dem zunehmenden Wohlstande
nach dem Brande 1529, der die Holzstadt fast völlig vernichtet hatte,

regte sich auch das Bestreben nach Besserung bzw. Verschönerung des Kirchleins. Ob diese Kirchenfreundlichkeit zusammenhängt mit der Reformation Scheibenergs, bleibe dahingestellt. Der Grundherr, Ernst v. Schönburg, verfiel 1533 in eine schwere, bedenkliche Krankheit, die seinen reformationsfeindlichen Sinn so änderte, daß er nach seiner Krankheit als Freund der Lutherlehre 1534 in Annaberg Anteil nahm am Konvente der Evangelischen. Daher mag auch die Annahme rühren, Scheibenberg sei in dem gen. Jahr lutherisch geworden, obwohl der spätere hiesige Pfarrer, Mag. Gasmann, um das Jahr 1564 mit Kriebs die Worte hinter den Altar geschrieben haben soll: „1539 a. Sonntag nach Petri Kettenfeier wurde hier das Evangelium eingeführt.“

Aus dem Segen der Silberfunde

legten die Scheibenerger einen Grundstock an zur Beschaffung 2 neuer Glocken, die im Jahre 1554 gegossen wurden von Wolf Müller-Freiberg. Die Inschriften waren Sprüche in lateinischer Sprache. Die Glocken waren nun da, aber noch kein Turm, in dem sie wohnen und sich betätigen sollten. Man schaffte vorläufig Rat in der Weise, daß in der Nähe der Kirche ein besonderer Glockenstuhl aufgerichtet wurde zur Andbringung des Geläutes. Dieser Notbehelf sagte aber den Bürgern nicht zu; deshalb entschloß man sich zu dem noch größeren Opfer eines Neubaus der Kirche. Im Jahre 1558 wurde das der alten Kirche benachbarte Haus Caspar Drehters gekauft, damit genügend Bauplatz für die neue Kirche gewonnen ward. Damals reichten die Gelder auf der SD-Seite bis zur Kirche und der Gottesacker bis an die Unterfenster der Pfarre. Im Jahre 1559, also zu dem Zeitpunkte, da die Grundherren ihren „oberwäldischen Besitz“ käuflich dem Kurfürstentum Sachsen überließen,

begann der Kirchenbau.

Die alte kleine Kirche blieb zu einstweiligem Gebrauche stehen, wurde nach und nach umbaut, solange es die Umstände zuließen, dann aber nach und nach völlig abgetragen. Die neue steinerne Kirche sollte die Form eines griechischen Kreuzes erhalten. Man war aber mit dem Bau noch nicht weit fortgeschritten, als mancherlei Hemmnisse eintraten: Geldmangel, Dürre, Leuerung, Pest. 1571 wurde noch ein hölzernes Dach aufgelegt, damit man die neue Kirche in Gebrauch nehmen konnte. Am vorderen Portal ist die Jahreszahl 1559 eingemauert. Die Ausmaße waren folgende: 17 Ellen (9,7 Mtr.) hoch, 18½ Ellen tief (10,5 Mtr.) und 42 Ellen lang (29,7 Mtr.). Ueber 100 Jahre dauerte es, ehe die Kirchengemeinde nach den Schrecken der 30jährigen Kriege an den Bau eines Kirchturnes gehen konnte. Mittlerweile war ja auch der Bergbau völlig zum Erliegen gekommen, und andere Erwerbszweige waren eingeführt worden. Zu dem stattlichen 80 Ellen (45,7 Mtr.) hohen Kirchturne wurde am 30. April 1697 der Grundstein gelegt, welchen Johann Georg Pauli aus dem Vogtlande als Baumeister und Joh. Christian Delfner aus Scheibenberg als Zimmermann erbauten. Aber erst am 17. Oktober 1774 konnten Knopf, Wetterhahn und Stern vom Schieferbedachmeister Christ.

z. T. durch Geschenke von bemittelten Kirchenfreunden aufgebracht, so z. B. stiftete Herr Benjamin Meyer dazu 300 Tlr. Frau Johanne Coth ließ 1755 die Kirchbede rohren, bewerkstelligen und malen und das Vorhaus überm Haupteingang beschließen. Heute noch ist die Jahreszahl 1756 an der Kirchbede zu lesen. Am Turme unter der Uhr ist ein Altan vorgebaut, zu dem lieferte der Hammerwerksbesitzer Herr Rißke aus Oberschneide das eiserne Geländer umsonst. Außer diesen kostspieligen Bauten waren 2 Jahre vorher, also 1754, Kanzel und Emporen neu gemalt worden, die hölzernen Säulen vor den letzteren hatten passende Quadersteine als Unterlage bekommen und das Eingebor, das vormalig konlav gebaut und deshalb mit der Zeit zu eng geworden war, erhielt eine konvexe Form. Die zu verschiedenen Zeiten angestellten öffentlichen und privaten Sammlungen für die 1754—56 bewerkstelligten Bauten an Kirche und Turm betrugen 541 Tlr. 1 Gr.

Als im Jahre 1813 gefangene Franzosen hier untergebracht werden mußten, half man sich damit, daß man aus dem Kirchenschiff die Frauenstühle herausreißte und für die Gefangenen so Platz schaffte. Die Gottesdienste wurden einstweilen auf dem Friedhofe (in der Parentationshalle) abgehalten. Vom alten Rathaus kam die Uhr auf den Kirchturn, wurde mit neuem Zeigerwerk und Zifferblatt versehen und schlug das erste Mal am 7. März 1836. Im gleichen Jahre wurden die 1813 herausgerissenen und nach Abzug der Franzosen sehr mangelhaft und schadhast wieder eingesezten Weiberstühle auf Kirchengemeindekosten erneuert und mit Diefelung versehen.

Zum Schluß noch einiges über

Kirchengeräte:

Die Kirche besitzt einen gemauerten Altar, darüber befindet sich eine stark vergoldete Wiener Holz-Altararbeit, die Grablegung Christi darstellend. In den Seitenflügeln ist eine Darstellung der Enthauptung Johannes des Täufers zu sehen in Delmalerei. Die Altarleuchter sind Geschenke eines Kaufmanns Selmann vom Jahre 1764. Ebenso überkam die Kirche geschenksweise silberne, stark vergoldete Kelche und Patenen von Kaufmann Glisch in Nürnberg. Die hier ansässig gewesene Heeg'sche Familie spendete 1698 eine große, silberne Kanne, Altartücher, Taufstein- und Kanzelbegleitung. Der Taufstein hat einen wertvollen zinnernen Deckel. 1602 erbaute Gastein aus Annaberg die erste Orgel unserer Kirche, die Pauken wurden 1770 beschafft.

Eine gründliche, aber wohlgeungene Kirchenrenovation ist in den Jahren 1927/28 durchgeführt worden. Mag.

Alte Reime aus dem Scheibenerger Rathaus von Bergmeister Christoph Dietrich.

Nachstehend veröffentlichen wir eine Anzahl interessanter Reime, die einst 1646 im damals renovierten alten Rathaus zu Scheibenberg in die weißen Felder der Wände von dem Bergmeister Christoph Dietrich, dem Verfasser der Verse, eigenhändig hineingeschrieben waren mit der Bezeichnung „Teutsche Reime“.

Dieselben lauten:

Mit Kirchen-, Gemein- und Wasen-Geld
halt ehrlich Haß in dieser Welt;
Der Herrschaft und vertrautes Guth
Bezwecke nicht, wie mancher thut;
Es frist dir sonst dein Haab und Guth,
Wie man Exempel finden thut.

Mit deiner lieben Geißlichkeit,
Thu friedlich leben ohne Streit,
Zu rechter Zeit den Sold ihr geb'n
Und ihr aufs beste allzeit pflegn.

Ein jeder Regent merck gar eben,
Was ihm Syrach vor Lehr thut geben:
Gottesfürchtig seyn, halts Gewissen rein,
Bedenk dein' Pflicht, eign' Ruh' stiel ein.
Verschaff recht El, Maas und Gewicht,
Daß gute Bräuch abgehen nicht.
Reit Witwen, hilf den Wasen,
Dem armen Volk, Gott hats geheissen.

Mag.



Elterlein, die Geburtsstadt der Barbara Uffmann

Wie stolz klang doch fast vor tausend Jahren dein Name: Quedlinburg im Walde! Wie klang's nach Fürstenherrlichkeit und deutschem Ruhm, wenn dein alter Name genannt wurde! Nun aber erinnert uns das Städtchen Elterlein an braune Mönchskutten und Weihrauch und Messe, und der Klirrklang gewappneter Ritter wird überhört vom Psalmen-singen der Zisterziensermönche vom nahen Grünhainer Kloster. — Ein unbequemes Liegen hast du altes Städtchen dir heraus-gesucht so auf dem Rücken einer Anhöhe, von der du immer herabzugleiten drohst, und mir schien es wirklich einmal, als rutschten deine Häuslein nach dem Hammergrund hinab und ein riesiger Hammerhieb schlug sie zu Schutt und Staub. Das war, als ich einstmal als zwölfjähriger Bub' „probe-weise“ die Küche hütete beim guten Müller-Albin in der „Jägersruhe“ und über dem Träumen und Sinnieren beinahe der Scheibenberger Zug in meine Herde hineingefahren wäre. Na, das Küchhüten habe ich damals aufgegeben und weibe jetzt Lämmer (auch oft Schafe) auf anderer Weide, doch das Er-innern ist mir geblieben an jene Stunden. Und ein anderes Bild noch steht mir vor Augen: der Felsen, der rechts vom Hammergrund sich zeigt wie ein Kamel, das langgestreckt sein verdientes Mal verdaut.

Siehst' bald aus wie ein Junge, dem seine Jacke zu eng geworden ist und dem die gute Mutter überall durch Fleck und Saum das Gewand verlängern wollte. Älteste Zeit neben modernster Bauweise, die alte Postkutsche umweht der Stelle, da die Eisenbahn höflich pfeifend vergangene Postkutschenherrlichkeit zum Narren hält. — Hermann Billung, Sachsensiedler hatten wohl auch kaum an solches Ausmaß gedacht, als sie deine ersten Häuser dem wendischen Zwönitz so vor die Nase setzten. Und als der Silberregen plötzlich deinen schon etwas in Vergessenheit geratenen Ruf wieder weckte, da kuschelten sich die Berghäuslein hübsch brav um St. Lorenz, St. Barbara, Segen Gottes, Kurprinz, Mondschein, Fränzerei und wie sonst deine Zeichen alle hießen, ohne sich vorlaut über die alte Stadt-gemarkung hinauszudrängen.

Die Hussiten haben sich nicht gescheut, im Jahre 1429 deine Häuser zusammenzubrennen, so daß in der vollständig ein-gescherten Stadt niemand mehr haufen mochte. Hast's schwer genug gehabt, altes Städtchen; denn Brand und Pest haben dich gezeichnet öfter, als viele deiner Schwestern. Aber du hast den Strauß bestanden und blühtest heute im Abendroth aus vielen, großen Fabrikfenstern leuchtend an, als sei es dir gewiß, daß deine Zukunft aufwärts geht. Und des magst du recht haben: wie vor dem Rathaus deiner großen Patenstadt Quedlinburg der wehrhafte Roland als Wahrzeichen steht, so deutet das Barbara-Uffmann-Denkmal auf deinem Marktplatz auf ein fleißig' und geschicktes Völkchen! — — —

Ueber die Gründungsgeschichte dieses Städtchens wurde schon einiges berichtet. Was sich herauschälen läßt aus dem Gesecht von Sage und geschichtlicher Wahrheit, ist wohl folgendes:

Hermann Billung, einer der bewährtesten Helfer Ottos des Großen im Kampfe gegen die Slaven, erhielt Sachsen als Lehen und sah seine Hauptaufgabe darin, den slavischen Siedlungen möglichst nahe Siedlungen seiner Sachsen zu rücken, um das auffällige Fremdvolk besser überwachen zu können. So grün-dete er auch Zwönitz und Zwönitz zu Trotz die Ortschaft, die wohl im Gebiet der heutigen Gemeinde Burgstädtel (bei Elter-lein) gelegen haben wird. Selbst an der Gründung besonders Anteil bezeugend, gab er ihr den Namen seiner Heimat Quedlinburg. —

Durch einen nicht mehr festzustellenden Krieg wurden Stadt und Burg verwüstet, und in der Nähe entstand die Sied-lung „Wüstung“, die die Grünhainer Mönche in ihren Büchern lateinisch mit dem entsprechenden Worte „Alter“ nannten. Daraus sei Elterlein geworden.

Die bekanntere Ableitung von Altar — Altärlein ist durch die Chronisten Albinus, Chr. Lehmann und von Bessot genug verbreitet, um besonders untersucht zu werden. — Welche Meinung ist nun die richtige? Das Hauptstaatsarchiv scheint die „Altärlein-Gründung“ abzulehnen, denn 1899 stellte es auf Ansuchen das Wappen Elterleins fest in der vielen Städten gemeinsamen Art: Stadtmauer, Türme, Tor und Herrschafts-schilder (Burggrafen von Meißen und Herren von Schönburg). Also ausgesprochen die Sinnbilder aus der Städte-Erbauerzeit. Das frühere Wappen zeigt dagegen einen Altar mit zwei Leuchtern, deren Kerzen brennen.

Guido Wolf Günther.

Vom 1000jährigen Elterlein

Von Stadtschreiber Georgi.

Das 75jährige Jubiläum der „Obererzgebirgischen Zeitung“ erweckt auch in der Stadt Elterlein lebhaftes Interesse. Drei-viertel Jahrhundert hat die liebe Heimatzeitung die Geschichte unserer Stadt treu begleitet. Bedenken wir dessen, so lenken sich andererseits hierbei die Blicke auch von allein zurück in die Geschichte der Geburtsstadt einer Barbara Uffmann.

Das freundlich gelegene frühere Bergstädtchen Elterlein gehört zu den ältesten Orten im sächsischen Erzgebirge und kann auf eine tausendjährige Geschichte zurückblicken. Der

Geschichtsschreiber von Bessot vom früheren Justiz- und Rentamt in Grünhain schreibt in seinen historischen und stati-stischen Nachrichten über die Stadt Elterlein, und zwar auf Grund des sehr glaubwürdigen Geschichtsschreibers Albinus, daß

Elterlein bereits im 10. Jahrhundert existiert hat. Feuersbrünste und Kriegstürme haben leider gründlich dafür gesorgt, daß nur dürftige Nachrichten übrig geblieben

Teil oder die oberwäldischen Besitzungen, darunter

Elterlein, an den Kurfürsten Vater August von Sachsen. Elterleins Stadtwappen erinnert noch jetzt an die Zugehörigkeit der Stadt zum Hartensteinischen und Schönburgischen Besitz. Es zeigt auf schwarzem Schilde eine hohe goldene Mauer mit offenem Tor, hinter deren Zinnen zwei kleine goldene Türme mit roten spitzen Dächern herausragen, die mit goldenen Knöpfen versehen sind; an beiden Seiten stehen rotbedachte mit

Die Stadt Elterlein

„An dem Jubellage nimmt die Stadt freudigen Anteil“

Der Obererzgebirgischen Zeitung, dem langjährigen Amts- und Tageblatt unserer Stadt, ein herzliches Glückwunsche zu ihrem 75jährigen Bestehen. Obwohl Elterlein am äußersten westlichen Ende des Annaberger Bezirks gelegen, war die Jubi-larin jahrzehntelang immer die vorherrschende Tageszeitung, das Orts- und Heimatblatt, das heute noch hier die größte Verbreitung hat. Gewiß ein Beweis ihrer Vollständigkeit und Beliebtheit. Es ist dankbar anzuerkennen, daß die Jubilarin an allen Ereignissen unserer Stadt, an ihrer Entwicklung und dem gesamten Gemeinwesen jederzeit regen Anteil ge-nommen hat und darüber hinaus immer bestrebt war, den Heimatsinn und die Liebe zur erzgebirgischen Heimat mit ihren Schönheiten und Gebräuchen im besonderen zu fördern.

An dem heutigen Jubellage der Obererzgebirgischen Zeitung nimmt daher nicht zuletzt auch unsere Stadt freudig Anteil mit den besten Wünschen für ein weiteres Vor- und Aufwärts.

Der Stadtrat
Römer, Bürgermeister.

sind. Die Entstehung des Namens ist daher etwas in Dunkel gehüllt. Es wird darüber folgendes berichtet: Ueber dem Rücken des Berges, auf welchem das Städtchen liegt, führte die Straße nach Böhmen. Es hatten sich hier einige Einwohner angebaut, die die Reisenden nach ihren Anstrengungen bewir-teten. Diese wollten, nachdem sie die Gefährlichkeiten des Weges und der Gegend überstanden hatten, Gott für seinen Schutz danken und hielten Messe. Da die hier ansässigen Be-wohner noch keine Kirche besaßen, kam aus dem benachbarten Kloster Grünhain ein Mespriester mit einem tragbaren Altar. An die Stelle des tragbaren trat später ein feststehender Altar, und so ist der Ort

Altärlein, später durch den Volksmund in Elterlein

und schließlich in Elterlein umgewandelt, entstanden. Darauf deutet auch das spätere Ratsiegel in Uebereinstimmung mit einem Kircheniegel, das einen Altar mit zwei darauf befind-lichen Kerzen zeigt. In den frühesten Zeiten soll es Quedlin-burg geheissen haben, und der Name soll mit dem von Kaiser Otto dem Großen zum Herzog von Sachsen ernannten Hermann Billung im engen Zusammenhange stehen. Billung lebte, bevor ihm Sachsen verliehen wurde, in der Gegend von Quedlinburg im Harz. Da nun Elterlein um diese Zeit Quedlinburg ge-heissen haben soll, wird gefolgert, daß er seine hiesige Nieder-lassung nach seinem alten Heimatsort benannt hat. Dieselbe soll im heutigen Burgstädtel gewesen sein und ist später mitsamt der Burg verwüstet worden. Diese Stätten sind nicht wieder errichtet worden, sondern unmittelbar bei dem verwüsteten Quedlinburg ist das heutige Elterlein entstanden. Der Name Elterlein selbst wird abgeleitet vom mittelhochdeutschen „alter“ (Ruine, Wüstung) und der Verkleinerungs-silbe „lein“. Darum bezeichnet Elterlein den Ort, der bei einer Ruine, einer kleinen Wüstung, einer wüsten Flur kleineren Umfanges angelegt ist. Gemeint ist also die zerstörte Quedlinburg.

Ueber die Burggrafenzeit (1200) ist nicht viel zu berichten. Ob damals Elterlein schon zu der Herrschaft Hartenstein ge-hörte, und wann diese die Burggrafen von Meißen erhielten, ist unbekannt. Nur ist bekannt, daß im Jahre 1406 die Burg-grafen von Meißen die Herrschaft von Hartenstein wieder an die Schönburger verkauften. Elterlein blieb dann 153 Jahre im Besitze derselben. Am 2. Mai 1559 verkauften diese den sogen. oberen

goldenen Knöpfen versehene Siebel hervor, an dem heraldisch rechts der Wappenschild der Burggrafen von Meißen (schwarzes Andreaskreuz in goldenem Felde) links jener der Herren von Schönburg (dreimal schrägrechts in Rot und Silber geteilt) aufgehängt ist. Die Stadtfarbe ist rot-weiß.

Schwer war die Heimfuchung Elterleins in früherer Zeit.

Kriege und Feuersbrünste rissen tiefe Wunden, die nur schwer wieder vernarben. Not und Sorgen waren oft groß. Elterlein hat in den Zeiten der Hussiten, im Dreißigjährigen Kriege und während der vielen Brände in den Jahren 1605, 1632, 1658, 1662, 1676, 1702, 1719 und 1862 schwer gelitten. Während der Bergbau blühte, befand sich die Stadt im Wohlstand, und der Ort soll aus 5—600 Häusern bestanden haben. Man findet heute nur noch wenige Häuser, die die schön gewölbten Fluren von Patrizierhäusern zeigen.

Die Berggruben ergaben die Stadt am 10. November 1854.

Die Kutteln waren vor dem Dreißigjährigen Kriege ein be-rühmtes Silberbergwerk; sie wurden bis 1763 gebaut. Wie im übrigen Erzgebirge, so verlor auch Elterlein seinen Bergbau und mit ihm so manchen schönen Brauch. Auch von Seuchen und anderen Drangsalen wurde Elterlein nicht verschont und 1585 und 1589 wütete die Pest so schrecklich, daß 241 und 97 Personen starben. Im Jahre 1776 zählte die Stadt 900 Ein-wohner und 150 Häuser, 1830 1750 Einwohner, 1861 2215 Einwohner, 1900 2205 Einwohner und nach der letzten Volkszählung am 16. Juni 1925 durch Zugzug infolge der ver-mehrten industriellen Tätigkeit 2792 Einwohner und 259 be-wohnte Häuser. Bis 1877 hatte Elterlein revidierte Städte-ordnung, seitdem die Städteordnung für mittlere und kleine Städte, bzw. jetzt die neue sächsische Gemeindeordnung. Ueber 300 Jahre, bis zum 31. Mai 1874, war man dem Gerichtsamt zu Grünhain unterstellt und gehört jetzt nach Scheibenberg. Grünhain kam zum Amtsgericht Schwarzenberg.

Der Ort wurde auch von Teuerung und Hungersnot heim-geführt. Während muß der Winter des Jahres 1740 gemessen sein. Er begann vor Michaelis und dauerte bis in den April. Mit dem Bergbau stand das übrige Erwerbsleben in Verbin-dung. Die reichliche Gewinnung von Eisenstein führte zur Anlage eines Hammerwerkes im Hüttengrunde. Arbeiter waren

die Nagelschmiede stark vertreten.

Die Nagelschmiede besuchten weit und breit die Jahrmärkte. Elterlein hielt selbst Jahrmärkte ab, und zwar im Jahre deren zwei, welche am Montag und Dienstag nach Maria Heim-fuchung (Sommerjahrmarkt) und am Montag und Dienstag nach Maria Geburt (Herbst- und Kirchweihmarkt) abgehalten wurden. Die Jahrmärkte finden schon seit dem Jahre 1667 statt, und zwar in der vorigen Weise bis 1900. Jetzt werden die Märkte abgehalten am 1. Sonntag im Juli und am Sonn-tag nach dem 7. September. Das Kirchweihfest soll schon seit dem Jahre 1486 gefeiert werden. Die Nagelschmiede wurden später durch eine Fabrik in Elterlein und in Mittweida sehr gedrückt, da sie hinsichtlich der Preise mit den Fabriken nicht mehr konkurrieren konnten.

In ihrer Verzweiflung zerstörten sie 1848 die Fabriken, die die verhassten Maschinen bargen. Der Nahrungserwerb



bestand noch in Ackerbau und Viehzucht, Spitzklöppelei, Marktschuhmacherei und im Handel. Die Blüte und den Wohlstand z. Bt. des Bergbaues gibt auch eine große Anzahl angesehener Familien kund, von denen sich verhältnismäßig viele Glieder gelehrten Berufen und höheren Studien zuwandten. Zu den berühmten Ortskindern gehören besonders die Herren von Elterlein. Sie entstammen einer Nürnberger Patrizierfamilie und lebten im 15. und 16. Jahrhundert als die Bergherren von Elterlein.

Die Erfinderin der Spitzklöppelei, Barbara Utmann, ist eine Tochter des Heinrich von Elterlein. Großes Ansehen genossen weiter das Geschlecht der Hühnerköpfe und die Familien Klinger, Köhling, Utmann, Taucher usw.

Eine erfreuliche Entwicklung hat Elterlein in den letzten Jahrzehnten insbesondere dadurch erfahren, daß

am 1. Mai 1900 eine Eisenbahnlinie Scheibenberg—Zwönitz eröffnet und dadurch Elterlein dem weiteren Verkehr erschlossen worden ist, und weiter durch die Errichtung eiserner Fabriken. Das Tempo des Verkehrs hat weitere Formen erhalten in der Errichtung von Kraftpostlinien nach Zwönitz, Annaberg, Bierenstraße (Fichtelberg), Schwarzenberg und Geyer. Es bestehen zur Zeit Fabriken für die Herstellung von Böschpapier, Schuhwaren, Blechwaren, Gaszählern, Pappen, Wäsche- und Klebstoffen, sowie eine Gerberei. Anstelle des Hammerwerkes ist eine Eisengießerei getreten. Bedauerlich ist die Aufgabe einer Elektrizitätsfabrik am 31. 12. 1926, die über 200 Leute beschäftigte. Über 300 Leute gehen heute noch nach auswärts auf Arbeit, da sie im Orte keine Beschäftigung bekommen. Die Arbeitslosigkeit ist von Jahr zu Jahr größer geworden, und wiederholt ist den Arbeitslosen durch Ausführung von Notstandsarbeiten im Wege der werkschaffenden Arbeitslosenfürsorge Beschäftigung gegeben worden. Diese bestand in der Entwässerung der Wolfersbach-Wiesen, Instandsetzung der durch Unwetter entstandenen großen Schäden an den Ortsstraßen, Aufforstung größerer städtischer Waldflächen, Auswechslung von Trinkwasserleitungen. Von den älteren Leuten wird noch die Spitzklöppelei betrieben, die aber sehr wenig einbringt. Um die Fertigkeit des Klöppelns zu fördern, wurde eine Klöppelschule errichtet. Diese ist 1869 gegründet und 1906 in städtische Verwaltung übernommen worden. Jüngere Frauen beschäftigen sich in der Heimarbeit mit Gort- und Posamentennähen; die Landwirtschaft bildet für etwa noch 50 Familien die Haupteinkommensquelle. Das 1905 errichtete städtische Gaswerk besteht nicht mehr. Elterlein wird durch das Ferngaswerk Annaberg versorgt. Auf dem Marktplatz fallen recht angenehm die netten, fast durchweg renovierten Häuser, darunter das neu-erbaute Rathaus nebst Fronte und die breiten graniternen Fußwege auf. Auf der Nordseite steht inmitten der seitens der Stadt schön gepflegten Anlagen das Kriegerdenkmal (entfällt am 2. 9. 1895) für die 1870/71 gebliebenen beiden Krieger. Ein weiteres stimmungsvolles Kriegermal

berühmte Männer sind noch vorhanden: die Luther-Eiche (gepflanzt 12. 11. 1883), die Bismarck-Eiche (gepflanzt am 1. 4. 1896) und die Schiller-Eiche (gepflanzt am 10. 5. 1905). Als Aussichtspunkte sind zu erwähnen: der Galtenberg, Schatzstein (durch Sagen bekannt) und die Prinz-Friedrich-August-Höhe, wo im Jahre 1813 Soldaten aus Ungarn, Rußland und Preußen ihre Lager aufgeschlagen hatten und die Einwohner bedrohten, aber dann wieder abzogen. Von dieser Höhe und vom Bahnhof (630 Meter) genießt man eine prächtige Rund- und nach dem mittleren Erzgebirgskamm. An der Staatsstraße nach Zwönitz zu findet man in der Postmeilenfäule noch einen Rest alter Zeit, über welche die Gegenwart bei ihren Verkehrsvereinfachungen mit Unrecht lächelt. Diese Säule ist ein Denkmal für die frühere Bedeutung der Stadt als Verkehrs- und Hauptpunkt.

Die Folgen des wirtschaftshemmenden Krieges und der katastrophalen Inflationszeit sind auch in Elterlein noch nicht überwunden. Die Stadtgemeinde hat durch Bezuschussung, Vermittlung von Staats- und Bezirksbaudarlehen und sonstige Darlehen nichts unversucht gelassen, damit in jedem Jahr Bauten zur Ausführung kamen. In der Nachkriegszeit sind seitens der Stadt errichtet worden: ein 10-, 8- und 6-Familienwohnhaus und ein Kinderreichen-Doppelwohnhaus, durch den Siedlungsverein: ein Einfamilien-Doppel- und fünf Zweifamilien-Bohnhäuser und durch Private: elf Ein- und acht Zweifamilienwohnhäuser. Außerdem sind noch eine große Zahl Wohnungseinbauten finanziert worden. Diese Wohnungen haben aber den Bedarf noch lange nicht gedeckt. Es gibt noch gegen 70 Wohnungssuchende. Neben der Erstellung von Wohnungen macht sich auch der Bau eines neuen Schulhauses nötig. Das jetzige ist 1867 errichtet worden und der Neubau 1883. Die Klassen- und die Kinderzahl sind größer geworden, und schon seit mehreren Jahren werden im Pfarrhaus zwei Zimmer zum Schulunterricht in Anspruch genommen. An weiteren Fortschritten sind zu erwähnen die Errichtung eines Gemeindeverpflegshauses im Jahre 1911, eines Wasserwerkes mit Leitungsnetz im Jahre 1896, eines Freischwimmbades im Jahre 1915 und die neuzeitliche Ausrüstung der Freiwilligen Feuerwehr. Noch um 1900 herum waren die Einwohner zufrieden, wenn nachts an jeder Straßenecke ein trübes Lämpchen flackerte und ihnen nachts den Weg zu dem heimischen Herd wies. Was war es aber für ein großes Ereignis, als durch die Gasbeleuchtung die Stadt an jedem Abend erleuchtet wurde. Diese in allen Tonarten gewürdigte Errungenschaft reichte aber nicht aus, und seit 1927 herrscht das elektrische Licht als Straßenbeleuchtung. Das Vereinsleben ist, wie überall, auch hier stark entwickelt. Es bestehen etwa 40 Vereine. Zu den neuen nennenswerten Vereinsgründungen gehören die Freiwillige Sanitätskolonne vom Roten Kreuz und der wieder ins Leben gerufene Erzgebirgs- und Verschönerungsverein.

Freilich gibt es noch viel in mannigfacher Beziehung zu schaffen. Noch konnte nicht immer Schritt gehalten werden mit dem, was not tat. Wenn wäre noch mehr geschafft worden, harte Grenzen aber hat auch die Schwere der Zeit gezogen. Der Geist, der Elterleins Stadtbilder beherrscht, berechtigt jedenfalls zu den besten Hoffnungen, daß alles getan wird, um den Wünschen der Einwohnerschaft gerecht zu werden und den guten Ruf und das Ansehen der Stadt in der erzgebirgischen Heimat zu festigen. Dazu ein herzliches „Glück auf!“

berg ausgeführt worden und ist einer der schönsten Kirchtürme des oberen Erzgebirges. Er hat eine Höhe von 57 Metern und ist aus Sandstein und Granit gebaut und reich verziert. Über dem Portal grüßt die Statue des einladenden Christus. Die Turmspitze wird oberhalb des Kuppelganges, der einen prächtigen Ausblick auf das ganze mittlere Erzgebirge bietet, von vier schmucken, auf Sandsteinsäulen ruhenden Türmchen flankiert, zwischen denen sich die Zifferblätter der Uhr befinden, die die Wertstunden mit der kleinen, die vollen Stunden erst mit der mittleren und dann mit der großen Glocke angibt. Während des Turmbaus wurden die drei Bronzeglocken aus der Biersingischen Erzgießerei in Dresden mit drehbaren Zapfen versehen. Dabei stellte sich heraus, daß die große Glocke, die bereits im Jahre 1731 umgegossen worden war, oben am Kranz einen fast 2½ Zentimeter langen Riß hatte, so daß sie nach 160 Jahren abermals umgeschmolzen werden mußte. Am Dienstag, den 14. Juli 1891, wurden die drei Glocken ihrer Bestimmung wieder übergeben. Abends ½ 6 Uhr ertönte zum ersten Male das harmonische Geläute über die freudig aufstrebende Stadt hin. Nach Vollendung des Turmes wurde das Innere der Kirche einer durchgreifenden Umgestaltung und Erneuerung unterzogen.

Die Orgel

mußte durch ein neues Werk ersetzt werden. Auch wurde die ganze Orgelempore vom Altarplatz nach der gegenüberliegenden Westseite verlegt, die die Kirche einengenden verglasten Kirchenhöfe wurden beseitigt, und den bisherigen Inhabern wurden Plätze auf den Emporen angewiesen. Schiff und Emporen wurden mit neuem Gestühl versehen. Das Innere der Kirche empfing durch den Maler Karl Herlitz aus Oberwiesenthal und durch den einheimischen Künstler Holzbildhauer Konstantin Bach farbensaubere Aus schmückung. Die wertvollste Zierde erhielt die erneuerte Kirche in der neuen Orgel. Sie ist vom Orgelbaumeister Hermann Eise in Bautzen erbaut und enthält auf zwei Manualen und einem Pedal 28 klingende Stimmen mit 1731 Pfeifen. Zum Gehäuse für die neue Orgel konnte das schöne Gehäuse der alten verwendet werden. Die Weihe des im Innern völlig erneuerten Gotteshauses und der neuen Orgel fand am 15. Dezember 1894 statt.

Auch in den nächsten Jahren wurde noch manches zur schöneren Ausgestaltung des Gotteshauses von der zu all den Opfern freudig bereiten Gemeinde getan, deren Opferstimm auch durch die kirchlichen Oberbehörden und durch wohlhabende Privatpersonen dankenswerter Unterstützung erhielt. Am Totensonntag 1897 wurden die beiden mit Glasgemälden versehenen Altarfenster geweiht. Sie stellen die Engel der Liebe und der Hoffnung dar, welche zugleich die Kreuzigung und die Auferstehung Christi symbolisch veranschaulichen. In demselben Jahre 1897 erhielt auch die linke Altarwand den Schmuck zweier im Barockstil ausgeführten Spruchbänder und der in Holz geschnittenen lieblichen Figur der Mutter Anna selbst (mit der Maria und dem Jesuskind) und die Statue eines Diakons, letztere beiden Figuren wohl Ueberreste eines spätgotischen Altars. Am nächsten Jahre 1898 wurde die Neuerweiterung aller Fenster vorgenommen, auch ein Wasserraster Kirchengesamte gestellt, der sich aber nicht bewährte und 1909 durch eine Niederdruckdampfheizung (von der Volksschule angeschlossen) ersetzt wurde. Gasbeleuchtung erhielt die Kirche im Dezember 1905 bei Errichtung der Gasanstalt. Zur Christmette dieses Jahres erstahlte der bis aufs letzte Pfälchen dicht gefüllte heilige Raum zum ersten Male in dem herrlichen Blicke. Doch was damals bewundert wurde, wurde 21 Jahre später durch die elektrische Beleuchtung übertroffen, womit die Kirche 1926 ausgestattet worden ist.

Die Orgel war schon 1925 mit elektrischem Antrieb versehen worden. Zu gleicher Zeit hatte die Orgel auch wieder neue vordere Pfeifen erhalten, nachdem acht Jahre vorher in der Kriegszeit die alten schönen Pfeifen hatten herausgenommen werden müssen. Beim Gottesdienste am 20. September 1925 war die Orgel zum ersten Male im Schmuck der neuen Pfeifen zu sehen.

Die beiden größeren Glocken

mußten in der Kriegszeit auch abgeliefert werden.

Zum letzten Male riefen sie am Mittwoch, den 13. Juni 1917, ins Gotteshaus zur Kriegsbekundung. Nach Schluß derselben ließen sie eine Stunde lang ihren Abschiedsgruß über unsere Stadt erklingen. Die beiden neuen Glocken sind aus Gußstahl und von der Glockengießerei Schilling und Lottermann in Apolda gegossen und wurden am 10. Trinitatissonntag, dem 8. August 1920, geweiht. Der eiserne Glockenstuhl hatte, da die neuen Glocken größer sind als die alten, auseinandergezogen werden müssen. Die größere, auf 15 gestimmte Glocke hat als Umschrift oben: In ewiger Zeit dem Frieden geweiht. 1914—1919. Darunter steht vorn: Mein Gott in der Höh' sei Ehr'; rückwärts: gestiftet von Albin Richard Weber. Die auf 15 gestimmte zweite Glocke hat die Umschrift: Die Lebenden ruf ich zur Andacht herzu, den Toten läute ich Frieden und Ruh'; und darunter: Lob sei Dir, o Jesu.

Die kleine Bronzeglocke hat den Ton cis und bildet mit den beiden anderen ein harmonisches Geläute. Den im Weltkrieg gefallenen Elterleiner Helden wurde 1924 ein Denkmal vor dem Kirchhof errichtet. Es wurde am ersten Weihnachtsfeiertag 1924 geweiht. Es besteht aus rothfarbener Porphyrt und ist vom Bildhauer Bruno Ziegler in Chemnitz entworfen. Die Kosten sind durch freiwillige Spenden zusammengekommen. Rechts und links vom Mittelfuß sind in zwei großen Tafeln die Namen der 101 gebliebenen Soldaten eingemeißelt. Das Mittelfuß zeigt in der Mitte unter einem Kreuz die Inschrift: „Den Söhnen unserer Stadt“, über dem Kreuz das Schriftwort: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“. Die ergreifend ausgeführte überlebensgroße Figur eines sterbenden Kriegers frönt das Ganze. Jeder, der durch die Kirchgasse zu unserem Gotteshause geht, kommt an dem Denkmal vorüber, das an die Helden erinnert, die im Hergen ihrer Angehörigen und im Gedächtnis ihrer Vaterstadt Elterlein fortleben werden!

Die Kirche zu Elterlein

Von Pfarrer Dr. Paulinus.

Die Zeit der ersten Erbauung der Kirche ist unbekannt. Nach einer Angabe der Kriegschronik des Scheibenbergers Pfarrers Christian Lehmann († 1688) galt als der Patron der Kirche St. Lorenz, nach welchem auch eine Zeche und ein Stollen genannt wurde. Unsere Kirche wurde demnach eine St.-Lorenz-Kirche sein. Die Grundlagen zu dem jetzigen Gotteshause und zu dem 1888 abgebrochenen Turme stammen aus der Zeit nach dem Jahre 1481, als an jenem Unglückstage, wo ganz Elterlein eingeschert wurde, auch die alte Kirche niedergebrannt war.

Bei den schrecklichen Bränden 1662 und 1676

brannten auch Kirche und Turm bis auf die Umfassungsmauern nieder, doch gelang es beim Brande 1676, die erst wenige Jahre vorher von Matthias Treßcher aus Kulmbach gefertigte Orgel, wenn auch beschädigt, zu retten. Treßcher war einer der bedeutendsten Orgelbauer seiner Zeit. Er hat u. a. die Orgel im Straßburger Münster repariert, eine Arbeit, die kein anderer hätte übernehmen wollen. Nach dem Brande 1676 war die Gemeinde nicht imstande, ihr Gotteshaus sofort wieder aufzubauen. Erst nach einigen Jahren hatte sie sich so weit erholt, daß sie mit dem Aufbau der Kirche beginnen konnte. In der neuen Kirche wurde die gerettete Orgel, die der Zwidauer Orgelbauer Holbeck wiederhergestellt hatte, erneut errichtet. Ebenfalls wurde in der neuen Kirche der beim Brande 1676 beschädigte, aus den Flammen gerettete, mit schönen Schnitzereien versehene Altar aufgestellt, wo er sich noch heutigen Tages befindet. Dieser Altar war ein Geschenk des angesehenen Handelsherren Georg Taucher, dessen eiserne Grabplatte noch jetzt an der Südseite der Kirchhofmauer nahe bei der Schule zu sehen ist. In jenen Bränden war auch der Kasten mit den Hufstücken verbrannt, der

zur Erinnerung an die Greuelthaten der Hussiten in der Kirche aufgehängt

worden war, als diese im Jahre 1429 unsere Stadt gebrandschatzt hatten, nachdem sie zuvor das Kloster Grünhain zerstört und die dortigen Mönche erschlagen hatten. In den Jahren 1745—1748 erfolgte eine Erweiterung und Verschönerung der Kirche und eine größere Reparatur am Turm, doch wurde dessen Festigkeit durch Blitze stark erschüttert, die ihn am 14. Juni 1797 und am 18. April 1798 trafen. Am letztgenannten Tage,

am 2. Mittwoch nach Ostern, brach ein Gewitter bald nach 2 Uhr nachmittags aus. Zwei fürchterliche Donnerschläge folgten, beim zweiten hatte der Blitz die Spindel und den Knopf des Kirchturms getroffen, so daß die Feuerfunken herumsprangen, aber ohne zu zünden. Doch hatte der Blitzstrahl den Turm so beschädigt, daß man keinen Einsturz befürchtete. Am Schiff der Kirche hatte er auch genug Schaden angerichtet, u. a. auch die Bildsäule der Hoffnung, worauf die Kanzel ruht, und die Orgel beschädigt, die damals noch über dem Altar sich befand. Der Schaden wurde unter Aufwendung erheblicher Geldbeträge gründlich ausgebessert. Als Beihilfe zu diesen Kosten hatte die Gemeinde 1729 Taler aus der Brand-Affekurationskasse erhalten. Zum dritten Male innerhalb von 10 Jahren schlug der Blitz am 10. Mai 1807 in den Kirchturm. Es war am Sonntag Exaudi am Schluß der Feststunde. Ein Gewitter hatte sich zusammengezogen. Der Pfarrer Schreier wollte eben am Altar den Segen sprechen, da geschah ein fürchterlicher Schlag, der wieder in den Turm fuhr, jedoch ohne zu zünden, dann fuhr er am Turm herunter, an der Kanzel vorbei und schleuderte eine große Leiste an den Altar hin. Die Anwesenden eilten unter großem Schrecken aus der Kirche.

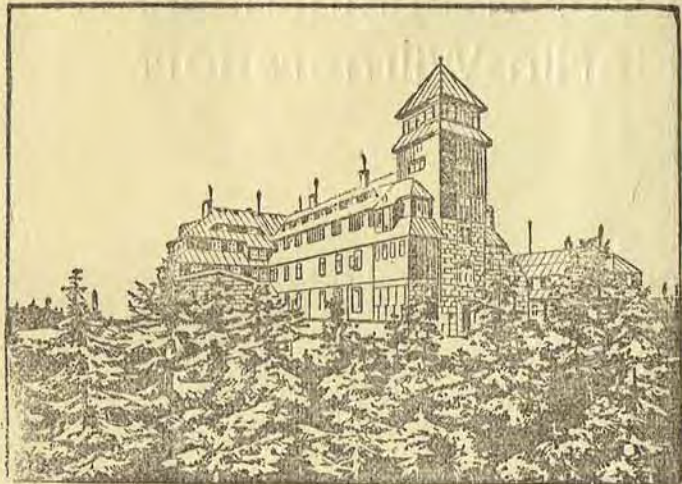
Durch diese Unfälle bekam der Turm einen schiefen Stand, und Risse zeigten sich, die im Jahre 1802 so bedenklich hervor- traten, daß eine umfassende Reparatur vorgenommen wurde, die gegen 1000 Taler kostete, aber nur vorübergehende Besserung brachte. Im Jahre 1886 wurden wieder bedenkliche Risse sichtbar. Nochmals versuchte man es mit Ausbesserungsarbeiten, aber es half nichts, es drohte der Einsturz des Turmes. Da beschloß man schweren Herzens, den ganzen Turm abzutragen, der jahrhundertlang auf die Geschichte der Stadt herabgeblüht hatte. Im Herbst 1887 wurde der Abbruch vollzogen.

Der neue Turm

wurde nicht am Standort des alten errichtet, sondern am Eingang an der Südseite der Kirche. Eine Anzahl dort befindlicher Gräber mußte beseitigt, die darin ruhenden Gebeine der Toten mußten in andere Gräber gebettet werden. Die Weihe des Turmes erfolgte Mittwoch, den 21. Oktober 1891 unter freudiger Anteilnahme der Gemeinde und vieler Zuschauer von nah und fern. Der Turm ist nach den Plänen des Architekten Schramm in Dresden vom Baumeister Nerge in Schwarzen-

Bachholz, 8. September 1929
Nummer 210 * 20. Beilage

Oberwiesenthal, die höchste deutsche Stadt



Breitschichtig zieht sich des Fichtelberges weißleuchtender Hang herab zu des Tales schühender Niederung. Behäbig dehnen sich Fichtelberg und Reilberg, die ungeschlachten Bergbrüder im Bette des Gebirges. In froher Winterlaune stülpen sie ein glühendes Barock auf das fichtenbekrönte Haupt, und weißer Hermelin fließt auch von ihren Schultern herab weit ins anschmiegende Land hinein. Und just dort, wo Fichtel- und Reilberg das kleinere Brüderle führen zwischen sich, hat sich auf wenig geschützter Anhöhe ein Städtlein hingewagt: Oberwiesenthal. Die beiden Schwestern aus dem Jungferngrund drüben haben sich baß verwundert, als die geschäftigen Menschlein so in 900 Meter Höhe Häuslein an Häuslein setzten und schließlich gar ein Kirchlein ernsthaft in den so nahe scheinenden Himmel wies. Aber es muß doch zu leben sein im höchstgelegenen Städtlein! Wenn auch Schnee und Eis den Häusern bleiche Gesichter und den Menschen rote Backen und blaue Nasen malen. Nur der Berg hat unwillig sein Haupt geschüttelt, daß seiner Schneeflocken wie ein Flimmerregen die auf der Eisenwiese sich tummelnden Jungfern verschuchte um die Neumondnacht: daß das Gezwerk von Menschlein es wagte, ihm mitten aufs Haupt eine Herberge zu setzen! Als ob so ein alter Bergknecht Lust hätte, sich am Gewimmel rodelnder und schneeschuhschreitender Menschenkinder zu freuen! Doch allgemach hat er sich dreingefunden. Drum, wenn wir Oberwiesenthal in unserer Heimat Bilderbuch schauen, dann sehen wir es im weißen Gewand des königlichen Hermelins, und die Häuslein sind die schwarzen Tupfen drin. — — —

Guido Wolf Günther.

Die Industrie in Oberwiesenthal

Von Ralph Müller.

Wiesenthal verdankt seine Siedlung der Industrie. In Orpus bei Ruppberg war Magneteisen gefunden worden, und der Eisenberg bei Unterwiesenthal hatte auch abbaubare Eisenvorkommen aufzuweisen. Die Bedingungen zur Verhüttung des Erzes waren gegeben: Kohle, Holzkohle, lieferte der Urwald in reichem Maße und die „Pöhl“ war wasserreich genug, Wasserräder zu treiben zur Gewinnung des Schmelzwindes in den „Hohöfen“. Diese günstigen Bedingungen führten zur Gründung des Roten Hammers in Unterwiesenthal, fast 100 Jahre vor der Verleihung der Stadtgerechtigkeit an das „Neustädtel“ (Ober-)Wiesenthal. Jahrhundertlang blieb dieser Hammer Hochofenbetrieb. Erst als Grenzschwierigkeiten das Orpuser Eisen fernhielten, und der Eisenberg nicht mehr genügend Schmelzgut lieferte, ist der Betrieb stillgelegt worden. Der Rote Hammer hat aber als Eisenwerk und Gießereibetrieb bis auf den heutigen Tag sich erhalten.

Wenige Jahre nach der Gründung dieses Hammers kam die älteste Form der Industrie als Tiefbergbau zu uns. Silber, Kobalt und Nickel waren sündig geworden im Zehengrunde und lockten die Knappen herbei, die die noch unwirtliche Gegend bevölkerten und urbar machten.

Der Bergbau mußte anfangs der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts begnadigt werden und kam gänzlich zum Erliegen.

Die Spitzen- und Posamentenindustrie fand dann früh Eingang; auch die Kunst der Nadler war zahlreich vertreten. Aber bei der ungünstigen Lage des Wiesenthals (im Norden Wälder, im Süden und Westen die Landesgrenze, die ganze Gegend ohne Eisenbahnverbindung), konnte sich keine dieser handwerksmäßig betriebenen Erwerbsquellen zu Industrien mit tausenden Maschinen und rauchenden Essen entwickeln.

Die Industrie mit der größten Arbeiterzahl ist die Glaceehandschuh-Fabrikation, die etwa 400 Arbeiter beschäftigen dürfte, worin allerdings ein großer Prozentsatz Grenzgänger enthalten ist, da die Handschuhindustrie an sich in den böhmischen Ranngebieten heimisch ist. Sie ist im Falle der Vergrößerung immer auf den Zuschub aus diesen Gebieten angewiesen. — Eine weitere Spezialindustrie ist mit der Saitenindustrie zur Stelle, die mit rund 100 Arbeitern den zweiten Platz am Orte belegt, soweit die Belegschaft in Frage kommt. Beide Spezialindustrien vergrößern sich dauernd, so daß die Hoffnung besteht, in ihnen sichere Er-

werbsquellen für einen großen Teil der Arbeiterschaft zu haben.

An Textilien verarbeitenden Industrien sind drei Betriebe aufzuführen, eine Maschinenspinnfabrik, eine Band- und Transporthfabrik und eine Strumpfabrik.

Auch Kartonnagenfabriken sind vorhanden, worunter sich ein Annaberger Filialbetrieb befindet, der mit größerer Belegschaft arbeitet. Die Eisenindustrie ist vertreten mit dem Roten Hammer und einer Fensterbeschlägefabrik. Diese beiden Industrien erfreuen sich besonderer Wertschätzung, da sie ausschließlich Männer beschäftigende Betriebe sind. Die neue Entwicklung Oberwiesenthals auf dem Gebiete des Wintersportes brachte auch die fabrikmäßige Erzeugung

von Wintersportgerät. Es existieren mehrere Kleinbetriebe, die aber flott zu tun haben. Der in Oberwiesenthal gebaute Ski erfreut sich großer Beliebtheit. Dieses Sportgerät ist den reichen Erfahrungen, die gerade hier gemacht werden, angepaßt. —

Ganz kann die in Oberwiesenthal heimische Industrie die männliche Arbeiterschaft nicht beschäftigen. Es würde sehr begrüßt werden, wenn sich Unternehmer fänden, die nach Oberwiesenthal vor allem Industrien verpflanzen, die ausschließlich Männer beschäftigen.

Die von Granzahl seit nun 30 Jahren heraufführende Eisenbahn brachte einige Besserung; aber die Industriezentren liegen immer noch weit ab.

Die Stadt Oberwiesenthal

... gedenken wir der schätzbaren Verdienste unserer Zeitung



Die Obererzgebirgische Zeitung kann in diesen Tagen auf ihr 75jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß gedenken wir der schätzbaren Dienste dieser Zeitung während dieser langen Zeit als Amtsblatt und Veröffentlichungsorgan, haben doch die Interessen Oberwiesenthals durch sie immer volle Würdigung gefunden. Dabei sind die Verdienste um die Förderung des Heimatgedankens (Geschichte) und die besonderen Belange Oberwiesenthals als Luftkurort und erstklassiger Wintersportplatz hervorzuheben. Für die Vorbereitung und Ausgestaltung unserer 400-Jahrfeier ist die Obererzgebirgische Zeitung ebenso sehr erfolgreich tätig gewesen.

In Anerkennung dessen wünschen wir der „Obererzgebirgischen Zeitung“ und ihren Herausgebern zu ihrer Jubelfeier Glück und Segen. Möge auch in Zukunft das Unternehmen blühen und gedeihen und die guten Beziehungen zu seinem ansehnlichen Leserkreis aufrechterhalten.

Glückauf!

Der Stadtrat
J. D. Müller.

Der Skilaut in Oberwiesenthal

Von Ralph Müller.

Der Ski ist vor ungefähr 35 Jahren nach Oberwiesenthal gekommen. Der damalige Bergwirt Brutus Fleischmann auf dem Fichtelberge hatte sich durch Vermittlung des Forstmeisters Timäus aus dem Norden die langen Hölzer kommen lassen. Der Sohn Fleischmanns bediente sich dieser und wurde von uns Jungens ob der merkwürdigen Hölzer und des Riesenslides, auf dem er bei der Abfahrt saß, als Wunder bestaunt und verehrt.

Der Stellmacher Albin Scharschuh in Oberwiesenthal hat diese Skier aus dem Norden als erster für einen Interessenten kopiert. Aber zunächst gab es weiter keine Skifreudigen. Uns imponierten als Kinder die langen Hölzer und die ungeschickte Handhabung dieser nicht sonderlich lange. Wir zogen das Rutschen als bodenständige Kunst vor und blieben ihr treu.

Das wurde eines Tages anders. Die Eisenbahn wurde gebaut, und unter den Ingenieuren war

ein Norweger, namens Harry Ohlsen.

Also Harry Ohlsen vom Eisenbahnbauamt Oberwiesenthal sah den schönen Schnee, die weiten Hänge, das herrliche Winterbild unserer Bergheimat und ließ sich aus Norwegen seine Skier kommen.

Er übte und fuhr mit den langen Brettern und begeisterte uns mit seiner Kunst! Wir beschneifelten, nach Ueberwindung anfänglichen Mißtrauens zur Person Ohlsens, er sagte statt a immer ä, seine Ausrüstung. Die Hölzer waren „de Ficht, naa, os Tann“, es erhob sich wegen dieser Meinungsverschiedenheiten großer Streit. Mit langen Riemen band er sich die

Hölzer unter die Füße, hinter diese Befestigungsart sind wir als Jungen nicht gekommen.

Daher erzählen wir von den Künsten des merkwürdigen Mannes, der sogar den „Schlingensiefelgrund neinführte“ das war für uns eine Leistung, als wenn einer nach Amerika segelt. Eines Tages galt es, den Wunschzettel zu schreiben. Die Herde Jungen hatte für diese Weihnachten keinen anderen Herzenswunsch, als Schneeschuhe zu besitzen und „Stadn“, wie der Ohlsen! Scharschuh baute diese Schneeschuhe. Ich erinnere mich noch ganz genau. Sie waren aus Ahorn; oder sollte es vielleicht doch Buche gewesen sein? Sie hatten etwas auf Zuwachs aufgebogene Spitzen und Rohrbindung eigener Anschauung, die Spitzen waren geschnitten, wie bei den Rennschlitten manchmal heute noch zu sehen ist.

Der Anfang am ersten Weihnachtsfeiertag 1895

war, wie aller Anfang, schwer. Der Schnee pappte, würden wir heute sagen, und der Gedanke, „Nicht!“ auf die Lauffläche zu bringen, war noch ungeboren. Als Übungsplatz wurde der Bahndamm, der später die Brücke Oberwiesenthal aufgenommen hat, gewählt. Hier erteilte Ohlsen auch seinen Unterricht, der aber nur kurze Zeit währte, da Ohlsen verstorben wurde.

Wir hatten schnell Gefolgschaft. Im Winter 1896 hatte jeder Klassenkamerad Skier oder wenigstens so etwas Ähnliches. Der Lehrmeister war aber weg, und aus uns wurden schlimme Autodidakten mit Hörnerfahrradspuren.

Die Postbeamten gingen auch an mit Skilaufen, der Postvetter, Postverwalter Uhlig, hatte sich des neuen Sportes angenommen und es auch zu sicherem Tourenfahren gebracht. Auch die Forstbeamten bedienten sich der Skier.

Ueber die folgenden Jahre der Entwicklung weiß ich nicht viel zu berichten. Wir kamen auf die höhere Schule und fuhren eben zu Weihnachten auf Skiern. Alle Jungen taten das und die Junioren machten bereits zünftige Touren auf die Berge, die in winterlicher Einsamkeit lagen.

Die Anzüge zum Skilaufen waren so unpraktisch wie nur möglich, sogar im harten Hut wurde gefahren, wenn einer Eindruck „dem Fensterin“ in Gottesgab machen wollte. Die Damen fuhren im Straßenkleid und Schwingerhut. Es ist kaum begreiflich, daß sich daraus unser modernes „Stihafert“ entwickeln konnte! Dann kam Dr. med. Erwin Jäger! Er predigte den Skilauf als Volkserziehungsmittel in der staubfreien Gebirgswinterluft, predigte unermüdlich jahrelang dieses Thema in den Großstädten und brachte

die sächsischen Ski-Bewegung in Fluß.

In Flöha gründeten wir auf Dr. Jägers Betreiben hin den Ski-Verband Sachsen. Die Folge war die gleichzeitige Gründung des Ski-Clubs Ober- und Unterwiesenthal. Die allererste sächsische Ski-Kirmes fand am 31. März 1905 in Oberwiesenthal statt. Von diesem Tage an ist die moderne skisportliche Entwicklung Oberwiesenthals zu rechnen.



Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

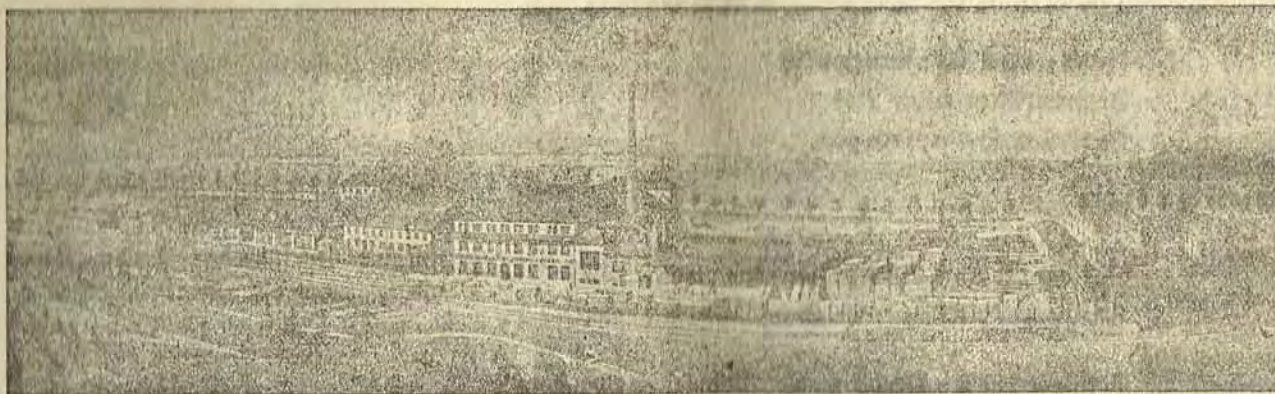
Johann Langer jr., Hammer-Untermiesenthal

Postscheckamt
Leipzig Konto Nr. 1175

Postscheckamt
Dresden Konto Nr. 34764

Allgemeine
Deutsche Credit-Anstalt
Annaberg, Erzgeb.

Bank für Handel u. Industrie,
chem. Länderbank
Weipert C. S. R.



Giro-Konto:
Stadgirokasse
Oberwiesenthal Nr. 142

Girokasse:
H.-Untermiesenthal Nr. 37

Fernruf:
Amt Oberwiesenthal 240

Telegrammadresse:
Holzlanger,
Hammerunterwiesenthal

Holzexport, Holzwollefabrik, Dampfsäge- und Hobelwerk

Holzexport: Lager von Bau-, Klotz-, Schleif- und Grubenholz, Reis- und Derbstangen

Holzwollefabrik: Erzeugung von Holzwolle in jeder gewünschten Qualität, von der feinsten Charpie-Wolle bis zur größten Verpackungswolle. Holzwolleseile von 3 bis 50 mm in jeder gewünschten Stärke.
SPEZIALITÄT: Buntgefärbte Holzwolle

Dampfsägewerk: Erzeugung von Schnittmaterial jeder Dimension, wie Kantholz, Bretter, Pfosten, Stollen, Latten etc.

Hobelwerk: Erzeugung von Hobeldielen, Dachfußboden, Stabbrettern, Rauhsplund, Scheuerleisten etc., gehobelt, genutet und gespundet etc.
Erzeugung von Dachschindeln, 8—15 cm breit, 58 cm lang, mit Schlitz und Zapfen

Eigenes Anschlußgleis * Dampf- und Wasserkraft * Tagesproduktion: 15000 kg Holzwolle

Holzwollelager in Chemnitz, Gera-Reuß, Eisenberg i. Th., Döbeln, Olbernhau, Grünhainichen

E. A. Müller

Seit 1848

Spezialfabrik von Säiten für alle Zwecke

Untermiesenthal i. Sa.

Kreisheim der Sächsischen Turnerschaft in Oberwiesenthal i. Erzg.

Heim mit 27 Gastzimmern mit 50 Betten

Warm- und Kaltwasserleitung
Gediegene Ausstattung aller Räume - Bäder u. Brausen
Gast- und Speisezimmer
mit herrlichem Blick nach dem Fichtelberg
Lese- und Schreibräume, Sitzungszimmer

Für Wandergruppen drei neuzeitlich eingerichtete Schlafsäle

Ideale Jugendherberge mit 130 Betten

Drei Schlafsäle für Jungen
Zwei Schlafsäle für Mädchen
Führerzimmer - Herrliche Aufenthaltsräume
Lehrsaal mit großer Bücherei u. Lichtbildapparat
Bäder und Brausen

(unmittelbar am Fuße des Fichtelberges, an der Straße nach der Schwebebahnhaltestelle)

Offen für jedermann!

Sehr gute Verpflegung
Volksfremlichste Preise
Einwandfreie Bedienung

Nebengebäude mit Autoboxen, Pferdestall und 2 sportgerechten Kegelbahnen
Gutausgestattete Turnhalle, herrlicher Turn- und Spielplatz / Turnhalle als Festsaal jederzeit verwendbar

Jedwede Annehmlichkeit für Schneeschuhläufer: Schneeschuhabstellraum, Trockenschränke, Reparaturwerkstätte usw.

Anmeldung für das Heim: Heimpächter Alfred Schulze, Oberwiesenthal, Fernruf Oberwiesenthal Nr. 219 und 229

Anmeldung für die Jugendherberge: Herbergsverwalter Richard Geißler, Oberwiesenthal, Fernruf Oberwiesenthal 219 und 229

Grüße der Sehmatal-Gemeinden

Frohnau

Wem gehört du eigentlich zu eigen, kleines Frohnau mit dem großen Ruf? Zieht es dich über den Schottenberg hinüber zu St. Katharinen, oder hältst du dich lieber fest an St. Annens Mantelfaun? Beiden wäre es eine Ehre, dich zu besitzen, denn ehrwürdigen Alters bist du beiden Bergstädten voraus und in deinen Fluren knistern und knacken allenthalben die Schacht- und Stollenzimmerungen aus längstbegrabenen Zeiten, die den Bürgern der größeren Nachbarorte Wohlstand und Ruhm brachten. Einer bescheidenen Magd gleich hast du zugehört, wie in der Tiefe deiner Gemarkung edles Erz gebrochen wurde, und doch der Reichtum den anderen zugute kam. Nun liegen sie beide groß und stattlich da aus deiner Kraft, und du selbst schmiegst dich schier ängstlich zwischen Schreckenbergs und Rätchensteins, als wolltest du den beiden vornehmen Schwestern nicht zur Last fallen. — Und birgst doch neben den vielen, altschindeligen Huthäuschen das Kleinod des Hammers, der breitlastend die Sehma mit schwerem Gezäh und wuchtigen Hämmern drückt. Der liebe, alte Hammer! In dessen Halbdunkel die Umrisse aller so märchenhaft verdämmern und auf dessen merkwürdigem Gerät die liebe Sonne durch Mäusen und Schindelschlitzen so wunderliche Kringel zu malen weilt. Wie oft sah ich nicht und träumte dem Raunen des Wassers nach, das außenhineilend im alten Fludergraben mühsames Spiel treibt. Und sollte doch deine Schönheit auf Papier zeichnen oder malen; — als ob es für solches Werk nicht des Meisters eines Meisters bedürfte! Als ob man solches Geheimnis nicht am besten in einen Holzschnitt bannte, wie die alten Meister es taten. — Manchmal freilich, — der kunstbegeisterte, wackere Lehrer wird es unserer Jugend verzeihen, — schlich der eine oder der andere aus dem kühlen Halbdunkel, um andere „Vorlagen“ zu suchen, und — fand sie drüben in der Hammerkammer bei Freund Martins schäumendem Biere. Schnell hinabgetrunken, entbedungsgefährdend und doch so köstlich mündend, weil's verbotener Genuß! — — Thronend über grünmoosigen Dächern, fast prozend in neuem Gewand, zeigt sich im alten Bilde die „Bäuerin“. Herbstlich wachsen aus dem dunklen Holzschnitt die Häuerfrauen, die Greise und Kinder heraus, die in gedrängter Menge vor der reichen Bäuerin Haus harren des Weines, der ihnen in frevelndem Hochmut gespendet wird und doch nichts anderes bedeutet, als das — Badewasser einer großbewahnsinnigen Berggewerkin. — Dann geistert Teufelspuk und fahrender Schüler Schachgräberfucht durch das Bild, und die Sage vom „letzten Heller“ und der „Teufelskugel“ wird lebendig und spielt um Hütten und Hain. — Oder des frommen Steigers Gänger Töchterchen schreiet betend um den „Rätchenstein“, und im Gewirr der Linien enträtselt sich uns die wunderliche Geschichte vom Teufel, dessen Künste an der Frömmigkeit der beiden Frohnauer gescheiterten. — So blättere ich gern in alten, strenglinigen und doch so sprechenden Bildern wenn ich dich, bescheidenes Frohnau, von den umliegenden Höhen aus erschau. Im Herrenzimmer deines ehrwürdigen Hammerwerkes beriet man am 21. September 1496 die Gründung der „Neustadt am Schreckenbergs“, der nachmals die Kirche den geltenden Namen gab. Und heute will dich die Tochter aufnehmen ins Gewirr ihrer Häuser, wie ein altes Weiblein dem man das Auszugstüblein einräumt. Wir aber vergessen dich nicht, Hammerdörflein voll reicher Erinnerung, und geben dir herzgeföhnten Glückwunsch mit, wenn künftig dein Geschick aufgehen sollte im Ergehen der größeren Stadt!

Guido Wolf Günther.

Der Gruß der Heimatzeitung.

An ihrem Jubeltag gilt im Anschluß an die Worte Guido Wolf Günthers besonders auch dem ehrwürdigen Hammer. Vor 20 Jahren etwa stand er in Gefahr, in industriellen Besitz überzugehen. Männer mit warmem Heimatherzen gründeten damals den „Hammerbund“. Es wurde eine Werbeschrift zur Erhaltung des Frohnauer Hammers hinausgeschickt ins Land, verfaßt von unserem jetzigen Hauptschriftleiter; ferner veranstaltete man Sammlungen. Das Ergebnis war, das es gelang, Schmiede und Herrenhaus dem Erzgebirge zu bewahren.

Sehma, Cranzahl, Neudorf

Wem seid ihr wohl davongelaufen, ihr Dörfchen im Sehmatal? War euch der Vater Fichtelberg zu rauhebeinig oder haben etwa schwache Nerven den Trubel der St. Annen- und der St. Katharinenstadt nicht ertragen können? Sieht's doch just so aus, als suchtet ihr euch vor Fichtelberg und den beiden Städten zu verstecken! Und freut euch doch herzlich, wenn das Eisenbahnle prustend und schnaufend winterfreudedurstige Menschen an euren Häusern vorbeigeschleppt und wenn — na, ich verlaß' lieber nicht, daß im Sehmatal so schöne Tanzmusik gemacht wird. — Nein, es ist nur flüchtiger Augenschein, der meinen läßt, ihr habt euch von der Welt abgeschlossen: mit beiden Enden reicht ihr lustig ins volle Leben hinein; im Süden tollt und scherzt ihr mit buntschiedigem Volk auf schneegeglühenden Breiten, und im Norden kiefert ihr der fleißigen Hände Arbeit in immer wachsender Menge ab. „Arbeit!“ murmelt jede Welle des Sehmabaches, die flint über die Steine hüpf. Goldenes Korn wagt euch nur spärlich, denn der nahe Fichtelberg ist kein Freund von Erntekranz und Herdengeläut; ihm klingt Schellengeläut lieblicher, und brettelhüpfende Weiblein und Männlein erfreuen ihm den schönsten Erntereigen. So habt ihr Sehmataliedler euch bescheiden müssen und seid untergeschlüpft

in zahlreicher Fabriken enges Gitter. Die Sehma staunt verwundert, was ihr auf ihre alten Tage noch zugemutet wird; wie oft sie sich zwingen lassen muß in enge Betten, die Menschen unbarmherzig ihr bauten. Kannst stolz sein auf deinen Namen, fleißiges Sehma; er hat guten Klang über die Heimat hinaus und ist gleichsam Wappen und Schild der Schwesterdörfer

mit. — Ob wohl in deinen Häusern, friedlich werkendes Cranzahl, am Sonntag Reminiscere jemand daran gedacht hat, daß man am Sonntag gleichen Namens des Jahres 1610 zwei brave Männer, von schwedischen Reitern ermordet aus Böhmen nach der Heimat brachte? Kaspar Schmiedel und Jacob Bruner waren sie genannt und kamen durch unglückseligen Zu-

Das Glückauf der Gemeinde Frohnau

... seine treffliche Berichterstattung und seine Pionierarbeit für den Frohnauer Hammer



em Heimatblatte „Obererzgebirgische Zeitung“ zu seinem 75. Wiegenfeste freundlichst zu gedenken, halten wir nicht nur aus gut nachbarlichen Beziehungen, sondern auch aus einer gewissen Dankbarkeit als unsere Pflicht. Nicht nur, daß wir durch seine laufende, treffliche und sachliche Berichterstattung erfreut worden sind, ist die Verwaltung immer bemüht gewesen, die ihr seitens der Gemeinde übertragenen Aufträge in Formularen und Drucksachen formgerecht, geschmackvoll und zu unserer vollsten Zufriedenheit herzustellen. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ darf sich aber besonders der Tatsache rühmen, für das Bekanntwerden des Frohnauer Hammers, der alten historischen Stätte im Sehmatal, wertvolle und segensreiche Pionierarbeit mitgeleistet zu haben.

Wir entbieten dem alten, beliebten Heimatblatte zu seinem Jubiläum, sowie der Verlags- und Schriftleitung zu dem Ehrentage die herzlichsten Glückwünsche und verbinden damit den Wunsch auf ferneres Blühen und Gedeihen.

Glückauf!

Frohnau.

Der Gemeinderat
Nestler, Bürgermeister.

Sehma's Glückwunsch

„Der Einwohnerschaft von Sehma war sie stets ein treuer Heimatbote“



as 75-jährige Bestehen der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz soll und darf auch in der Nachbargemeinde Sehma nicht achlos vorübergehen. Ein solcher Tag ist ein Markstein in der Geschichte eines Unternehmens, das insbesondere in unserer engeren Gebirgsheimat einen weiten und guten Ruf genießt. Man geht an solchem Markstein nicht achlos vorüber, er fordert zur Selbstbesinnung und zum freudigen Uebersehen alles dessen, was war, auf. Wenn ein Unternehmen 75 Jahre besteht, sich glänzend entwickelt und dabei eine wachsende Fülle von Erfolgen aufzuweisen hat, dann darf es selbst in ernster Zeit nicht solchen Ehrentag unbeachtet lassen.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ als Ortsblatt für Sehma hat stets in vorzüglichster Weise die Belange der Gemeinde, ihre Entwicklung und Ereignisse zu schätzen gewußt. Der Einwohnerschaft von Sehma aber war sie stets ein treuer Heimatbote.

Am Jubiläumstage entbietet daher die unterzeichnete Gemeindevertretung der „Obererzgebirgischen Zeitung“, insbesondere ihrem zielbewußten Inhaber und ihrem Hauptschriftleiter, die herzlichsten Glück- und Segenswünsche.

Möge dem Unternehmen auch in Zukunft höchster Segen in gemeinsamer Arbeit und erstem Pflichtbewußtsein beschieden sein.

Sehma.

Der Gemeinderat.
Schneider, Bürgermeister.

Die Gemeindeverwaltung Cranzahl



ie Obererzgebirgische Zeitung feiert ihr 75-jähriges Bestehen und vollendet damit einen bedeutungsvollen Zeitabschnitt. Ihr ehrwürdiges Alter legt Zeugnis ab davon, daß sie es verstanden hat, im Laufe der Jahrzehnte ihren guten Ruf zu erhalten und immer neue Anhänger zu gewinnen. Auch in unserer Gemeinde Cranzahl kann sie auf eine große Anzahl treuer Leser hinweisen.

Bei der großen Bedeutung, die heute der Presse im allgemeinen für das öffentliche Leben und der G. Z. im besonderen für unsere erzgebirgische Heimat zukommt, nehmen wir gern Gelegenheit, der Jubilarin zu ihrem 75. Geburtstag ein herzliches „Glückauf“ zu weiterem segensreichen Wirken zu übermitteln.

Der Gemeinderat
Köhler, Bürgermeister.

fall in den Verdacht, auf die Horden des Generals Banner geschossen zu haben. Um ihr geraubtes Vieh den wüsten Gefellen wieder abzukaufen, ließen beide mit vielen anderen noch bis hinein nach Preßnitz und — ausgeplündert und erschlagen fanden Landsleute sie am Wege liegen. Reminiscere Domine — gedente, o Herr! Hat es in deines Dorffriedens Stille je ein trauriges Vor-Östern gegeben, ehe der große Krieg kam und alle geschichtlichen Merktage in der Düsternis seines Geschehens untergehen ließ? — Auch du, waldumspieltes Neudorf, kannst genug erzählen von Kriegsgreuel. Bist du doch selbst erst entstanden, weil das Hufstentvolk ums Jahr 1430 dein Mutterdorf Kragdorf in Grund und Boden brannte, und der Holzfäller findet wohl heute noch hier und da in der Gegend des Morgenberges nach Crottendorf zu wunderbar Gerät, das Rost und Moos zu gepfeiften Klumpen zusammenschweißte. Reminiscere! —

Narrend quälen sich schwerrädrige Wagen bergwärts; schnaufend wittern die Frankengäule frisches, fließendes Wasser und legen sich noch einmal fest in die Stränge, um bald zu Wasser und zur Ruhe zu kommen. Weiter kommen die Männer und Frauen, die mit Ägeln und Spaten auf den Schultern die Wagen begleiten. Fränkische Siedler sind es, die hier im Miriquidli eine neue Heimat suchen den Slaven zum Trotz, die wohl vor ihnen hier und da schon ihre Siedelungen ins Gebirge vorschoben.

Bis zur Burg Sletin (Schlettau) waren die Franken im großen Trupp gewandert; nun waren sie sippenweis ins Tal der Zschopau und in dieses Tal vorgedrungen, um neue Rodungen zu schlagen und Bollwerke zu bauen gegen wendische Nachgezügelle. — Lockend tut sich jetzt die Flußaue vor ihnen auf; aber o weh, das klare Wasser ist an beiden Ufern breit gesäumt von dickem Röhricht, und nur schmale Pfade zeigen den Weg, den sich das Wild zur Tränke brach. „Sem de alse!“ Wer rief es aus der Schar der Franken? Das Wort, das dem Fluß und dieser Siedlung den Namen gab? (Althochdeutsch semde = die Winse, alse = das Wasser, der Fluß.) Der „Winsenfluß“ behielt seinen Namen, aus dem schließlich Schma wurde, auch noch, als längst die Ufer freundlich besiedelt das flinke Kind des Fichtelberges zwischen sich faßten und andere Muttersprache mit den murmelnden Wellen um die Wette plauderte. —

Die Meinung, daß Schma die Gründung eines Simon sei, darf angezweifelt werden und ist durch keine Urkunde zu belegen. Bestimmt aber schaut Schma auf ein ehrwürdiges Alter zurück und mag wohl mit Crottendorf gleichen Alters sein. Die zwei gekreuzten Senkenflingen des Ortswappens, das bereits 1719 geführt wurde, können ganz gut in Zusammenhang gebracht werden mit der gewiß reichen Heuernte in der Flußaue, können aber auch hinweisen auf das alljährlich notwendige Abhauen der Winse, um das Versumpfen des Flusses zu verhüten.

Krächend freicht ein Flug Krähen vom Habichtsberg herüber, um lärmend und raufend auf den abgetauten Feldern nach Futter zu suchen. Possierlich schauen die Schwarzgröcke aus, die stehbeinig hüpfend jede Scholle untersuchen, ob nicht ein Happen für den kurrrenden Magen dahinter zu finden ist. Da hat eine einen fetten Engerling erbeutet, und mit tiefstreichendem Flügel zieht sie einem gedöpten Eichenbaum zu, um in seiner Astgabelung einen Platz zu finden zum vergnüglichen Mahl. Nun sitzt sie da und schluckt mit hochgehaltenem Kopfe den fetten Wissen hinab, feinschmeckerisch die blühenden Augen verdrehend, während der ewig zerzaufte Schwanz wippend für Gleichgewicht sorgt. Und denken wir uns zu diesem Bild in großem Kreis umrahmend die Worte „Gemeinde Cranzahl (Erzgebirge)“, so haben wir das Siegel- und Wappenbild! Denn die Namen Cranzahl, Craenzagil, Cranzagel, Cranzail, Cranenzahl und Cranzel, mit denen das Dorf Cranzahl verschiedentlich bezeichnet wurde, deuten alle auf die eine Abstammung hin: Krähenzagel. Und wenn wir erfahren, daß „Zagel“ so viel wie „Schwanz“ bedeutet im Althochdeutschen, dann ist der erst recht dunkelbedeutige Name mit „Krähenschwanz“ deutlich erklärt. Aus einer Chronik vom Jahre 1884 (Pastor Schulte) geht hervor, daß Krähenschwanz zum „guten Ton“ unseres Dörfchens gehört habe, so daß sogar Krähenschwanz aufgestellt worden sind. So wäre das Ortsiegel wirklich ein feines, geschichtliches Sinnbild, was sich von vielen anderen nicht behaupten läßt. — Tieffpurig, jahrhundert alt, zieht beim „Erbsgericht“ vorüber ein alter Hohlweg. Spöttlich brummt die junge Staatsstraße herüber, wenn flinke Autos auf ihr dahinschlüpfen, und bildet sich einen großen Stiefel ein auf ihre Gepflegtheit und Sauberkeit. Sie sollte so stolz nicht tun, das junge Ding! Von ihr spricht im weiten Vaterland kaum einer; von der alten Salz- und Poststraße aber, von der der alte Hohlweg ein Stück darstellt, hat ganz Deutschland gewußt! Von Halle über Leipzig, Stollberg, Zwönitz, Elterlein, herüber durchs alte Schlettau, auf der alten Schlettauer Straße entlang herein nach Cranzahl, beim „Berg-häusel“ vorbei über Rühberg ging die alte Straße über die Grenze, um durch Weipert Preßnitz, Reischdorf, Baum schließlich nach Prag zu führen. Ob nun Sorben zuerst am Pässe sich ansiedelten, vielleicht von Schlettau aus, mit dem Cranzahl bis ins 16. Jahrhundert hinein kirchlich verbunden war, oder ob zuerst Deutsche als Postwächter an der weißen Schma sich niederließen, worauf eigentlich der Ortsnamen schließen läßt, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, da beim Brande des Weigeltischen Hauses 1859 alle Akten solchen Inhaltes verloren gingen. Jedenfalls wird schon im Jahre 1367 urkundlich Cranzahl erwähnt in dem Zusammenhang, daß es samt der „Pflege Schlettau“ den Herren von Schönburg auf Hassenstein (Wöhmen) zugesprochen wird. 1413 kam der ganze obenerwähnte Besitz an die Abtei Grünhain.

die mit einer ziemlichen Zähigkeit den irdischen Besitz politisch recht schlau festzuhalten mußte, bis eine neue Zeit den Kirchenherren die Sorge um solche Dinge hilfreich abnahm und sie lehrte, wieder mit jenseitigen Gütern sich zu begnügen. —

Mitten im fichtendunklen Miriquidli liegt ein Dörfel, das die Nachbarn verschieden benennen. Kragberg nennen es die einen nach dem Bergrücken, den Kragenträger verwünschen ob der vielen Schweißtropfen, die er fordert; Kragberg nennen es die anderen, weil im Waldtal der Donner und das Tosen niederstürzender Bäume in vielhallendem Echo gar nicht sich wieder herausfinden will. Schon seit etwa 1240 besteht der Ort an der alten Poststraße. Die Bewohner sind dem Walde und seinen Schätzen dankbar, denn färglich nur reißt ihnen der Hafer auf den Talhängen und goldenes Korn nur in wenigen Sommern. — Da stürmt der Hufstentrieg durch den Grenzwall! Entsetzlich Gend läßt er zurück: rauchende Trümmer und Menschenleichen! Kragdorf ist nicht mehr! Ein paar glimmende Balken nur noch zeigen die Stätte frieblichen Lebens an, und tote Augen starren anklagend zum Himmel, racheleidend, heimatweh. — Ein halb Jahrhundert lang wuchern Gras und Schlinggewächs und Jungholz ungestört auf Herd und Mauer, und scheu beschleunigt der Waldgänger seine Schritte, wenn ihn der Weg an der Wästenlei vorüberführt. — Dann regt Jungvolk irgendwo die Schwingen und will fort aus der Heimat, die zu eng geworden ist. Und findet nichts dabei, an der Stelle der verödeten Siedlung ein neues Dorf zu bauen. Um 1470 gewiß stand schon ein gut Teil der Häuser des Neudorfes, und nur der „Kragberg“ erinnert heute noch in veränderter Form an den Namen der alten Siedlung, die 1427 in Flammen aufging. —

Guido Wolf Günther.

Cranzahls dritter 75-Jahre-Jubilar: die „O. Z.“

Von Pfarrer Krug.

Zum dritten Male im laufenden Jahre schickt sich unsere Gemeinde an, einen 75jährigen Jubilar, dem sie in langen Jahren viel Gutes verdankt, zu beglückwünschen: im Frühjahr war es unser kätlicher Frauenverein, der den Tag seines 75jährigen Bestehens und segensreichen Wirkens im Dienste der Wohltätigkeit feiern konnte; im Sommer war es unser Schulhaus, das auf die gleiche Zeitspanne als Stätte der Jugendbildung zurückblickte und dies durch ein glanzvolles Schulfest feierte; und im Spätsommer begrüßen wir noch einen dritten gleichaltrigen Jubilar, das Heimatblatt des Obererzgebirges in Buchholz, das ebenso lange schon die Häuser und Familien mit reichhaltigem Lesestoff täglich versorgt hat. Für unsere Gemeinde hebt sich somit das Jahr 1854 als das Geburtsjahr dreier uns heute noch wertvoller Einrichtungen aus der Vergangenheit bedeutungsvoll heraus und verdient es, in der Erinnerung lebendig erhalten zu werden. Unserem dritten Jubilar, der „Obererzgebirgischen Zeitung“, bringt die Kirchengemeinde Cranzahl ihren herzlichsten Glückwunsch dar, und zwar durch einen Beitrag über:

Cranzahler, die sich in der Welt einen Namen gemacht haben. 1. Das Bankhaus Meßler in Frankfurt a. M.

Im letzten Drittel des 30jährigen Krieges und in den darauffolgenden Jahrzehnten amtierte 35 Jahre lang, von 1637 bis 1672, in Cranzahl ein Pastor Samuel Meßler. Eine zahlreiche Kinderschar von acht Söhnen und zwei Töchtern wurden ihm in den Jahren 1641–1665 hier geboren. Schwer hatte damals die Gemeinde und zumal das Pfarrhaus unter den Kriegerunruhen zu leiden; einmal, 1643, mußte sich der Pastor mit den Seinen vorübergehend auswärts in Sicherheit bringen. — Ein Sohn aus diesem Pfarrhause, Benjamin Meßler, geboren 1650 in Cranzahl, wanderte als junger einundzwanzigjähriger Kaufmann nach Frankfurt a. M. aus, verheiratete sich dort 1674 mit einer Kaufmannstochter aus wohlhabender Familie und wurde der Gründer eines angesehenen, weitbekannten Handelshauses, des Bankhauses Meßler in Frankfurt a. M. — Vor wenigen Jahren konnte dies Bankhaus sein 250jähriges Bestehen feiern. Dabei ereignete sich bei der Geschichte der Wirtschaft wohl seltene Fall, daß eine bedeutende Firma durch 2½ Jahrhunderte hindurch in den Händen einer Familie geblieben ist. Durch Zeiten wirtschaftlicher und politischer Bedrängnisse und kriegerischer Verwicklungen hat es Fleiß, Umsicht und Wagemut der Meßlers verstanden, ihr Geschäft glücklich hindurchzuführen. In der Geschichte der freien Reichsstadt Frankfurt haben die Meßlers durch viele Generationen an hervorragender Stelle gestanden und sich in der Verwaltung städtischer und gemeinnütziger Angelegenheiten bewährt. Verständnis und Pflege der schönen Künste wird

den Angehörigen der Familie Meßler von jeher nachgerühmt. Dichter, Künstler, Komponisten zählten zu allen Zeiten zu den Freunden des gastlichen Hauses. Goethe und seine Mutter, die Frau Rat, sind dort verkehrt; und Goethe preist das Meßlersche Heim als einen Sammelpunkt für Literatur- und Kunstfreunde; auch Bismarck war befreundet mit der Familie. Noch heute nach 250 Jahren Bestehens behauptet das große Bank- und Handelshaus in Frankfurt seinen Ruf. Für uns ist es interessant, zu erfahren, daß die ersten Anfänge dieses angesehenen Geschlechtes, soweit sie zurückzuverfolgen sind, bis in unser Stilles, von den Weltstädten weit entlegenes Pfarrhaus des Obererzgebirges rückwärtsreichen. Vor vier Jahren suchten zwei Damen des Bankhauses Meßler, Mutter und Tochter, die zur Kur in Oberschlema weilten, das Pfarrhaus auf, um die Geburtsstätte des Gründers der Firma kennenzulernen.

2. Professor der Theologie D. Emil Kauffsch in Halle.

Vor etwa 100 Jahren, so habe ich hier von alten Leuten erzählen hören, konnte man an den Wiesenhängen unserer Berge einen Bauernjungen das Vieh hüten sehen, der draußen bei Wind und Wetter über lateinischen Lehrbüchern hockte und nicht merkte, wie sein Vieh auf fremde Weiden und Wiesen ging. Er gehörte einer seit etwa 1700 hier ansässigen Bauernfamilie an, die früher in mehreren Zweigen vertreten war, heute aber hier nicht mehr vorkommt, der Familie Kauffsch. Der studierende Hirtenknabe Karl Friedrich Kauffsch hat es dann zum Bürgerschullehrer in Plauen und zum Pfarrer im Vogtland gebracht. Sein Grab — er starb 1893 in Chemnitz — ist auf dem Gottesacker in Cranzahl noch erhalten. Das Bauerngut seiner Vorfahren, obwohl längst in anderen Händen, kann man heute noch unter dem Namen „Kauffschgut“ nennen hören. Unter seinen Söhnen, die es zu angesehenen Aemtern gebracht haben, hat sich einer in der Gelehrtenwelt einen bedeutenden Ruf erworben, der Universitätsprofessor der Theologie D. Emil Kauffsch in Halle (1841–1910).

Vier Jahrzehnte, von 1869 bis 1910, hat er an den Universitäten Leipzig, Basel, Tübingen und Halle das Fach der alttestamentlichen Theologie vertreten und galt als ein hervorragender, vielseitiger Vertreter seiner Wissenschaft. Die Zahl der Zuhörer seiner akademischen Vorlesungen soll eine ungewöhnlich große gewesen sein, zu Zeiten über 300 Studierende. Die wissenschaftlichen Hauptwerke des Gelehrten waren eine in den Jahren 1890–1894 erschienene, dem Stande der hebräischen Sprachkunde entsprechende Bibelübersetzung und eine hebräische Grammatik, zwei Werke, die heute jedem jüngeren Theologen für sein Studium unentbehrlich geworden sind. Er stand im Rufe eines bedeutenden Forschers und Lehrers, der große Verehrung bei den Studierenden genoß und in den Kreisen der Wissenschaft sich hoher Anerkennung erfreute. 1878–1879 war er Rektor der Universität Basel und 1898–1899 Rektor der Universität Halle. Diesen berühmten Gelehrten und Bibelübersetzer darf die Gemeinde Cranzahl als Sproß aus einer ihrer altangehörigen Familien in Anspruch nehmen.

Ein Gruß der musica sacra an die „O. Z.“

Von Kantor Oskar Rudelschel, Schma.

Zu beschaulicher Ruhe und reizender Fernsicht laden uns die bequemen Bänke der Erzgebirgsvereine ein. Doch man glaubt sich auf den Kampfsplatz einer Konfetti-Rotillon-Schlacht versetzt beim Anblick der ringsum verstreut liegenden Zigarrenschachteln und Schokoladenhüllen. Eine ähnliche Sprache reden die Bahnhofsvorhallen. O glückliches, sorgloses, papiernes Zeitalter! In der Zeit der Raum- und Wohnungsnot geht's wiederum nicht an, zu Hause alles Papier sehr sauberlich wie ein Museumsdirektor oder Büchereiermacher aufzuheben und zu registrieren. Da wird Mutti ungeduldig: „Marsch! ins Fegefeuer!“ Oder Vati gedenkt des großen Komponisten Max Reger, der einem seiner bössartigen Kritiker auf einfacher Postkarte schrieb: „Ich sitze hier im stillen Orte meiner Behausung und habe eben den Ausschnitt Ihres Berichtes vor mir, bald werde ich das Blatt hinter mir haben.“ — Nicht so mit der Heimatzeitung. Sie steht unter Ausnahmegefeß und gehört zur Familie; es ist ihr nicht nur auf gewisse Zeitdauer Familienanschluss gewährt, nein — sie ist ein tätiges, vollberechtigtes Familienmitglied!

Da nimmt sie am Freitagabend der Kirchenfreund und Sängervater zur Hand; die treue Predigt- und Bibelfundenbesucherin, der Gemeinschaftsmann und die Tochter, die ihren Jungfrauenverein liebt, — sie alle blättern und suchen ihren „Kurzweil“: — die kirchlichen Nachrichten unserer obererzgebirgischen Ephorie. Der Landsmann in weiter Ferne lehrt in Geiste ein in trauten Heimatkirchen und erlebt mit die Kirchenfeste, Aufführungen, geistlichen Liebtunden, musikalischen Abendfeiern und Kirchenmusiken, liest die Namen seiner einstigen Jugendfreunde und strahlt in Mitfreude. —

Die Heimatzeitung läßt sich aus dem Alltag nicht wegdenken, — sie ist täglich Brot. Sie treibt auf ihre Weise dauernde Missionsarbeit. Und der Herr Schriftleiter: — An allen Ecken und Enden möchte er sein, die schnellsten Verkehrsmittel reichen für ihn kaum aus, hier eine werbende Vorbesprechung, dort ein ausführlicher Bericht, der „weder Hörner noch Zähne hat“, auf schwierigem Boden möchte er die Aufbauarbeit flühen, allerhand Rückfragen gerecht werden. kräftig mit in die Speichen greifen — kurzum: ein Missionar der Feder, dem, wie hier, auch des Wortes Macht vollkommen zu Gebote steht, ein moderner Paulus, vielerlei Anstrengungen und Unruhe ausgekehrt. Ihm gelte diesmal die Fuge des Poststudiums mit dem Thema:

„Ich helfe gern, so ihr es wünscht...“



Aus dem oberen Zschopautale

Crottendorf

Wandert man vom Fichtelberg den Reitsiege abwärts, begleitet uns bald lustig und übermütig plätschernd ein stilles Bächlein, es ist die Zschopau, die hier ihren Anfang nimmt und nun im eiligen Lauf durch den herrlichen Nadelwald dem Tale zustrebt. Es hat einen besonderen Reiz, dem Lauf des Bächleins zu folgen, sein Wachsen im Waldesdorn zu beobachten, bis man nach 2 1/2 stündiger Wanderung am Walbesaume die ersten menschlichen Wohnstätten ausfindet. Ein selten schönes Bild bietet sich unserem Auge beim Austritt aus dem Wald. In der Ferne grüßt der Scheibenberg und der Pöhlberg. Umgeben von bewaldeten Höhen, erblicken wir im anmutigen, breiten Zschopautal Crottendorf. Freundschaftlich leuchten schmucke Häuser aus dem Grün des reichen Baumbestandes.

Auftragende Fabrikschornsteine kündigen den Gewerbefleiß, seiner Bewohner und weite, wogende Getreidefelder und saftig grüne Wiesen geben Zeugnis, daß es der erzgebirgische Landwirt versteht, trotz der Höhenlage durch zähen Fleiß und seine Liebe zur angestammten Scholle dem z. T. kargen Boden die für die Volkswirtschaft wichtigen Feldfrüchte abzurufen.

Unwillkürlich wird der Wanderer sich fragen, welcher Art war die Entwicklung dieses so schmal und freundlich wirkenden Ortes, der eine der größten Landgemeinden des oberen Erzgebirges ist. Leider ist die Entwicklung des Ortes in sagenhaftes Dunkel gehüllt. Auf dem im unteren Ortsteil gelegenen Liebenstein mit seinen vielgestaltigen Felsgebilden sollen die Sorben eine Opferstätte ihres Gottes „Grodo“ gehabt haben. Alljährlich versammelten sie sich hier, um ihre heidnischen Religionsbräuche auszuüben. Nicht mit Unrecht vermutet man, daß nach und nach einzelne, die aus den Niederungen vertrieben worden waren, hier festhielten und der Ort ursprünglich den Namen „Groddorf“ führte. Damit dürfte die erste Besiedelung in den Jahren 900—950 n. Chr. zu suchen sein. Genaues ist leider nicht zu erforschen. Als feststehend kann man aber annehmen, daß

der Ort zu den ältesten Ansiedelungen des oberen Erzgebirges

gehört und bestimmt um das Jahr 1200 neben dem Kloster Grünhain und den Orten Raschau, Schleitan, Elterlein und Schwarzenberg bestanden hat. Bis zum Jahre 1559 waren die Grafen von Schönbürg Besitzer des Ortes. Er gehörte zur Grafschaft Hartenstein und war Amtsitz. Zum Amte Crottendorf gehörten Ober- und Unterwiesenthal, Mittweida, Großpöhl und Nittersgrün. Unter der Regierung des Kurfürsten Vater August kam der Ort mit den dazu gehörigen Amtsgebieten durch Kauf an das Kurfürstentum Sachsen. Der Wülfreichtum der den Ort umgebenden Wälder mag die Ursache gewesen sein, daß sich die sächsischen Kurfürsten gern und oft hier aufhielten.

Kriegsürme, Pest, Cholera, Hungersnot und sonstige schwere Zeiten haben die Entwicklung des Ortes wiederholt unterbrochen. 1429 waren es die Hussiten, die den Ort vollständig zerstörten, während 1632 die wilden Horden des Generals Holc kaum einen Stein auf dem anderen ließen. Mit viel erzgebirgischer Zähigkeit und treuer Liebe zur Heimat wurde der Ort immer wieder aufgebaut, jedoch selbst die in den Jahren 1771 und 1772 hereinkommenden Seuchen und Hungersnöte den Mut seiner Bewohner nicht brechen konnten. Einen Begriff von der damaligen Zeit vermitteln uns die verschiedenen Vereinsgründungen.

Nach dem 30jährigen Kriege entstand die Beerdigungsgesellschaft „Brüder“, eine Vereinigung, die es sich zur Pflicht machte, jeden ihrer Vereinsangehörigen ehrenvoll und christlich zu bestatten. Die Einführung der Reformation brachte 1687 die Gründung der Kantorei, eine Vereinigung zur Pflege des Kirchenliedes, die heute noch in voller Blüte steht und unter Leitung ihres Direktors, Kantor Magirus, hervorragendes leistet. In dieser Zeit fällt auch

die Gründung des priv. Freischützenvereins, deren Aufgabe es war, in jenen sehr unsicheren Tagen Gut und Leben der Einwohner zu schützen. Die Crottendorfer verliehene Stadtbürgerrechte ging leider durch Vernachlässigung der damit verbundenen Rechte und Pflichten wieder verloren. Von der Blüte des Handwerks kündigen die 1675 vom Kurfürsten Johann Georg unterzeichneten „Handwerks-Verordnungen“, die noch heute sorgsam gehütetes Eigentum der Handwerksvereine sind und mit ihrem großen Wachsiegel einen wertvollen Schatz bilden. Das 18. Jahrhundert brachte für den Ort eine stetige Aufwärtsentwicklung, jedoch er heute mit 5450 Einwohnern zu den größten und bestentwickeltesten Gemeinden des oberen Erzgebirges zählt.

Mit einem kurzen geschichtlichen Rückblick lohnt es sich auch die wirtschaftliche und industrielle Entwicklung

zu verfolgen. Die ersten Ansiedler ernährten sich ausschließlich durch Landwirtschaft, die auch heute noch in zester Blüte steht. Vor allem die Aufzucht von gutem erzgebirgischen Fleckvieh hat der hiesigen Landwirtschaft einen bedeutenden Aufschwung bis weit über die Grenzen unseres engen Vaterlandes hinaus verschafft. Später mögen auch die umfangreichen Wälder der sich stetig vermehrenden Bevölkerung Arbeit und Brot gegeben haben. Die ersten industriellen Anfänge brachten die Wälder des Ortes. Neben geringem Bergbau war es vor allem

der Abbau eines guten Marmors, der reichlich Verdienstmöglichkeit bot. Bis weit ins Ausland ist

er versandt worden, und Zeugnis von seiner vorzüglichen Verwendbarkeit geben heute noch der Dom in Amsterdam und die Frauenkirche in Dresden. Der Abbau von Marmor ruht seit Jahrzehnten, die Bruchanlagen selbst bilden aber eine besondere Sehenswürdigkeit des Ortes, die viel von Fremden aufgesucht werden. Der Rückgang des Bergbaues brachte es mit sich, daß auch hier bald die Spitzenklopperei heimisch wurde. Gemeinsam mit der Herstellung von Posamenten entwickelte sie sich zu einer lebhaften Hausindustrie, die der Mehrzahl der Bewohner Verdienstmöglichkeit bot. Nach dem Kriege von 1870/71 faßte die Metall- und Blechwarenindustrie im Orte

eifern darin, dem Fremden den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Zwei schön gelegene Freibäder bieten Gelegenheit zur Ausübung des Schwimmsportes. In dem mit allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichteten und unter fachmännischer Leitung stehenden Gemeindevolksbad ist Gelegenheit zu Bädern und Heilbädern jeder Art geboten. Die nicht allzu steilen Berghänge bilden ein geradezu

ideales Gelände für den Schneeschuhläufer.

Eine Sprungschanze sorgt außerdem für die Möglichkeit sportlicher Betätigung.

Der Gemeinderat zu Crottendorf



Wir gestatten uns hiermit, der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu ihrem 75-jährigen Bestehen die herzlichsten Glückwünsche zum Ausdruck zu bringen. Wir wünschen der Jubelzeitung auch für die weitere Zukunft eine recht glückliche Weiterentwicklung und geben der Hoffnung Raum, daß das bisherige gute Einvernehmen zwischen Jubelzeitung und der Gemeinde Crottendorf auch weiterhin bestehen bleiben möge.

Crottendorf.

Der Gemeinderat
Mann, Bürgermeister.

Der Gemeinderat zu Walthersdorf



Dankverfüllt Herzens für die jederzeit pünktliche, treffliche und sachliche Berichterstattung und für die vorzügliche Orientierung über alle die Bevölkerung interessierenden Fragen und Geschehnisse, entbieten wir der „Obererzgebirgischen Zeitung“, als unserem alteingesessenen und allseits beliebten Heimat- und Amtsblatt, zur Feier des 75-jährigen Bestehens ein herzliches „Glückauf“ mit dem Wunsche, daß sie sich unter zielbewußten Mitarbeitern weiterhin zur Freude und Befriedigung ihres Leserkreises entfalten möge.

Walthersdorf.

Der Gemeinderat
Meyer, Bürgermeister.

Fuß. Hergestellt werden Baubeschläge, Haus- und Küchengeräte, sowie Emaillewaren. Außer der Holzwarenindustrie ist es vor allem noch die Verarbeitung von Seide und Kunstseide, die in den letzten Jahrzehnten eine erstaunliche Entwicklung genommen hat. Aus den kleinsten Anfängen heraus sind die einzelnen Betriebe mit ungeheurem Fleiß zu einer Entwicklung gebracht worden, auf die der Ort stolz sein kann.

Ihre Erzeugnisse gehen in alle Weltteile.

Dieser vielgestaltige Industriezweig hat vor wenigen Jahren eine weitere Bereicherung erfahren dadurch, daß die weltbekannte Berliner Firma Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (AEG) sich hier niederließ und damit die Produktion elektrischer Erzeugnisse einführte. Trotz dieser erfreulichen Entwicklung müssen noch eine ganze Anzahl Arbeitskräfte auswärts ihr Brot suchen. Die Niederlassung weiterer Industrieunternehmen ist daher durchaus erwünscht und unter günstigen Bedingungen möglich. Bequemes, in nächster Nähe der Eisenbahn gelegenes Baugelände steht zur Verfügung. Mit der industriellen Entwicklung haben auch Handel und Handwerk Schritt gehalten. Die zahlreichen, modern eingerichteten Verkaufsstellen zeigen in ihren Schaufenstern, daß ihre Besitzer bestrebt sind, alle Bedürfnisse zu befriedigen und den mannigfachen Wünschen gerecht zu werden.

Trotz der industriellen Entwicklung hat sich Crottendorf seinen Charakter als

Lustort und Sommerfrische

zu wahren gewußt. Umgeben von herrlichen Wäldern ist es bei seiner Höhenlage (650 Meter ü. N. N.) so recht für Erholungsbedürftige geschaffen. Herrliche Spaziergänge nach den naheliegenden Bergen (Fichtelberg, Reiberg, Scheibenberg, Pöhlberg, Varenstein), sowie in die Täler der Zschopau und Mittweida bieten genussreiche Stunden. Der rührige Erzgebirgsverein hat um den Ort an verschiedenen Stellen des Waldes bequeme Ruhebänke aufgestellt, sowie eine genaue Wegemarkierung durchgeführt. Von zahlreichen, um den Ort sich gruppierenden Höhen (Liebenstein, Heimeyer, Kallberg) hat man einen herrlichen Ausblick auf unvergleichliche, schöne Landschaftsbilder. Vorzüglich eingerichtete Gaststätten sowie Privathausungen bieten jede gewünschte Bequemlichkeit und welt-

Wohl selten finden wir Industrieort und Sommerfrische zu einem so glücklichen Ganzen vereinigt, wie in Crottendorf. Beide Eigenschaften des Ortes ergänzen sich zu einem glücklichen Ganzen zu Ruh und Frommen seiner arbeitsfreudigen und vornehm erzgebirgischer Urwürdigkeit und Biederkeit erfüllten Einwohner.

Walthersdorf

Der Sage nach wurde Walthersdorf, früher Walthersdorf, von dem Ritter Hermann, der seinen Herrschaft in dem jetzigen Hermannsdorf gehabt haben soll, vermutlich im 11. Jahrhundert gegründet. Das neu errichtete Dorf schenkte er seinem jüngsten Sohne Walther und benannte es nach diesem. Die Zureinwohner betrieben auch früher Landwirtschaft. Gewisse, bis auf die in jedem Orte auch früher vorhandene Schmiede, wurde in den Anfängen scheinbar nicht betrieben. Walthersdorf mußte auch die Schrecken des 30jährigen Krieges mit durchkosten, erholte sich aber durch die zähe Arbeitskraft und die Heimatliebe der Dorteinwohner. Auch von 2 großen Mühlen betrieben weiß die Chronik zu berichten: die Schwandtsche Zöschmühle. Unannehmbar haben sich die Vorfahren an dem am Liebenstein entspringenden Rosenbach, mitunter auch Rosenbusch, Rosenbüschchen genannt, angesiedelt, da die Zschopau in der Chronik anfänglich nicht genannt wird. Ein alter „Stoll“ in der „Fuchsteile“, der nach dem 800 Meter hohen Scheibenberg führt, zeugt auch vom Erzreichtum des Gebietes.

Die Heimindustrie, insbesondere die Klöppelei, scheint in hoher Blüte gestanden zu haben, wissen doch noch alte Leute zu erzählen, daß eine hiesige Einwohnerin in den 1790er Jahren und Anfang 1800 die hier verfertigten Klöppelspitzen weit über Deutschlands Grenzen bis nach Frankreich, Belgien und Holland gebracht habe. Auch der allgemeine Industrieaufschwung nach dem 1870er Kriege machte sich in Walthersdorf bemerkbar. 1886 wurde durch den Anschluß an das Eisenbahnnetz die Gemeinde der ferneren Welt erschlossen, und dies trug als wichtiger Faktor zum Blühen Walthersdorfs bei.

Das Siegelbild wurde schon im Jahre 1711 als Gerichtssiegel für Walthersdorf geführt. Dasselbe stellt die auf einer geflügelten Kugel schwebende Fortuna (Glücksgöttin) dar.

Crottendorf

Wie sich's hineinkuschelt zwischen die Hänge des Liebensteines und des Scheibnerberges, das langgestreckte Crottendorf, — ja! wie ein Bub der sich vor Schlägen fürchtet und hinter Malters Rock sich verstecken möchte. Brauchst dich nicht zu schämen deiner foribischen Gründung und der üblichen Nachrede von den vielen Kröten! Längst wohnen gute Deutsche und Erzgebirgler dazu in deinen Häusern, und die Kröten und Frösche sind jetzt brav dahingeschwunden, wo sie einst herkamen: in die große Heide. Dort halten sie an schönen Abenden Symphoniekonzerte ab und bringen den weitberühmten „Crottendorfer“ Maurern, die auf dem Apothekersteig heimwärts wandern, ein gutgemeintes Ständchen. Darfst dich schon sehen lassen im Kranz der Heimatsorte, denn einst drang ja dein Ruf bis Amsterdam und Kopenhagen! Gelt, da schau! Ja, das Amsterdamer Rathaus und das Königin-Mathilde-Denkmal in Kopenhagen haben den Crottendorfer Marmor zu Ehren gebracht, und Dresden und Leipzig wissen auch von seiner spiegelnden Glätte und von seiner schneegezeichneten Maserung viel Lobendes zu berichten. Heute freilich trauern deine Kalkwerksöfen einer besseren Zeit nach, die keinen ausländischen Marmor kannte; aber dafür ist in deinen Häusern reges Leben wach, und neue Erwerbszweige sorgen dafür, daß „Crottendorf“ in der Welt nicht ganz vergessen wird. Einem Lindwurm gleich rätelst du dich im Ischopaugrund und bewachst den Zugang zum Waldmarchenfeld — beschaulich bald erscheinend, bald mit hundert Motoren prasselnd wie Lindwurms Schuppenpanzer: ein wenig Liebenstein-Romantik von foribischen Götterfesten, und heidnischem Spuk geistert noch immer im Tal! —

Reich schlingt sich die Sage um das langgestreckte Dorf, das schon im 10. Jahrhundert gegründet sein dürfte, bestimmt aber um's Jahr 1200 bestanden hat. Die Nähe des großen Sumpfes, der südöstlich sich erhebende Liebenstein und endlich die langzeitliche, deutsche Siedlungsweise geben zu drei Gründungssagen Anlaß, die wir im folgenden lebendig zu machen versuchen wollen.

Düster ragt der Miriquidwalz in den Abendhimmel hinein, murrend eilte die Ischopau talwärts, um möglichst schnell in die helleren Auen der Niederung zu gelangen. Mißtrauisch läßt sich ein Rudel Hirsche am Waldrande hin. Schwarzhäutig Menschenvolk kam in dieses Tal der Stille und Sicherheit! Aufgeschreckt vom sieghaft vordringenden Germanenvolk zogen sich die Sorbenwenden zurück aus dem freundlichen Niederland, um hier den böhmischen Stammesverwandten näher zu sein, wenn Gewalt gegen Gewalt sich stellen wollte. Schon waren die Ischopau-Auen besiedelt, und hier oben schien die letzte Möglichkeit zur Niederlassung zu sein. Heute nacht soll der Feuerbrand lodern auf der Höhe zu Ehren der Götter Bieleboh und Zerneboh, und dem Krieger- und Feuergott Chrothin will der heidnische Priester opfern. Hirsch und Reh flüchteten längst vor dem Getöse der bergan ziehenden Menschen; gespenstisch glühen Fackeln durch die Stämme-wildnis des Liebensteines, und seitlich schirmt der Opfersang der Priester von der Höhe. Mit fraghaften Zügen thronen auf der Kuppe Chrothins Ständbild, ummott von schreienden Menschen, die die Götterfeier schier den Verstand verlieren läßt. Glühende Mädchen schlingen mit schlanken Burschen den Chrothins-Reigen, und grelle Musik versucht durchzudringen, um Taft ins leidenschaftlich erregte Spiel der Glieder zu bringen. Da geht ein Ruf ins Lärmen und Schreien und läßt es blitzschnell verstummen: die ausgestellten Später haben Streifhorden der verhassten Deutschen gemeldet. Wie vom Boden ausgespielen, stürmen auch schon die hochgewachsenen, hellhäutigen Söhne Mitteldeutschlands herbei, Schwerter klirren, foribische Wut glüht auf in zusammengekniffenen Augen und heidnischer Fluch schauert hinüber zu den Bewaffneten. Die scheren sich wenig darum; schnell ist das Opferfeuer auseinandergerissen, daß Dunkel plötzlich Freund und Feind einhüllt, und ein Fußtritt schleudert das Chrothinsbild vom Sockel. Daß es sich überschlagend in wunderlichen Sprüngen die Waldböschung hinabrollt, um dumpf klatschend im Sumpfe des Tales zu verschwinden.

Starr sind ob dieses Frevels Priester und heidnisch Volk, — schleudert jetzt Bieleboh nicht Blitze? Reist nicht Zerneboh die Erde auf mit Feuer und Schwefel, die germanischen Frevlinge zu vernichten? — Nichts, gar nichts geschieht! Scheu von unerklärlicher Furcht erfaßt, fliehen schließlich Mann und Weib, die Priester voran, hinab in Chrothins-Dorf, dem nun der Spuk eines sumpfbegrabenen Gottes anhängt, solange foribische Siedler in ihm haufen. Droben aber, beim gestürzten Götteraltar, sitzen die germanischen Krieger und freuen sich des Streiches, den sie dem verhassten Slavenvolk gespielt haben. —

Mit eiserner Faust haben die deutschen Könige die slavischen Völker zurückgedrängt über das Gebirge; nur Ueberreste noch leben, kaum geduldet, in meißnischem Land. Falsch und unberechenbar ist dieses Volk der Slaven und nur im Zaume zu halten, wenn deutsche Siedler unter sie gesetzt werden zur

Grenzwehr. So zieht denn auch eine Schar altfränkischer Bauern hinauf ins Ischopautal, wo ihnen Fürstengnade ein großes Stück Land zur Siedlung schenkte. Führer und erster Richter im neuen Dorfe ist Chrodo, ein ehemaliger Krieger im Königsheer. Aus angesehenem Bauerngeschlecht entsprossen, schlug er sich wader für seinen König mit den schwarzhäutigen Sippen und kehrte als der „Berühmte“ in sein Dorf zurück. (Chlod oder chrod — der Berühmte. Vergl. Chlodwig, Chlodhilde!) Des Stillsitzens entwöhnt, war er gerne bereit, einen Stamm altfränkischer Bauern grenzwärts zu



PER BÄRENSTEINSTRASSE OB-CROTTENDORF-NEUDORF

führen und blieb schließlich im äußersten Dorfe selbst als Dorfrichter und Bauer sesshaft. Daß man nach ihm das Dorf Chrodos Dorf nannte, war nur recht und billig. —

Jahrhunderte sind verstrichen und löschten das Andenken an den beherzten, ersten deutschen Siedlerbauern aus; der Dorfname war im Sprachgebrauche abgeschliffen worden zu Crottendorf und Crottendorf und schließlich erschien im Orts- und Kirchensiegel der Gemeinde ein Tier, anmutig bekränzt, das offenbar eine Schildkröte darstellt. Die große Heide mit ihren Tausenden von Fröschen und Kröten half aus der Verlegenheit über die Ursache der Ortsgründung, und die Heidekröten sind ungeheuer stolz auf die Ehre! Nun, lassen wir ihnen diese Freude, — sie haben sonst wenig Grund, uns Zweibeinern dankbar zu sein, — und stellen wir für uns fest: Die wahrscheinlichste Deutung ist die, die auf „Chrodo“ zurückgeht; die langgestreckte Siedlungsweise deutet auf germanischen Ursprung hin, denn die Slaven bauen in Rundlingen.

Walthersdorf

Aus dem Ortsiegel ist nichts zu erschließen, auch fehlen anscheinend ältere Urkunden. Das eine Wappen zeigt eine Verlegenheitsfigur: eine schleierschwingende Frauengestalt auf einer beflügelten Weltkugel. Wenn nicht die Zahl 1711 dabei stünde, möchte man beinahe an eine Verherrlichung der Bahnlinie denken, die von Schleifau aus Walthersdorf „durchgeht“ und in Crottendorf schon aufhört, da ihr wegen dauernden Asthmas die Bergkletterei zu viel wird.

Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß ein Siedlerbauer, vielleicht aus Chrodos Trupp, namens Walther (der Heereswaller), sich in der Aue angesiedelt hat und Landwirtschaft die erste Beschäftigung gab. Bergbau ist nur in geringem Maße getrieben worden und bestimmt nicht die Siedlungsursache.

Dörfel

Ohne Siegelbild und ohne Gründungssage ist es schwierig, für Dörfel das rechte Bild zu zeichnen.

Alte Chronikblätter weisen bis 1200 zurück als Gründungszeit, während die Ueberreste bergbaulichen Gewerbes der Einwohner natürlich in eine spätere Zeit weisen. Wir entfernen uns wohl nicht allzuweit von der Wahrheit, wenn wir die Ortsgründung ebenfalls deutschen Siedlerbauern zuschreiben, die das Dörfel unweit des Hermannsdorfes bauten, so wie etwa Großröderswalde und Kleinröderswalde, Geyer und Geyersdorf ihren Namen erhielten. Daß die ursprünglich kleine Siedlung dann durch Bergleute Zufall erhielt und die heutigen ortseingewohnten Bauerngeschlechter sich mischen aus bergbaulichen Zuwanderern und altgesiedelten Familien, verraten die verschiedenen Familiennamen.

Hermannsdorf

Einsam träumt der Sommerstein (jetzt Singerstein genannt) in die Heide hinein. Würziger Geruch von Fichten und von Heidekraut umspielt ihn, und gerne steht der alte Rehböck mit dem silbergeperlten Gehörn auf seiner Kuppe, um sein Rudel zu betreuen. Mit tausend und aber tausend Glöckchen läutet Erika zur Waldbandacht, und brummend spielen bunt-pelzige Hummeln die Orgel. — Da schwirrt irgendwo eine Sehne, und pfeifend gräbt sich dem alten Ständbock die scharfe Holzspitze ins weiche und liebestolle Herz! Wer bricht den Frieden mit fremder Hand? — Schon bricht der Feind aus

der Dichtung, die ihn vor dem äsenen Wild verbarg: ein junger Franke ist's, aus edlem Geschlecht. Drüben, an der Schleifauer Wasserburg, warten seine Gesippen auf das Wildpret, das er ihnen in übermütiger Laune zu beschaffen versprach. — Nun tut es ihm fast leid, den Frieden dieser herrlichen Landschaft gebrochen zu haben, und mit bedauerndem Blick gibt er dem alten Waldkönig den Fangstoß. — Dann aber trinkt sein durstiger Blick mit der Begeisterung der Jugend den Reiz der Landschaft, die ihn an seine verlassene Heimat erinnert. Und plötzlich weiß er es: hier will er seine neue Heimat gründen!

Hier sollen seine Gesippen sich ansiedeln, und die Heideflächen sollen bald lachende Fluren werden mit braunen Furchen, aus denen fränkisches Korn zu erzgebirgischen Mehren reift.

So mag im 13. Jahrhundert das Dorf entstanden sein unweit des Singersteines, und Hermann, der junge, abtliche Franke gab ihm Namen und Flureinteilung. Vielleicht stand sein Gerichtshaus sogar als Burg auf der Felskuppe, damit er sein Böttchen besser überblicken konnte? Eine alte Urkunde von 1699 zeigt als Gerichtswappen einen springenden Stein- oder Ziegenbock; ob es gar ein falsch gezeichneter Rehböck war, den sich Hermann erkor als Hauswappen? — Heute ist eine große Mehre das Sinnbild des Dörfchens; möge es ihm immer ein gutes Zeichen sein!

Cunersdorf

Ein springendes Pferd, darunter eine Pflugschar: das ist das alte Gerichtswappen von Cunersdorf. Mit der Gründung und dem Namen hat offenbar dies Siegelbild nichts zu tun; die vom Kloster Grünhain abgeordneten Erbheirichter brachten dieses Siegel mit, und es blieb auch, als 1485 das Dorf dem Kurfürsten Ernst zufiel. (Noch heute sieht man am Wege Ragenmühle—Himmels Heer—Staatsstraße alte Grenzsteine!) Die Entstehung Cunersdorf hängt wohl mit der Nähe des alten Passes zusammen und wird nicht Bergleuten zuzuschreiben sein, die wohl schon eine Siedlung vorfanden.

Daß einzelne Kiefern dem Orte seinen Namen gegeben haben (foribisch: koinza — die Kiefer) möchte bezweifelt werden; geschichtlich einleuchtender ist folgende Gründungssage:

Auf dem Sommerstein (jetzt Singerstein) bei Hermannsdorf lebte der Ritter Hermann. Seinen drei Söhnen wurde die väterliche Burg zu eng, und so siedelten sie sich unweit des Vaters an: Walter gründete Walthersdorf, Simon soll Schma den Namen gegeben haben (?) und Konrad, — auch Kuno genannt, — ließ Cunersdorf entstehen. Sehen wir an Stelle der Rittersöhne deutsche Ansiedlerbauern, die von Otto I. und seinen Nachfolgern als Schutz gegen die Slaven weit hinauf ins Gebirge geschickt wurden, so haben wir eine befriedigende Erklärung für Konradsdorf bzw. Cunersdorf.

Schwarzbach

Eng drängen sich die Fichten zusammen und haben ihren Spaß daran, wenn das Bächlein schier vor Angst nicht aus noch ein weiß und sich zwischen Wurzeln und Fels durchzwängen muß. Kaum erhaschen die Forellen im klaren Wasser einen Sonnenstrahl, um sich zu bespiegeln im rot-schuppigen Kleid. 's sind halt „Schwarzbach“-Forellen, und die sind das dunkelfließende Wasser schon gewöhnt. — Nur die Menschen, die im fünfzehnten Jahrhundert hier einwanderten, mußten sich erst langsam daran gewöhnen, daß sie ihr Dorf am schwarzen Bach gebaut hatten und selbst nun die „Schwarzbacher“ hießen.

Was die Siedler hierhergetrieben haben mag? Bergbau in der Umgegend, Eisenhammerbetrieb oder die Kalksteinlager? Wir wissen's nicht; wissen nur, daß die ersten Siedler schon Fider, Kreutel und Schlegel geheizen haben und unsere heutigen „Schwarzbacher“ also waschechte Ureinwohner sind, wenn sie einen von diesen Namen tragen! —

Guido Wolf Günther.

Im Jahre
1854
gegründet

Obererzgebirgische Zeitung

Fernspr. Amt
Annaberg
Buchholz
242 und 249

Tageblatt * General-Anzeiger für das gesamte Obererzgebirge * Amtsblatt

Verbreitet in mehr als 40 Ortschaften des Obererzgebirges * Inserate haben anerkannt größte Wirkung

Rotationsdruck und Verlag von Friedrich Seidel * Buchholz Zweiggeschäftsstelle: Annaberg.

Jöhstadt und Königswalde

Die Grenzstadt Jöhstadt

Dich müßte man malen können mit den Farben der alten Meister; soviel klingt von Altarbilderglanz und Heiligenehrung in deinem Namen, ehrwürdiges Jöhstadt! Wie Heiligenbilder bunt flügeln in dämmrigen Kirchenhallen, so leuchtest du mir heute nieder vom Bergeshang im Abendsonnenstrahl, kleine Josophstadt! „Gottstadt“ nennt dich eine alte Urkunde von 1540 gar, und es ist auch stets etwas Merkwürdiges um solche Städte an der Grenze, wo zwei Konfessionen sich berühren und im Berühren sich austauschen im Brauchtum. — Wo einst des Bergmanns Häufel in der Tiefe Erz brach und knarrende Förderkünfte den Segen zu Tage brachten, plagt sich jetzt dein fleißig Völkchen mit allerlei Industrie, und deine Söhne ziehen hinaus in die Fremde, die Erzeugnisse heimatlischen Schaffens zu verkaufen. Und kehren immer heimatselnsüchtig zurück, wie sehr auch die Ferne lockte. Brand und Krieg sind über dich dahingefahren und haben den Glanz deines Bildes gedunkelt, wie die Farben alter Meister tieftöniger geworden sind. Wenn aber die Sonne in deine Fenster springt mit tausend Funkelblitzen, dann lachst du plötzlich hell auf, daß es im Rindpoppelbachtal sich wiederfängt, das goldene Vachen, und die Forellen glühend aufschrecken aus dem Gewirr der Sonnenkringel am Bachesgrund. —

Ein paar Tage Bahnfahrt von Jöhstadt entfernt liegen im Fränkischen die Orte Pottenstein und Gschweinsteine. — Was soll uns das? Gemach, lieber Leser, fremdliche Leserin! Weißt du schon, daß in einer Urkunde vom 13. April 1386 Jöhstadt „Goswynsdorf“ genannt wird, und an der Stelle wo heute Gladers Fabriken sich erstrecken, eine Siedlung „Pottendorf“ gelegen hat? Auch Jöhstadt verdankt wohl seine Gründung zunächst fränkischen Ansiedlern, die die Namen ihrer Heimat übertrugen auf die neue Heimat, wie im fernen Amerika etwa deutsche Ortsnamen uns anheimeln.

Irgendein Landesherr oder ein besonders kirchentreuer Ortsbewohner mag dann dem Kirchlein des Ortes Reliquien (heiligherechte Andenken) von Josoph, dem Mame der Gottesmutter verschafft haben: um 1540 wird Jöhstadt „Gottstadt“ genannt und 1610 tritt uns in Urkunden der heutige Stadtnamen entgegen. 1518 zur Stadt erhoben, vom Berglegen beschenkt, war das Städtel ein gern besuchter Wallfahrtsort geworden, bis wohl ums Jahr 1530 die Lutherlehre dem Heilgendienst ein Ende machte und das Andenken an Josoph, — es soll eins seiner Werkzeuge gewesen sein, — von den Mönchen des Wolfenstein Klosters, die hier Messe lasen, mit fortgenommen wurde. So erzählt die Chronik aus dem Jahre 1549, die sich übrigens um die entrissene Reliquie nicht sonderlich zu grämen scheint.

Durst haben die hiesigen Josophstädter scheinbar nicht viel gehabt oder aber sie sind in's „böhmische Bier“ gegangen: Erst am 14. August 1655 erhielt der Bürger Daniel Großschjen die Erlaubnis, ein öffentliches Wirts- und Gasthaus zu errichten.

Und am 20. März 1657 begann man mit dem Bau eines Rathauses. Knapp dreihundert Jahre haben die wackeren Gemeindeväter ohne Rathaus Rat gesucht und gefunden; heutzutage stehen meist zuerst die prächtigen Rathäuser, dann kommt der gute Rat und die Erleuchtung — noch lange nicht! Guido Wolf Günther.

Von der Geschichte der Stadt Jöhstadt

Die bekannt gewordenen ältesten Nachrichten über Jöhstadt reichen zurück bis zum Jahre 1459. Damals hat die heutige Stadt Jöhstadt den Namen Gießdorf geführt. Undes ist es möglich, daß da, wo das heutige Jöhstadt sich befindet,

vor 500 Jahren der Ort Goswynsdorf

seinen Platz gehabt hat.

Der Name Goswyn deutet darauf hin, daß der Ort fränkische Ansiedlung gewesen ist: denn wie hier Goswynsdorf und Pottendorf benachbart gewesen, so findet man im Frankenslande nicht weit voneinander gelegen die Orte Gschweinsteine und Pottenstein. Die Herrschaft derer von Waldenburg im Hause Scharfstein über die hiesige Gegend hat 1479 ihr Ende erreicht, indem zu dieser Zeit, wie geschichtlich erwiesen, Uebergang an das Haus Wettin erfolgt ist.

Auch der Name Giersdorf

hat Anwendung gefunden, denn in Kreißig, Beiträge zur Historie derer Chur- und Fürstlichen Sächsischen Lande, ist in einer Abhandlung des Historikers Pastor Christian Lehmann zu lesen: Als die Weißner ao. 1426 vor Aufsig geschlagen worden, hätten die Böhmen die Flüchtigen bis in Weissen verfolgt und nachdem sie hinter sich alles mit Feuer und Schwert verderbt, seien sie wieder über den Schredenberg in Böhmen hineingezogen, bei Annaberg vorüber, das noch nicht gebaut gewesen und im selbigen Marsche möchten sie auch dem Dörflein Giersdorf (jetzt Jöhstadt), so an einem anderen Orte gelegen, wie ihr Feld und Acker, darauf ist große Bäume abgehauen worden, den Garaus gemacht haben, daß hernach bei Auf-

Der Stadtrat zu Jöhstadt

Die Obererzgebirgische Zeitung feiert am 8. September ihr 75jähriges Bestehen. Wir beglückwünschen aus diesem Anlaß das Unternehmen und wünschen ihm für die Zukunft eine recht glückliche Weiterentwicklung. — Gern und dankbar wird anerkannt, daß die Obererzgebirgische Zeitung jederzeit und gern die Wünsche der Stadtverwaltung in Bezug auf Berichterstattung und Veröffentlichung erfüllt und hierbei größte Zuverlässigkeit und Entgegenkommen gezeigt hat. Möge das bisherige gute Einvernehmen zwischen dem Jubelblatte und der Stadt Jöhstadt auch weiterhin bestehen bleiben.

Der Stadtrat
Sacher, Bürgermeister.

kommen der Bergstädte dasselbe wieder auf und an den Platz, da es jetzt steht, erbaut worden.

Der Name des hiesigen Ortes schon aus der Zeit, als derselbe als Dorf bestanden, kommt in verschiedener Weise vor, so als Gießdorf, Gießdorf, Gießdorf, Jöhdorf, Jost- und Jostdorf, in Urkunden vom Jahre 1540 ist der Ort Gottstadt genannt. In den Curiosa Saxonica vom Jahre 1757 ist berichtet: „Der alte evangelische Pastor, wegländ in Joachimsthal, M. Johann Matthaeus, nennt den Ort in seiner Sarepta Jöhsdorf und meldet, daß viele Zwittergänge hier gewesen, daß dieser Ort aber heut zu Tage Josophstadt und meistens zusammengezogen, Jöhstadt oder Jöhstädtel, daraus die benachbarten Dörfer nach ihrer groben Mund-Art ein Luststadt oder Luststädtel machen, genannt wird.“

Auch im Stadtbuch findet man die Schreibweise des Ortes verschieden. 1610 und 1611 ist zu lesen Jöhstadt, 1618 Joststadt, weiter ist zu finden Jöhstadt Jöestadt, selten Jöhstädt, Jöhstädtel, Jöhstädtel, auch Jöhstädtlein darf nicht fehlen. An anderer Stelle erscheint die Benennung Gschstadt, auch Gschstadt. Weiter ist in der vorgenannten Matthaeus'schen Sarepta unter der Beschreibung des oberen Erzgebirges zu lesen, es gehöre der hiesige Ort allerdings zu den ältesten Dörfern dieser Gegend, er sei wegländ ein Dorf gewesen und habe Gießdorf geheissen. Unter diesem Namen befindet sich der Ort noch so benennet 1459 und habe 64 besessene Einwohner gehabt, diese hatten 5 Lehnviertel (Hufen), worinnen die Gärtner mit gerechnet gewesen und waren dem Amte Wolfenstein zinspflichtig.



Königswaldes Glückwunsch

„Ein heimatisches Glückauf zum Jubeltag“

Der Tag, an dem die „Obererzgebirgische Zeitung“ auf ein 75jähriges Bestehen zurückblicken kann, gibt uns Veranlassung, die besten Glückwünsche auszusprechen. Die O. Z. ist in Königswalde gut eingeführt. Mit berechtigtem Stolz können der Verlag und seine Mitarbeiter auf das, was sie erreicht haben, zurückblicken. Der Pressedienst, wie überhaupt das Zeitungswesen sind für das Wirtschaftsleben und die Behörden unentbehrlich. Sie zu unterstützen und fördern zu helfen, muß Jedermanns angenehme Aufgabe sein. — Für weiteres Gedeihen und Ausblühen rufen wir zum Jubiläumstage ein heimatisches Glückauf zu.

Der Gemeinderat
Koch, Bürgermeister.

In einer in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1893 enthaltenen Abhandlung: Die kleinen Stadtschulen des sächsischen Erzgebirges im 16. Jahrhunderte von Dr. Ernst Gehmlich ist als Jahr der

Entstehung des Städtchens Jöhstadt 1518

genannt.

Anzunehmen ist, daß der Ort seinen allmählichen Aufbau wie seinen vormaligen Namen Josophstadt einer alten Wallfahrtskapelle, die auf der Stelle der im Juli 1839 wegen gänzlicher Baufälligkeit abgetragenen Markt- oder Josophkirche sich befunden, zu verdanken hat.

Es ist dann weiter berichtet, es sei zwar Jöhstadt ein freies Bergstädtel geschostet worden, aber von der Bergbefreiung von Herzog Heinrichs zu Sachsen Christlichen Andenkens her sei nichts zu erweisen gewesen, daher das Städtlein bis No. 1618 gar sehr gering vom Amtschöffer zum Wolfenstein gehalten worden; dieser hätte das Städtel gern wollen unter die Dorfschäften mit allerlei Beschränkungen ziehen, unter anderem zum Holzschlag zur Flößen.

Königswalde

Königswalde liegt im freundlichen Böhmtale, ist von allen Seiten von riesigen Höhen umgeben und zählt etwa 3000 Einwohner. Bis zum Jahre 1875 bestand der Ort aus zwei politisch getrennten Gemeinden, der Amtsstelle (links der Pöhl) und der Ratsstelle (rechts der Pöhl).

In Königswalde, das bis vor etwa 50 Jahren ein stilles Bauerndorf war, ist erst nach dem 70er Kriege die Industrie eingeführt worden. Anfänglich waren es Holzschleifereien und die Posamentenindustrie. Später kamen Seidewerkereien, Zwirnereien, Pappens, Spindelfabrikation und Färberei hinzu. Die Zahl der im Orte beschäftigten Arbeitnehmer hat sich seit den letzten vier Jahren beinahe verdoppelt. Elektrisches Ortsleitungsnetz und zentrale Wasserversorgungsanlage, beides gemeindliche Unternehmungen, sind vorhanden. Die Verkehrsverbindungen sind gut. An der Bahnlinie Chemnitz-Weipert liegt der obere Bahnhof; der untere Bahnhof — Kopplation der Plattentalbahn — ist zunächst nur für den Güterverkehr bestimmt. Autobusverbindung nach Annaberg und Jöhstadt und nach Bärenstein und Wiesenbad sind vorhanden.

Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

Ernst Eternach

Kunstseiden-Zwirnerei

Königswalde i. Erzg.

Fernsprecher: Annaberg 2190



Kunstseiden
Zwirne und Cordonnets
gespulte Kunstseide
roh und farbig
für die
Posamenten-, Wirkwaren- und
Webwaren-Fabrikation



GUSTAV GEIPEL

Zwirnerei / Weiferei und Spulerei für Kunstseide

Königswalde i. Erzgeb.

Gegründet 1900

Spezial-Zwirnerei für die gesamte
Posamenten-Industrie im Erzgebirge

Das Unternehmen beschäftigt sich mit der Herstellung aller Arten von Halbfabrikaten aus Kunstseide für die gesamte Posamenten-Industrie und beschäftigt in eigenen Werken 160 Leute. Der Betrieb wird mit einem modernen Maschinenpark betrieben und hat eigene Kraftquellen, wozu mehrere Wasserkraftwerke, sowie eine Dampfkraftanlage gehören, sodaß Licht und Kraft, vollständig unabhängig von irgend einer Zentrale, selbst erzeugt werden. Das Unternehmen war das erste seiner Art am Platze.

C. F. KUNZE

Bärenstein Bez. Chtz.

Spindelfabriken

in Bärenstein und Königswalde i. Erzgeb.

Fernruf Amt
Bärenstein 16
Annaberg 3277



Die Firma C. F. Kunze wurde im Jahre 1832 gegründet. Sie befasst sich speziell mit der Herstellung von Selfaktorspindeln, Kopsaufsteckspindeln, Spulspindeln aller Arten, Ringspindeln zum Spinnen und Zwirnen von Kunstseide und Baumwolle, ferner sämtlicher Arten Voll- und Hohlflügel nebst Spindeln für die Erzeugung von Flachs-, Hanf- und Baumwoll-Gespinsten. Die Fabrikate finden dank ihrer vorzüglichen Ausführung und besonderen Haltbarkeit guten Absatz und es hat sich die Firma einen sehr grossen und treuen Kundenkreis erworben.

Posamenten- und Schnurenfabrik

Paul Reuter & Söhne

Königswalde, Erzgeb.

Fernspr.: Amt Annaberg Nr. 2188 :: Begr. im Jahre 1874

Im Erzgebirge geboren, mit den bestehenden Verhältnissen aufgewachsen, gründete Herr Paul Reuter im Jahre 1874 sein Unternehmen. — Die Mittel waren bescheiden und nur kleine Fabrikationsräume standen zur Verfügung; desto größer waren die Anstrengungen, um durch Fleiß und Ausdauer, Zuverlässigkeit und solide Geschäftsführung die Firma Paul Reuter & Söhne, Königswalde zu ihrer heutigen Bedeutung aufwärts zu entwickeln. Nachdem im Jahre 1907 der älteste Sohn als Teilhaber aufgenommen wurde und der Gründer der Firma 1909 auschied, trat im gleichen Jahre auch der zweite Sohn als Teilhaber ein. Geleitet wird das Unternehmen heute von den Herren Max und Oskar Reuter, die sich jederzeit bemüht haben, durch entsprechende Leistungen eine treue und gute Kundschaft heranzuziehen. — Wesentliche Vergrößerung der Fabrikräume und Anschaffung neuer Maschinen legen Zeugnis davon ab, daß in der Aufwärtsentwicklung der Firma kein Stillstand eingetreten ist; wird doch auch im übrigen besonderer Wert darauf gelegt, jederzeit Neuheiten für die verschiedensten Verwendungszwecke herauszubringen. Hervorgehoben werden alle gangbaren Stapelartikel, wie z. B. Atlas-, Krauschnuren, Kordonnet- und Dressierfransen, Lacet, Soutache, Maschinengalons und Fantasieartikel, zugleich aber auch moderne handgearbeitete Neuheiten und Spezialitäten. Trotz der nicht immer günstigen Geschäftslage konnte der Betrieb ständig, ohne Einschränkung oder Stockung und ohne Kurzarbeit, aufrecht erhalten werden. — Die Firma wird auch weiterhin bemüht bleiben, die bisherigen angenehmen Beziehungen mit ihrer Abnehmerchaft zu vertiefen.



Aus dem Gebiet der Greifensteine

Geyer mit Walthershöhe

Wichtig und vielgeschäftig schaukt die Kleinbahn an Tannenberg vorüber der größten der drei Greifensteinstädte zu. Mit zwei Haltestellen und einem „Hauptbahnhof“ nimmt das Bingenstädtel den „Niesenstrom“ der Reisenden auf, die in den vielerlei Fabriken Geschäfte haben oder am Sonntag zum berühmten Ratskellertänzen fahren aus der weiteren Umgegend. Schrägliegend befindet die Pforte dem Bügel zu batten! Geyer ist erreicht. „Geyer Südbahnhof“ mischen ein paar blaumilchige Beamtenhüter, die hier „auf Bürgermeister“ studieren. Von erdrückender Wucht ist der erste Eindruck, den du, fleißiges Geyer, dem Zureisenden bleibst, wie zwei Denkmäler steigen rechts ein goldschimmernder Dünghaufen und links eine vielgeschossige Fabrik auf. Landwirtschaft und Industrie, — wie sich's halt gehört für ein gelindes Gemeinwesen. Sie mögen spotten über den ersten Haltepunkt, die Dummheit, die nie alle werden; wer von ihnen weiß, daß drinnen in der großen Fabrik 1812 die erste Baumwollspinnerei Sachsens gegründet wurde von Evan Evans? Wie Barbara Ullmann knapp dreihundert Jahre früher wurde hier englische Spinner, der in Geyer seine zweite Heimat fand, zum Wohltäter des ganzen Gebirges, ja, ganz Sachsens. Wie wenn der Geyersbach, der geschwählig an dieser ersten sächsischen Baumwollspinnerei vorbeifließt, Bodendienste getan hätte, so entstanden in rascher Folge am Laufe der Zschopau, die den Geyersbach aufnimmt, Spinnerei neben Spinnerei, und heute dankt ganz Sachsen seinem Evans Blüte und Weltberühmtheit. Gut ab also vor der Station an Geyers Südbahnhof! Weiter angiebt sich die kurzatmige Lokomotive mit uns bergwärts; halt, da muß ich doch wieder hinabschauen auf die zwei winzigen Häufel, die wie Brüderteile und Schwesterleute zusammengehört neben dem Bahndamm sitzen und aus blühenden Fensteraugen mir zucken: da haben meine Voretern gewohnt! Gewohnt ein bescheidenes, erzgebirgisch-ländliches Leben! Und sind doch so glücklich froh gewesen unterm Schindeldach, auf dem Tauben und freche Späßen so seine, weiße Studarabesken malten. Alte, tausendmal gehörte Geschichten werden lebendig vom alten Evans und seinen Sonderheiten und — seiner Freude am Kinderlachen, wenn Osterhasen Segen reichlich in die Schürzen der Spinnerkinder gewandert war. Und vom „Orienertsfang“ und Gimpelflieg singt's und erzählt's, während das Räder wieder hält und den Durchblick auf den Marktplatz frei gibt. Fast zwingen müssen sich die Gedanken, um sich loszureißen von jenen kleinen Hütten, die mir das Beste schenken, was einem jungen Brautkopf nützt: den Freund und Vater! — Nun aber staunen die Augen und gleiten streichend an den schöngeschwungenen Linien des neuen Rathauses auf und ab; welche Stadt gleicher Größe mag sich eines ähnlichen Punktstückes rühmen? — Wenn auch in alten Straßen und Gäßchen noch holpriges Straßenpflaster hier und da buckelt, wenn auch grünmoosiges Schindeldach ab und zu die vornehmen Schieferdächer erröten macht ob solcher unständesgemäßer Nachbarschaft: das Rathaus überglänzt alle Fehler und Schwächen weißstrahlend, und die Geyerschen sind heute auch nicht wenig stolz drauf! Und haben natürlich erst weiblich darüber geschimpft, obwohl der Wald, der gute, immer hilfreiche große Geyersche Wald vermutlich ein arger Teil der Baukosten auf seine grüne Kappe genommen hat. — Dann stehen wir vorm leider kümmerlichen Überrest eines alten Wachturmes mit Nesten eines schönen Renaissanceportals, das verschlafen das vorbeileuchende Bühnen anguckt. Ein schönes Stück Vergangenheit in prächtigen Überresten zeigt noch die Kirche mit Wehrturm und inneren Zeugnissen begrabener Zeit. Schwert und Altar — sie berühren sich vielfach in Geyers seltsamen Kirchenbau. Er, Ehe wir den Abschiedsblick tun, noch eine, nein zwei bedeutsame Erinnerungen: hier das Bild Evan Evans, der 1844 auf dem Geyers Friedhof begraben wurde, und das Bild des weitbegehrten Erbauers der Augustusburg u. des alten Leipziger Rathauses, Hermannus Lotter, der hier 1580 ausruhen ging von mancher Enttäuschung seines äußerlich glänzenden Lebens. —

Doch nun den Abschiedsblick von der Bank auf der Binge! Geyer, mittelalterliches Städtel mit dem modernen Auszug, deine Binge mit dem zweimal zersetzten Antlitz gibt dir den trefflichsten Hintergrund. Noch einmal schlingen die Bilder durch Jahrzehnte ihren Reigen, dann verglüht hinterm „Gerghennerbüschel“ die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen, und du gehst schlafen, arbeitsmüde und vergangenheitsbewegt. —

Walthershöhe.

Früher hast du mit einem lustig-lustigen Ausgucksturm deine großen Brüder im Umkreis geseht und dich gar aufgespielt als Aussichtspunkt von Rang. Aber der Sturm hat dir eines Tages, zornig über das Hindernis, den ganzen stolzen Bau im Augenblick umgeblasen. Nun schaust du verärgert hindüber zu den Greifensteinen, deren Ausguck von dauerhafterem Stoff gebaut ist, und überlegst dir es wohl lange, ehe du dem Sturm ein neues Spielzeug hinstellst, gelt, kleine, freundliche Walthershöhe? Wie ein schwarzes Käppchen auf Großvaters Kopf sitzt du zu Geyers Haupten und hilfst mit wachen, daß dem Städtel kein Ungemach zustoßt. Vielverschlungen ziehen die Pfade deiner Kuppe zu, und fröhliches Lachen meldet immer neue Gäste. Das Lachen hatte bei dir eine gute Statt, als der wackere alte

Neufriedner-Eduard noch lebte und mit immer frischem Humor Leben in seine Gäste brachte. War ein gar vielgeressener Herr, der silberhaarige Wirt, und das Land weithin weiß sich zu erinnern seines Marionettentheaters, das er mit Künstlerschaft leitete. Als ihm das Alter die Neugierst verflümmern wollte, holte er die Welt einfach zu sich heraus und sammelte an Merkwürdigkeiten, was die weite Welt sich eben abtun ließ. So schuf er ein kleines Museum, dem nur die Raumgebrängigkeit Abbruch tut, über weitere Grenzen hinaus bekanntzuwerden. — Nun ist der immer schelmereifre Neufriedner-Eduard heimgegangen und damit wieder einer weniger geworden vom alten Stamm der echten Gebirgler. In den Räumen aber, in denen du wirkst auf deine Art, lebt wehmütiges Erinnern fort.

Chrenfriedersdorf

Als eine der ältesten germanischen Bergbauabteilungen in weitem Umkreis ist Chrenfriedersdorf schon um 1210 angelegt und 1407 mit Geyer und Thum zusammen zur Stadt erhoben worden. Man soll Perlen nicht vor die Säue werfen. — die „Chrenndorfer“ aber wissen die Geschichte anders, denn Witzschweine sollen schnüffend und stöbernd das zinnhaltige Gestein bloßgelegt und dadurch harter Vergleute zum Bergbau gelockt haben. Eine recht hübsche Leistung des sonst nicht gerade kulturfreundlichen Vorstentierchens, nicht? Wir verstehen nun auch, warum zum „Städtel“ der immerhin etwas anrühliche „Sauberg“ unbedingt gehört und Holz als einstiger Schatzkasten gezeigt wird. Fein schaut das Städtel aus, wenn im Winter die Halben des Sauberges glitzernd weiß die Sonne zurückstrahlen und im Gesteine und an den Wänden der noch stehenden Zehengebäude Reispitzenfleier die Stätte emigen Schließes in ein verträumtes Erzgebirgsidyll wandeln. Gängst schon ruht der Bergbetrieb, von dem nur Straßennamen noch und Pochwerksruinen im Walde Zeugnis geben, und der lange Fißgraben, wohl auch Röhrgaben genannt, räkelt sich jetzt faul durch die Wiesen und Felder, mürrisch ab und zu sein Wasser zum Menschendienst verleihend. Doch braucht es solcher Mühe auch nicht, denn die „Städtler“ kommen ganz munter durchs Leben, schon weil ihnen die Schuhe zur Lebensfahrt tausendweis in großen Fabriken hergestellt werden. Und dazu Strümpfe noch in allen Arten und Posamenten und Spielbälle und Möbel. — wer weiß, was alles noch im „Chrenndorfer“ hergestellt wird! Viel Ruhe gibt es da nicht, und 's ist schier zu verwundern, daß bei solcher Betriebsamkeit das Städtel immer so blühend aussieht. Denn eine Freud' ist's zu sehen, wie der breitläufige Markt so schmutz daliegt vor dem zierlich gemauerten Rathaus. Sogar der Stadtgründer hat voller Hochachtung seinen Trughelm abgenommen und hält ihn ehrerbietend in der Hand. Das ist für einen Friedrich den Streibaren doch immerhin eine Leistung, gelt? Na, die Städtler sind auch arg stolz auf ihren Ort und noch mehr auf ihre Kirche, die einen ganz köstlichen Schatz birgt: den Chrenfriedersdorfer Hochaltar. Fünf Jahre hindurch stand er in Dresden zur Schau, dann holten sich die Städtler ihr Kleinod wieder, und jeder, der eine Weihetunde genießen will, darf kommen und sich dieses Meisterwerk, in dem Grünwalds göttliches Genie sich ausprägt, anschauen. Wer dies Werk schuf, ist nicht mehr zu ermitteln, doch die Entstehungszeit fällt in Grünwalds Schaffen. Ob irgend ein festlicher Zufall dies Werk von Frankfurt hierher verschlug, oder ob es ein Grünwald Jüngling, begnadeter Künstler in unseren Gauen schuf: wir werden es wohl kaum zweifelsfrei erklären können. Freuen wir uns nur an dem einzig schönen Kunstwerk, dann ehren wir den Meister am würdigsten, hieße er auch immer, wie er möge! —

Die Greifensteine bei Chrenfriedersdorf.

Als Chrenfriedersdorf, Chersdorf und Chrenfriedersdorf taucht das Saubergstädtel schon früh, sehr früh in der erzgebirgischen Geschichte auf. Die ältesten Urkunden liegen tief im Sauberg verschüttet, wohin sie ein wohlweiser Rat in den Nöten des Dreißigjährigen Krieges brachte. Statt nun die Truhe zu hüten, die seinen Ruhm kündete, ließ der alte Berg gelegentlich eines Stollenrutsches alles verschwinden! Nun ist aus Urkunden anderer Orte immerhin noch zu erfahren, daß Chrenfriedersdorf schon am Anfang des 13. Jahrhunderts bestand und 1283 bereits in einer Urkunde Einkünfte aus seinem Bergwerk verschenkt werden. Wir schmeicheln den wackeren „Chrendorfern“ nicht, wenn wir annehmen, daß von diesem Orte aus die bergbauliche Erschließung von Thum und

Geyer erfolgte. Der Name „Chrenfried“ mag wieder hinweisen auf Waltersdorf, Kunnersdorf und Hermannsdorf und die langzeitige Siedlungsform stützt die Vermutung der Bauernsiedlung. —

Aus dem Märchenwald gaukeln gelpenstlich sieben mirrerklüftete Felsen empor; Sagen geistern um die Greifensteine, die wie Steingaden im Sittreis der drei Greifensteinstädte starren. Aus Schächten und Schagfellen kuckelt wie von goldenem Tierart, und des Weidenmooses lieblicher Duft umspielt zaubergartenförmig den Menschen der neugierig dem Nachspuk bei Tage nachspürt. Was doch nicht alles raunt von Sagen und Geschichten um diese wunderlichen Felsen! Auch Stülper-Karl hat hier gehaust und 's ist fast nicht zu glauben, daß im freundlichen Verggasthaus von ihm kein Gewehr oder Hirschfänger aufgehängt ist. Wo es doch zum guten Ton gehört, daß möglichst jedes Gasthaus ein Stülper-Schießeszen bezieht. (Wenn allerdings der gute Stülper-Karl die Gewehre wirklich alle benützt hat, dann hat er aus jedem wohl nur einmal geschossen oder — er hat mit dem Schießeszen nach Hirsch und Reh — geworfen! Da geht natürlich mal eins mit verloren. Wie wäre es übrigens, waidgerechte Herren Sonntagsjäger, mit dieser Jagdart? Vielleicht bleibt da mal etwas liegen?) Also Karl Stülper ging durch den Wald und Schagmännlein und Niesen und auch — der „Greifensteinkart“, der „Fürst vom Greifenstein“, der sich einbildete, er müsse die verzauberte Prinzessin im Greifenstein erlösen! Als Fuchsbinder durchzog er in möglichst auffälliger Aufputz die Greifensteine, sammelte einer Dohle gleich alles, was glänzte, um es sich an seine zerlumpte Jacke zu hängen. Seiner Prinzessin zu Ehren! Und starb im Armenhause zu Drebach im Alter von 67 Jahren als verkommenen Stromer! — Wie viele sterben nicht und sind schon gestorben gleich ihm im Anklammern an ein Ideal und sei es auch ein Luftgebilde? Ob das die wertvollsten Menschen sind? —

Thum

Mit besonderen Sehenswürdigkeiten kannst du wohl zwar nicht aufwarten, schlichtgemütliches Thum; es sei denn, du wolltest mit deinem Marktplatz Aussenen erwecken, dessen Pflastersteine neugierig-pösslich heraus schauen aus ihrem Lager nach den vielen Autos, die täglich vorüberfahren. (Sei beruhigt, wir lachen nicht darüber und finden, daß sich's im Winter ganz sanft auf deinem Marktplatz geht, und — wozu sind denn auch die Bürgersteige da?) Doch, eine Merkwürdigkeit hast du doch: die „Glendwiesen“ an der Annaberger Straße, auf denen das letzte Geleht des unglückseligen Dreißigjährigen Krieges stattfand: am 25. Januar 1648 stießen streifende kaiserliche Soldaten mit der aus Annaberg vorstoßenden sächsischen Besatzung zusammen und lieferten sich ein blutiges Gefecht, das letzte auf sächsischem Boden. — Wie du deinen Namen erzielst, davon weiß die Sage mehrerelei Bericht: nach dem einem soll deine Kirche (Dom) dir den Namen gegeben haben, nach dem anderen soll der böhmische Ausdruck für Strahengasthaus (Thum) Ursache deines Namens sein. Deute sich's jeder nach seinem Belieben! — Was dich, bescheidenes, schaffendes Thum, stolz machen kann, ist die Bedeutung und Geschichte deiner Strumpfindustrie und anderer Wirt- und Strickerzeugnisse. Wenn ich dein Bild malen sollte, dann müßte im Hintergrunde neben der Kirche, die dir den Namen gab, der „Hof“ gemalt sein, der dir zuerst Brot schaffte und Berühmtheit dazu. Der „Hof“ der kleinste Anfänge sah zu einem jetzt weitläufigen und weitspannenden Unternehmen, der „Hof“, in dem eine von den vielen Hofmann-Familien seit Menschengeschlechtern wohnt und wirkt in immer größerem Kreis. Und da schossen hier und da noch Fabrikfelsen aus dem Häufergiebel, und der verlagene Berglegen war bald vergessen in neuer Arbeitsstätte. Nach Herold hinab, nach Jahnabach hinaus zweigt die Industrie der Baumwolle immer neue Triebe ab; wie lange wird es währen, und die Dörfer begeben im gleichen Arbeitsdrang der Stadt, und ein Ort wird sein, wo vor Jahrhunderten in kleinen Hütten Vergleute und Waldbäuer verstreut siedelten. Auch das nüchterne Leben in Arbeit ohne Schimmer der Romantik vermag zu trösten, denn es kommt nicht darauf an, was man tut, sondern wie man es tut! —

Eine Urkunde vom 16. Oktober 1407 berichtet von dem Thum, welches ein Zinnbergwerk bei einer halben Meile Wegs von Chrenfriedersdorf, item des Wolfensteins und Zschopau, welche neben dem Geyer als Gold- und Silberbergwerk außerhalb der geringen Metallen sein geachtet worden. Eine andere Urkunde nennt gar schon am 13. Juni 1377 Thum

unter den „Städtlein und Flecklein, die durch das Bergwerk aufkommen und sich bewohnen sein“, und 1445 beginnen die Thumer Gerichtsbücher. So hat wohl kurze Zeit nach Chrenfriedersdorfs Gründung hier und an der Witzsch ein fleißig Schürfen und „Seifen“ angehoben und das Städtlein hat sich bald um seine Kirche schart wie die Ruchlein um die Glucke. In die Kirche, die als Kapelle „Thum“ oder „Dom“ genannt wurde, und in der ein „Thumherr“ regelmäßig Gottesdienst hielt. Die Kapelle verschwand und machte anderen Gotteshäusern Platz. — der Name aber prägte sich dem Städtchen auf und hat heute landein, landaus guten Ruf ob seiner Strick- und Wirtwaren. —



ERZGEBIRGSKAMM v. Kalken Muff aus Gesehen

Königswalde

Ein tüchtig Bildein laßt mich noch malen: eine gar stattliche Dame führt ein kleinwüchziges Hündlein an einer sehr, sehr langen Leine. Und die stattliche Dame ist Annaberg, und das Hündlein ist — Königswalde, das von der Kette der Ueberlandleitung am Halsbändchen gehalten wird! Toll, gelt! Und doch — kuschelt sich nicht Königswalde heute wie ein gutgepflegter Seidenpinscher schneeweiß an den Pöhlberg, und hüpfen seine Häuser nicht im Sommer wie eine lustige Schar klaffender, brauner Teufel mit dem Pöhlbach talwärts, mühsam vom Pöhlberg an der Leine gehalten? So sehe ich immer das kleine, freundliche Bauerndorf, und mir scheint es kein Schimpf, sondern eine Freude, es so fest mit St. Annen verbunden zu wissen! —

Zwei Siedelungen getrennt durch ein dünnfließendes Wälschen, strecken sich langgestreckt im Pöhlatal. Heute ein Dorf, das kaum noch auf den trennenden Wasserlauf achtet, waren früher Königswalde (nach einem böhmischen König genannt) auf der linken Seite und Lichtenhain (Grenzort) auf der rechten Seite des Pöhlbaches nach Gründung und Heranzunahme verschieden. — Wohl durch fränkische Bauern gegründet (man denke an die langzeitige Bauart und die kennzeichnenden gleichlaufenden Steinwände auf den Flurstreifen), wird das Jahr 1250 als Gründungs- richtig angegeben sein. 1367 urkundlich zuerst erwähnt, wies Königswalde sehr oft seinen Herrn, bis es schließlich ins Amt Grünhain gehört und den Namen „Mitsseite“ behielt, als auch schon beide Siedelungen vereinigt waren und unter einem Staate standen.

Von Wolfenstein aus wurde um 1200 schon die nachmalige „Mitsseite“, bezw. Lichtenhain gegründet. Einmal sogar ans Kloster Buch bei Leisnig verschenkt, kam dieser Ortsteil 1492 an Heinrich von Einsiedel, der ihn an Paul Thumshirn aus Annaberg verkaufte. Im gleichen Jahre noch, — 1512, — verkaufte Thumshirn „das halbe Dorf Königswalde mit samt den Wäldern und aller Zugehörungen um 3035 Gulden“ an die Stadt Annaberg.

Grumbach

Ein Schild zeigt weißgrüne Teilung; im oberen, weißen Teile ein Bergmann im Brustbild (schwarz), in den Händen Hammer und Schlägel haltend; im unteren, grünen Teile schlängelt sich krummlinig ein weißer Bach. Das ist Grumbachs Wappenschild. Befriedigen kann das Siegel kaum; es ist wohl eine Verlegenheitschöpfung; mindestens ist der Bergmann am unrechten Plage, denn nach neuerer Meinung gehört Grumbach zu den ältesten, weit vor der Bergbauzeit entstandenen Siedelungen. Daß der trumme Bach die Benennung gegeben hat, möchte billig bezweifelt werden; das Kennzeichen aller Gebirgsbäche ist doch der gewundene Lauf. Aus ihm eine Besonderheit abzuleiten, scheint wenig nachdenklich. Aber sprachgeschichtlich möglicher, — denn „trum“ wurde auch früher nie, „grum“ geschrieben, — erscheint mir eine andere Deutung: entweder ist „grus“ (mittelhochdeutsch = Schreck, Graus) die Stammfibel oder „gruz“ (mhd. der Kies, Sand); beide Deutungen lassen sich in Anlehnung an Schwarzbach und Steinbach verdeutlichen, und es ist die Entstellung in „grum“ eher anzunehmen, als die Ableitung aus „trum“. So wäre die Siedlung im Miriquidi dort entstanden, wo der Bach inmitten schauerlicher Wildnis sich seinen Weg mühsam suchte oder wo — wie bei Steinbach — die natürlichen Hindernisse, die Steine, vom strudelnden Wasser zu Grus oder Kies zerrieben wurden.

Schmalzgrube

Wandermüde sitze ich am Feldrain, der sich ins grüne Gewirr der nahen Fichtenjugend verliert. Säuselnd weht der Wind, und die Grillen zirpen ein Schummerlied, das mich nur allzurauf einwiegt. — Da glüht am Abendhimmel eine Feuerfarbe auf, und düster-prächtig zeichnet sich gegen das Schieferblau des Firmamentes der Umriß eines Hochofens ab. Ruffschwarze Männer wimmeln um das Bauwerk. Da — jischend schießt eine feuerglutende Schlange aus dem Zapfloch; aber Menschenwille weist dem glühenden Strom den rechten Weg zur „Schmelzgrube“, in der sich formloses Durcheinander aufgeschmolzener Metalle binden muß zu sinnvoller Form. — Die kleinen Hütten und Häuschen aber, die sich an die Schmelzgrube hingelagert haben, sind gut Freund mit dem Ungetüm von Hochofen und haschen gern den Flackerchein des feuerpeinenden Gefosses. Ist's doch der Brotvater aller derer, die in den Hütten haufen, und die Gut seines steinernen Leibes ist notwendig, wie das liebe, warme Blut im eigenen Leibe! — Ein fürwichtig Linslein hat mich aus meinen Träumen wachgegetzt, und verwundert schaue ich das Dörflein ohne Hochofen und Schmelzgrube an, das um 1580 schon ein bekannter Schmelzort war. Drüben in Westfalen und am Rhein fackeln jetzt, ins Niesenhafte vergrößert, die Hochöfen und spotten der winzigen Brüder, die an der anderen Grenze einst sich wichtig taten mit glühendem Drogen und Zischen. Und ist's nicht ein wunderlich Spiel des Zufalles, daß unsere Hochöfen wie Wächter an den Grenzen stehen und standen? O, daß sie doch in ihren Gluten alles vergehen ließen, was mit frechgriger Hand nach deutschem Gut und Blut greift!

Steinbach

Schwelend zieht der Schwadenrauch brennender Kohlen weiter durch den Wald. Rauche, uns unverständliche Raute weifen auf Menschenfiedelung inmitten des Hochwaldes hin. Und wahrlich, dort, wo der Bach sich strudelnd und sprühend durch ein Gewirr großer und kleiner Steine hindurchwängt, haust in moosversteckter Hütte eine Sorbenfamilie. Einziger Erwerb ist für sie die Holzohlenbrennerei, einzige Gesellschaft die Tiere des Waldes, die zutraulich in nächster Nähe dieser Menschen äßen und spielen und singen. Einsiedlerlos! — Dann aber kommen auch hier herauf deutsche Einsiedler und roden

und bauen und bald reihen sich am Steinbach entlang deutsche Haufungen. Die Weiler aber rauchen lustig weiter, nun von deutschen Köhlern gebaut und bewacht; die Uransiedler aber gingen auf im neuen Bock und ließen hier und da nur ein Sprachzipslein übrig zum Andenken.

Ein altes Gerichtssiegel zeigt zwei Häuser, die fast Pfahlhäuser ähnlich sehen, und links davon Bäume; im Vordergrund fließt Wasser. Sollten die Ufer des Steinbaches so sumptig gewesen sein, daß die ersten Siedler auf Pfahlrosten bauen mußten? — Da Siegelbilder nicht die zuverlässigsten Geschichtszeugen sind, wollen wir das Rätselraten lieber aufgeben und uns damit begnügen, daß am Altar der Steinbacher Kirche die Jahreszahl 1382 steht. Ehrwürdigen Alters genug, gelt? —

Schmiedeberg

Liegt da ein alter, uraltler Stein mitten im Brombeergerank. Mit roten Bäckchen schielen die Beeren hinab auf den wunderlichen Einsiedler, der es sich nur widerwillig gefallen läßt, wenn schillernde Eidechsen auf ihm sich sonnen. Und manchmal, da wird dem Gezieler angst und bang um den alten, morschen Stein: das ist, wenn aus der Schmiede drüben klingender Hammerschlag gezogen kommt und zwischenhinein wie eines bärbeißigen Waldgeistes Stimme der große Hammer grollt. Da dehnt sich der alte, müde Stein und wird wieder jung und wächst hinauf zu stolzer Höhe! Wie einst, da er der Firsstein war in der oberen Bergschmiede! Und unter sich hört er's dröhnen und stampfen und hämmern, daß in allen Fugen die Steine weichen möchten. Aber er duldet es nicht, er, der wuchtige Firsstein, — er hält die Steine zusammen und schützt die feuerverbrannten, hammerschlagzähnen Bergschmiede vor Einsturztod und Hungersnot! —

Und liegt nun weggeworfen, vergessen inmitten giftlauernder Ottern und einsäufig verpielter Eidechsen, die keine Ehrfurcht vor dem moosgrauen Stein haben. Tröste dich alter Gefelle: dein Los ist nicht selten, weil es menschlich ist!

Arnsfeld

Ob es wohl war ist, was mir eine alte Großmutter erzählte vom Namen des Dörfchens? Zwei Brüder siedelten sich am Hange an, dem sich Arnsfeld anschmiegt, um Ackerbau zu treiben. Wie weiland bei Abraham und Lot war aber Streit entstanden darüber, wie das Land verteilt werden sollte. Da nahmen die Brüder jedes ein Kalb, stellten sie nebeneinander und trieben sie mit kräftigem Schlag davon. Das eine trabte links, das andere rechts, und die schwierige Frage war salomonisch weise gelöst. (Auch Rälber finden manchmal treffliche Urteile!) Die Siedelung rechts wurde nun Arnst's-Feld genannt nach dem einen der Brüder und behielt ihren Namen mit erzgebirgischer Aussprache bei: Arnsfeld. —

So erzählt die Volksüberlieferung. Aus alten Urkunden läßt sich über den Namen nichts ermitteln; sicher aber gehört Arnsfeld mit zu den ältesten Siedelungen. Schon im Jahre 1380 wird der Ort in einer Schenkungsurkunde von Hans von Waldenburg den „Markteuten“ von Wolfenstein zugeeignet. Bestimmt wurden der Ort und das Gut Arnsfeld schon von 1380 gegründet, und so bilden die ältesten Häuser auf ein stattliches Alter zurück. Ein Ortsiegel oder Wappen ist leider nicht zu ermitteln gewesen.

Geyersdorf

Spitz klüften Felsstippen in die Luft, die unermesslich weit blaut. In stolzer Kraft thront ein Geyersvogel, der eigentlich einen Adler vorstellt, auf dem Gipfel. Das ist das Wappen Geyersdorfs „nur“ 500 km von der Heimat seines Wappenvogels entfernt. Und wenn schließlich gar das Geyersdorf früher ein „Häuersdorf“ war, wie alte Chroniken behaupten, dann bleibt vom schönen Wappenvogel nicht viel Geschichtliches übrig! —

1397 ist Geyersdorf gegründet worden; angeblich von Bergleuten, die in Geyer nicht mehr genug Verdienst fanden und die Nähe des Schreienberges suchten, der reicheren Gewinn versprach. Da aber Annabergs Bergbau etwa hundert Jahre später erst aufblühte, besteht hier offenbar ein im Bocke ohne viel Kopfzerbrechen fortgeräthelter Irrtum. Darüber, ob in oder bei Geyersdorf vielleicht auf Eisen oder Zinn gebaut wurde, oder ob es sich um eine landbauliche Gründung etwa von Mildenau herüber handelt, läßt sich einwandfrei nichts ermitteln, und der stolze Adler-Geyers steht eigentlich auf recht schwachen Füßen.

Mildenau

Ob Mildenau wirklich schon 1270 bestanden hat, wie eine Urkunde aus alter Zeit erzählt? Dann sind es wahrscheinlich Siedlerbauern gewesen, die die „Mildenau“ in eine „Reichenau“ oder in eine „Milde Aue“ verwandelt haben. Alle drei Besarten finden wir in alten Schriften, und es ist auffällig, daß bergbauliche Erwähnungen bei der Siedelungsgeschichte fehlen. So ergibt sich Ackerbau, vielleicht auch Forstwirtschaft als Gründungsurache, und der Bergbau mag dem Orte dann weitere Ausdehnung gebracht haben.

Schönfeld

Wenn auch erst vom 15. Jahrhundert an Urkunden vorliegen, so dürfte die Siedelung wesentlich eher entstanden sein. Wohl aus gleicher Ursache wie Wiesa leitet sich der Name her: Bergleute, die in dieser Gegend auf Eisen bauten, fanden das „schöne Feld“ zur Siedelung wie geschaffen und erweiterten die wenigen Bauernhäuschen bald zum Dorf. Mit rund einem Duzend Schönfeld, Schönbach, Schönberg, Schöndorf, Schöneheide, Schönbrunn usw. lockt das freundliche Bauerndorf, seine ländliche Schönheit zu genießen, und läßt es vergessen, daß keine geschichtliche „Besonderheit“ es sehenswert macht.

Tannenberg

Wesentlich älter als Geyer, mag Tannenberg's Rittergut wohl auch seine Gründung der fränkischen Siedelungsmasse verdanken, die, im Jschopautale vordringend, just in der Aue der Jschopau ein geschütztes Fleckchen zur Niederlassung fand. Eng bedrängt von den Rottannen, die wir Fichten nennen, schmiegten sich die Hänge bergwärts an den grünen Saum. Grund genug, die Ansiedlung „Tannenberg“ zu nennen und den Namen auch nach der Rodung beizubehalten. —

Dort, wo die Lehne am steilsten aufbäumt, horsteten gerne die Habichte, die das Volk „Geyer“ nennt. Mit dem fahendkreisähnlichen Jagdruß stoßen diese Räuber vom „Geyersberg“ herüber und schlagen manches brave Huhn, das der Hausfrau Stolz ist. Als die Lustpiraten sich aber gar erdreisten, auch im Hühnerhofe des Rittergutes den Zehnten zu fordern, wird das den Junkern zu toll, und sie reiten zur Geierjagd bergwärts. Bald müssen die jungen Herren aber die Pferde in der Hül der Rößbuben lassen: zu eng wirren sich Jungholz und Brombeergerank ineinander und machen es sich zur Lust, der feingekleideten Junker Wams zu zerfetzen und zu zerpfücken. — Ein paar Horste sind gefunden und zerstört; wie weiße Wolfknäuel drängen sich fauchend die jungen Raubvögel in den Jagdtaschen. Zur Kurzweil haben die jungen Ritterjöhne die kleinen Räuber mit heimgenommen. Vielleicht ist's auch ein wenig Mitgefühl mit den Raubrittern der Luft: mag doch manch stolzer Ahne, der jetzt brav vom Ahnenbildersaal herabbläht, ein gefürchteter Raubritter gewesen sein! Und das ist ein wenig Berwandtschaftsgefühl doch erlaubt, gelt? — Das Mitleid aber wird reich belohnt, denn während die Junker durch die Dickung streifen, scharren die feurigen Pferde, langen Stebens ungewohnt, das Erdreich vom Felsgrund, und siehe da: lodend winkt im Gestein die legendringende Zinnader! — Bald ist der „Geyersberg“ berühmt und — besiedelt, und schon 1453 besitzt die Stadt ein stattliches Rathaus! Die Geier aber haben sich ins Stadtwappen eingenistet und sitzen da mit wesentlich mehr Recht als ihr stolzer Vetter mit Alpenzacken im Geyersdorfer Siegel. —

Wiesa mit Wiesenbad

Wenn wir als Wandervogel durch die „Wies“ zogen, fragen wir fürs Leben gern das „Nennchen von Tharau“. Und warum? Weil es da heißt: — „recht wie ein Palmbaum über sich steigt“, und das war uns grünen Knaben — ich meine natürlich wegen der Mühen — ein köstlicher Spaß, alldieweil Wiesa eine stolze Palme im Wappen führt! Wo aber das edle Gewächs finden? —

Wie das Dörflein zu dem morgenländischen Siegelbild gekommen ist, läßt sich nicht mehr nachweisen. Ob es das Wappen einer der eingeseffenen Adligen gewesen ist, der es von einem treuziehenden Ahnen übernommen und seinem Geschlechte angeeignet hat? — Jedenfalls zeigt die Siegelammlung unseres Staatsarchivs in Dresden den Palmbaum, und deshalb führt die Gemeinde auch wieder (seit 1. Januar 1915) ihre Palme im Gemeindevappen. — Uns geht mehr an, wie der Name entstanden sein mag. Vor mir liegt eine stockfeste, alte Chronik vom Jugendlehrer Gottfried Seifert. Was sie uns zu melden weiß von Wiesa und Wiesenbad, ist folgendes: Wenn die Bergleute vom Geyersdorf nach Geyer zur Kirche gingen, benützten sie gerne den Weg über die „Wiesen“, weil die Waldwege von Raubrittern unsicher gemacht wurden. Häuser mögen aber schon nach 1300 hier gestanden haben, denn bereits 1381 wird ein Ritter Heinrich von der Wiese urkundlich als Besitzer Schönfelds erwähnt. Unsere Chronik nennt eine Familie Friedrich von 1478—1575 als Besitzer des Rittergutes Wiesa. — Größer geworden ist Wiesa dann wohl durch den Bergbau; verfallene Zechen und Halden kündigen davon, und die Gutsmühle soll die Schmelzhütte gewesen sein. Der „große Riß“ (Zechen) und der alte „Häuersteig“ (nach dem Plattenwalde zu) geben der Vermutung ebenfalls recht. — Im Jahre 1807, aus dem die Chronik stammt, zählt Wiesa 38 Groß- und gegen 90 Kleinbesitzer; Riesenburg (Adam Riesel) und Wieselgut nebst Feldern am „Humpel“ grenzen an Annabergs Flur.

„Das Wiesenbad liegt vom Dorf Wiesa ¼ Stunde abwärts gegen Morgen in einem lustigen Grund, auf zweien Seiten mit Gehölz umgeben, so den Namen Rosenau führt.“ Als heilende Beimischungen soll das Bad führen Alaun, Kupfer und Schwefel, „doch hat der Alaun das Uebergewicht weil er den Badenden die Haut aufzieht und manchen roten Flecken verursacht.“ Gegen Gicht, Krämpfe und Ausfall angewendet, soll es stets helfen. Ein armer Mann, der sich seine Schenkel im warmen Quell wusch, um die Gicht zu vertreiben, war der Entdecker, und Hans Friedrich ließ 1501 den Brunnen viereckig einfassen und ein Badehaus, 60 Schuh lang und 40 Schuh breit, zuerst aufrichten. 1602 baute die hursfürstl. Frau Wilhelmine Sophia das Fürstenhaus, 3 Stockwerke hoch, so aus 5 großen Stuben und mehreren Kammern besteht. —

Neundorf

Wohl als Abzweigung Wiesas sind „neue Häuser“ an der Berglehne gebaut worden, die sich schließlich zum „neu(e)n Dorf“ entwickelten. Mit der Zahl „neun“ hat vermutlich die Ortsbezeichnung nichts zu tun; die Meinung, daß neun Güter der Siedelung den Namen gegeben haben, ist urkundlich nicht zu stützen. Um 1800 hat das Dorf „80 Feuerstätten und teilt sich in Ritterguts- und Amtsseite“. 1571 werden Hans Christoph und Nicol Stange zuerst als Gutsherren erwähnt. Wo jetzt die neue Straße die Talstraße trifft (Graupner), hat bis 1637 die „Stangenmühle“ gestanden und die Erinnerung an die ersten Herren von Neundorf wachgehalten. — Ein Bergamt hat Neundorf im 17. und 18. Jahrhundert auch befallen; so dürften Forst- und Landwirtschaft den Grund der Siedelung gelegt haben, und durch den Bergbau ist der Ort zur jetzigen Größe gelangt.

Guido Wolf Günther.

Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges



Verkaufsbüro in Chemnitz, Bahnhofstr. 3



E. Richard Dietzsch

Strumpf- und Wirkwaren-Fabrik

Geyer i. Erzgeb.

Verkaufsbüro in Chemnitz, Bahnhofstr. 3

Die Firma wurde im Jahre 1910 von Herrn E. Richard Dietzsch gegründet. Das erste Betriebsgebäude in verhältnismäßig kleinem Maßstabe befand sich auf dem Gelände. Unter der Leitung seines Gründers nahm das Unternehmen sehr bald einen außerordentlichen Aufschwung an. Es mußte infolgedessen in den Jahren 1924 bis 1927 zu großen Um- und Erweiterungsbauten, sowie vollständigen Neubauten geschritten werden, wie ihn das nebenstehende Bild zeigt. Neben dem Inlandgeschäft wurde im Laufe der Jahre ein sehr ausgedehnter Export nach allen Teilen der Erde betrieben. Es werden nur gute und beste Qualitäten hergestellt und zwar:

alle Arten Strümpfe
und Herren-Soeken

Carl Ferd. Höffer G.m.b.H.

BAUMWOLLSPINNEREI UND FÄRBEREI × MERCERISIERUNG
BLEICHEREI × ZWIRNEREI

Tannenberg i. Erzgeb.



Bereits im Jahre 1912 konnte das Unternehmen auf sein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Aus kleinen Anfängen heraus entwickelte es sich, ins Leben gerufen von Carl Ferdinand Höffer, 1785 in Naumburg als Sohn eines Naders geboren. Er gründete mit 26 Jahren in Chemnitz ein Kolonialwarengeschäft. 1837 verwirklichte er dann den seit längerem schon erwogenen Plan einer Fabrikanlage in Tannenberg, kaufte dort die Oelmühle Jonathan Meischners und errichtete eine Baumwollspinnerei. Am 22. Juli 1839 begann der Betrieb. Carl Ferdinand Höffer blieb zunächst in Chemnitz, besorgte dort den Verkauf der Garne im ganzen Bezirk, während sein ältester Sohn Eduard die Fabrik leitete. Unter großen Schwierigkeiten wurde der Warenverkehr, damals noch mit Geschirrelegenheit, zwischen Tannenberg und Chemnitz aufrecht erhalten; aber auch sonst waren bei allgemeinen Geschäftsstockungen im Lande ernste Zeiten zu überwinden. Aber das Höffer'sche Garn fand immer reicheren Absatz und schon nach einem Jahre waren einige tausend Spinnspindeln in Vollbetrieb. Von 40 Arbeitern stieg das Werk im Laufe der Jahre auf 300 mit 5000 Spinn- und 4000 Zwirnschindeln. 1842 verstarb der Gründer des Unternehmens und Eduard Höffer führte das Werk des Vaters weiter, 1846 trat Adolf Höffer das Familienerbe an, das nun neuen, mächtigen Aufschwung nahm und außerordentlich um- und ausgebaut wurde. 1885 starb Adolf Höffer nach einem Leben von Mühe und Arbeit; dem Vater folgten die Söhne Franz und Emil als Inhaber, bis 1891 nach dem Ableben des letzteren Franz Höffer alleiniger Besitzer wurde. 1891 erfolgte die Umwandlung in eine G.m.b.H. Bald darauf kamen Mercerisierung, Gaserung und eine ausgedehnte Gops- und Kreuzspulerei hinzu. 1906 wurde die Felgner'sche Mühle als Werk II erworben und als Feinzwirnerie eingerichtet, ebenso 1911 eine Strangfärberei neu eingeführt. Der jetzige Inhaber Erich Höffer hat das Werk auch weiterhin neuzeitlich ausgestaltet.

Friedrich Reuther

Posamentenmaschinen-Fabrik

Geyer i. Sa.

Gründungsjahr 1874

Deutsche und ausländische Patente

Fernsprecher: Amt Geyer Nr. 13

Postscheckkonto: Leipzig 31518

Telegramm-Adresse: Maschinenfabrik Reuther Geyer Sachsen

Die Firma wurde im Jahre 1874 in Geyer von Friedrich Reuther gegründet. Nach dessen Ableben im Jahre 1904 ging das Geschäft auf die Söhne über. Die jetzigen Inhaber sind noch die beiden Söhne Richard und Emil Reuther, welche die Firma nach den alten bewährten Grundsätzen weiterführen und ausbauen.

Als Spezialität werden gebaut:

Jacquard-Häkelmaschinen
Häkel-Galonmaschinen
Drillierfransen-Maschinen
Häkel-Biesenmaschinen
Einzelperl-Maschinen

USW.

25

SPART KOHLEN!

Kauft weiß emaillierte Heßsparherde

Verkauf an Jedermann zu Fabrikpreisen

Bequeme Zahlungsbedingungen

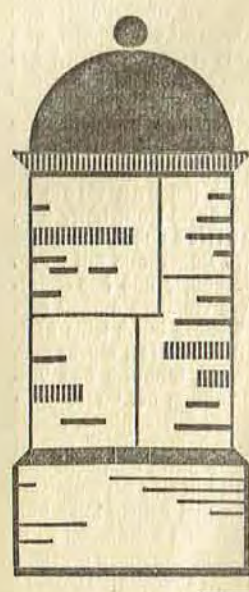
Max Heß, Tannenberg i. E.

Sparherd-Fabrik

Gegründet 1903 / Telefon Amt Annaberg 2702

Verlangen Sie kostenloses Angebot!

25



DIE SÄULENANZEIGE

Ist jedermann zu jeder Zeit kostenfrei zugänglich. Ihre Stärke liegt in der Wiederholung, mit der sie dem Passanten von Straße zu Straße entgegentritt. Sie ist geeignet für jeden Zweck und auch für jede Partei. Sie wirkt bei Mann und Frau jeden Alters und jeden Standes.

PLAKATINSTITUT FRIEDRICH SEIDEL
BUCHHOLZ I. SA.

Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

BERNHARD SCHEFFLER

Pappenfabrik Neudeck

SCHÖNFELD (ZSCHOPAETHAL)

Telefon Amt Annaberg Nummer 3591

Gründungsjahr der Firma

1879

Schönfelder
G. m. b. H.
Papier-Fabrik
Schönfeld (Zschopauthal)
Ruf Amt Annaberg-Buchholz 2751, 2752

Druckpapierfabrik
mit eigener Holzschleiferei
Tagesproduktion ca. 40000 kg

Kraftquellen:
2200 PS Dampf
600 PS Wasser
1500 PS Elektrizität

Haupt-Erzeugnisse:
maschinenglatt weiß Rotationsdruckpapier
maschinenglatt weiß Druckpapier in Bogen
Verkauf durch Verband Deutscher Druck-
papierfabriken G. m. b. H., Berlin

Sonder-Erzeugnisse:
saliniert weiß Druckpapier in Rollen und
Bogen, 1/1, geleimt maschinell Beklebe-
papiere in Rollen u. Bogen 50—110 gr./qm.,
maschinell weiß Dickdruck in Rollen und
Bogen 71—110 gr./qm.

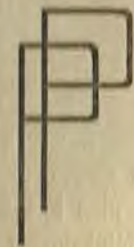
Dieses Unternehmen — Papierfabrik nebst zwei Kraftwerken — das zu den bedeutendsten des Bezirkes gehört, wurde im Jahre 1911 von mehreren Holzstoff-Fabrikanten der Umgebung gegründet und in den nachfolgenden Kriegs- und Nachkriegs-Jahren weiter ausgebaut und modernisiert. Die moderne Druckpapiermaschine (Fabrikat Füllner-Warmbrunn) hat eine Arbeitsbreite von 325 cm und schafft bei einer Geschwindigkeit bis zu 195 Meter in der Minute eine Tagesproduktion von ca. 40000 kg Druckpapier. Der benötigte Holzstoff wird in eigener Holzschleiferei erzeugt. Beschäftigt werden ca. 200 Arbeitnehmer. Die Geschäftsleitung liegt zurzeit in den Händen der Herren Rudolf Meyer, Mittweida-Markersbach, und Georg Richter, Annaberg.

ESST HIMMELMÜHLE-SCHOKOLADE, -PRALINEN



Himmelmühle
ein Ortsteil von Falkenberg, liegt zwischen Wolkstein und Wiesenbad im anmutigen Zschopautale als industrielle Siedlung. Schon im Jahre 1728 findet Himmelmühle in den Akten Erwähnung. Die jetzt noch bestehende industrielle Anlage wurde im Jahre 1834 durch die Chemnitzer Kaufleute Georg Friedrich und Friedrich Eduard Dehler als Baumwollspinnerei errichtet. Das Anwesen besteht aus einem im strengen Stile der damaligen Zeit errichteten Fabrikgebäude, das sich übereinanderliegende Arbeitsäle von 65 m Länge und 17 m Tiefe und noch zwei Dachgeschosse hat und bis 1911 als Baumwollspinnerei betrieben wurde. Während des Weltkrieges diente daselbe dem Bekleidungsamt Chemnitz und wurde 1921/22 von dem Dresdner Industriellen Martin Schmidt als Kakao- und Schokoladen-Fabrik ausgebaut. Der Betrieb ist mit den modernsten Maschinen ausgestattet und so rationell eingerichtet, daß sich die Umwandlung des Rohproduktes in die fertige Ware in einem einheitlichen Arbeitsgange vollzieht, der im obersten Stockwerke mit dem Rosten der Kakaobohnen beginnt, sich von Stock zu Stock durch Falltrichter fort-

setzt und im untersten Stock mit dem Verpacken des fertigen Erzeugnisses endet. Um dieses Fabrikgebäude sind gelagert: das Stiefelhaus und ein ca. 600 qm großes Lagerhaus mit Autogarage, sowie das mit schönem Park umgebene Herrenhaus, zwei Arbeiterhäuser und das Schulgebäude, welches schon im Jahre 1834 Unterrichtszwecken diente. Besondere Aufmerksamkeit verdient das im Parke gelegene Lusthaus in Form eines antiken Tempels, welches durch seine klassischen Formen hervortritt. Bei den 1921/22 vorgenommenen Erneuerungsbauten wurde auch eine eigene Hochdruckwasserleitung und eine moderne Kläranlage geschaffen, wodurch das Anwesen auch gesundheitlich allen neuzeitlichen Ansprüchen genügt. Die Verladung der Erzeugnisse der Schokoladenfabrik erfolgt auf eigener, die Zschopau überbrückender Gleisanlage. Jeder Reisende der Strecke Zschopau-Annaberg kennt den majestätischen Bau der „Himmelmühle“ und ist entzückt von den schönen Gärten und Parkanlagen, die sie schmücken. Das durch eine prächtige Kastanienallee mit der Hauptsiedlung verbundene „Gasthaus Himmelmühle“ ist eine bei Fußwanderern und Ausflüglern sehr beliebte Gaststätte, die von Sommerfrüchtlern viel besucht wird und durch die 1924 fertiggestellte Kunststraße eine sehr bequeme Verbindung nach dem bekannten Kurort Wiesenbad hat. Die Gasträume und Fremdenzimmer sind im Jahre 1923 vollkommen erneuert u. unter Leitung des bekannten Dresdner Kunstmalers Paul Ricken auf das Beste ausgestattet worden.



Papierfabrik Plattenthal

Brandt & Sürth

Wiesenbad, Erzgebirge

Fernsprecher: Amt Annaberg 3382 und 3482
Telegramm-Adresse: Papierfabrik Wiesenbad

Erzeugnisse:

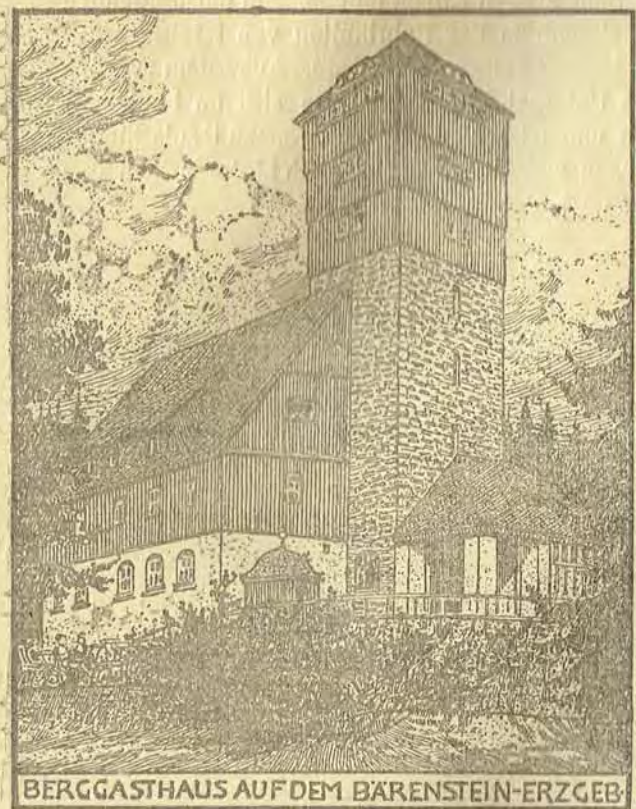
Satiniert und maschinenglatt weiß holzhaltig
Illustrations-, Werk- und Offset-Druckpapier.

Prima weiße Handholzpappe, besonders geeignet
zum Prägen und Stanzen.

Bierglasunterseker, gut aufsaugfähig, ein- und
mehrfarbig bedruckt



An des Reiches Mark: Bärenstein — Weipert



BERGGASTHAUS AUF DEM BÄRENSTEIN-ERZGEB.

Bärenstein mit Stahlberg und Kühberg

Wie Sesam, der Schahberg, liegt du am Eingang des Böhmerlandes mit seinen Schätzen. Es ist dein unverdient Schicksal, daß man nicht zu dir kommt, liebes Bärenstein, um deine Reize zu genießen, deren du bestimmt auch ein gut Teil hast, sondern um von dir aus Untersuchungen anzustellen darüber, ob Rufter Ausbruch oder Böhmisches Bier wirklich nur innerhalb der böhmischen Grenze schmecken und um die süße Gefahr durchzukosten, mit einer wohlgefüllten Zigarrentasche den gestrengen Herren Finanzern zu begegnen. — Und wäre es doch wahrlich wert, daß man auch dich „studiert“. Zu einer richtigen Bierreise“ jedenfalls taugst du mit deinen mancherlei Ortsteilen ganz überraschend schön. (Und ein ehemaliger Annaberger Seminarist muß das doch wohl beurteilen können, gelt?) Und was du für ein Kleinod in deinem Berg besitzt, ist leider recht spät erkannt worden. Ob sich dein Schlicher im Berg die schmutze Krawatte des Buchenwaldes vorbindet, um seine kleineren, fichten-dunkel dastehenden Brüder zu ärgern, ob er im Oktober rotes Buchenlaub wie Rubinen auf sein grün-lantines Wams streut, oder ob er sich im Winter mit der Frucht tausendfarnigen Kauhreifes schmückt, — schön, verlockend schon heißt dein Berg immer! Da oben gibt es Poesie! Und für anspruchslosere Gemüter vermutlich auch die Freuden und Genüsse einer böhmischen Bierreise; nur daß sie im eigenen Land genießbar sind. — Versuch's getrost, Bärenstein „zu entdecken“, es wird sich lohnen für alle Ansprüche. Damit es nicht weiterhin heiße für die Böhmenfahrer: „Schirme, Stöße, Fahrräder, Autos und Kinder sind in Bärenstein abzugeben!“ Erwandert euch zu allererst die Heimat, ihr lieben Leute, und der Bärenstein mit den traumhaft sich anschießenden Häusern zu seinen Füßen ist eines von den feinsten Fleckchen darin! —

„In Polen brummt ein wilder Bär, ihr Bienen, gebt den Honig her!“ So steht es in den alten Kindertesebädern zu lesen. Wir brauchen aber früher gar nicht so weit zu laufen, um Bären brummen zu hören: überall im Gebirge hausten diese Gottespelze, und noch 1870 fanden ja die Schwarzenberger umweit ihres Ortes zwei Bären im Winter erfroren auf. Besonders mag das Felsgefäß gelockt haben, das unbewaldet — gleich dem Pöhl- und Scheibenberg, — an der Grenze wie ein Reichswächter stand. In den Basaltfelsen und -höhlen muß sich Meister Pöhl recht wohl befunden haben, denn als am Sonntag vor Martini 1527 der Abt Johannes vom Kloster Grünhain den Hans Rohling (Röhling) mit einem Stab Grundbesitz befehnt, war der Felsstock schon als „Bärenstein“ bekannt. Da, wo später das sogenannte „Mannlehn“ stand, mag der Ort seine ersten Häuser stehen gehabt haben, die den Namen des Berges annahmen und so der Siedlung ihren Namen gaben. —

Wie Stahlbergs Namen entstand, ist urkundlich nicht zu erfahren; man geht wohl nicht fehl, wenn der Name mit dem Bergbau in Verbindung gebracht wird. Denn als von der Grenze her ein „neues Geschrei“ von Erzreichtum in die alten Bergstädte drang, wurden viele Bergleute gelockt, sich dort anzusiedeln. So entstanden um Jahr 1550 ziemlich gleichzeitig Neugeschrei, Niederschlag und Stahlberg. Der Name „Blechhammer“ gibt unserer Vermutung ja auch recht.

Eine sehr interessante Gründungsgeschichte hat Kühberg aufzuweisen. — Die bequemste Namensdeutung ist die,

Die Grenzgemeinde Bärenstein

„Ein Strom von Geist und Arbeit...“

Sünfundsiebzig Jahre Obererzgebirgische Zeitung! Was will das heißen? — Ein gutes Menschenalter, fünfundsiebzig Jahre Heimatblatt! Welche Vertrautheit fühlt man mit der Heimatzeitung und denen, die eine Zeitung leiten. Wenn wir in der heutigen modernen Welt den Lebenslauf eines Gebildeten betrachten, so kann es uns nicht entgehen, welche hervorragende Rolle die Zeitungen spielen. Vom ersten Morgen-grauen bis zur späten Abendstunde bilden sie unsere steten, unentbehrlichen Begleiter. Sie bieten uns Belehrung, Erkenntnis und Unterhaltung, spenden uns Trost, Erholung und Erhebung inmitten der Lasten des Lebens, sind Unterlagen für unsere Entschlüsse. Ein Strom von Geist, von redlicher, ehrlicher Arbeit, von bestem Willen und Streben ergießt sich alltäglich, jahraus, jahrein durch die Tageszeitung über das deutsche Volk!

Möge Ihnen der Dank, den Ihnen Ihre Leser heute in Gedanken spenden, der beste Lohn sein für die Mühen und Lasten, die Sie getragen, für die Opfer, die Sie gebracht haben!

Glückauf!

Gemeinderat zu Bärenstein Bez. Chemnitz
Bürgermeister Preuß.

Weiperis Gruß

... hältst du an des Reiches Grenze das deutsche Banner hoch“

Sünfundsiebzig Jahre reichsdeutsche Zeitung! Fünfundsiebzig Jahre Grenzland-
blatt! Du warst, Jubelzeitung, Zeitzunge der Tage von Nüppel, Königgrätz und Sedan, erlebst zweimal ein Versailles. Doch ungebeugt vom Sturm der Zeiten, ja heute doppelt fest und stark in deutscher Treue, hältst du an des Reiches Grenze das deutsche Banner hoch, täglich uns grüßend, täglich des Deutschtums Herzen und Gedanken bei uns jenseits der Grenzpfähle sammelnd. So war dein Schaffen Kampf und Arbeit ohne Ende. — Werde nicht müde, uns weiter voranzugehen in freiem deutschem Bekenntnis, ein treuer Mitkämpfer der Sudetendeutschen. Dank ist dir stets und in letzten Jahren so reich gefolgt, jubelnde Heilrufe begleiteten deine Worte manch liebes Mal. Bleibe unser treuer Hort — Heil!

Bürgermeisteramt der Stadt Weipert
Frank.

daß die Kühberger Höhe für eine der Nachbargemeinden als Ortsweibe benützt und darnach benannt worden sei. — Kultur-
geschichtlich überzeugender ist folgende Siedlungsgeschichte: Bis zum Jahre 1366 (Aufhebung des böhmischen Straßenzwanges) war die uralte Heerstraße, die von Preßnitz über Kühberg — Obersehma — Granzsch — Schlattau — Zwönitz nach Leipzig zog, die einzige Fahrstraße für Fracht- und Postverkehr zwischen Deutschland und Böhmen. Außer dem Bahndurchbruch am Rande des Ratswaldes (hinter dem Blechhammer) und einem zweiten, der in etwa 8 Meter Tiefe und gegen 20 Meter oberer Weite sich nach der Wolfsschmiede hinaufzieht, gibt es noch neun Hohlwege, die dort des Ausweichens halber angelegt sind. Welch ein Zeichen regsten Verkehrs an dieser Stelle! Da mag jeder Fuhrmann gern in der „Kiwieribi“ (wendisch: Ausspannung) eingekehrt sein, ehe er die Bergfahrt unternahm. Und Schmiede, Schloffer und Fleischer und Bäcker wurden an diesem Knotenpunkt des Grenzverkehrs gebraucht, und die Siedlung Kurperg, Kurperge oder Kuper genannt, wohl in Anlehnung an das nicht mehr verstandene „Kiwieribi“. Daß Soldaten aus Raaden einmal das Wirtshaus gestürmt und niedergebrannt haben sollen, wie in der

„Kiwieribi“ Gäste ermordet und beraubt wurden, dürfte Sage sein, die aus zufälligen Knochenfunden beim Umbau entstanden ist.
Guido Wolf Günther.

Das Heim des Bärenstein

zählt zu den schönsten im oberen Erzgebirge. Es ist eine Schöpfung des Erzgebirgsvereins. Von seinem Turme aus hat man einen wundervollen Blick, besonders auch hinüber ins Böhmerland, dorthin, wo jetzt unsere deutschen Brüder, getrennt von der Reichsheimat, unter fremder Herrschaft schwere Zeiten durchleben. Am fernen Horizont sieht man die Rämme des jenseitigen Gebirges malerisch sich hinziehen, während zu Füßen das industriefleißige Bärenstein und Weipert grüßen. Einzig schön ist der Blick besonders in den Abendstunden, wenn drunten Licht an Licht in den Häusern sich entzündet und die gelben Augen der Fabriken durch das Dunkel leuchten, während in den Sälen die Maschinen das Lied der Arbeit surren. Von dort aus ziehen dann die erzgebirgischen Erzeugnisse von Kopf und Hand in die Welt hinaus, fern über die Ozeane und geben Kunde von Fleiß und Geist Bärensteins und unserer Brüder jenseits der Grenzpfähle.

Prächtig ist das Unterkunftsheim eingerichtet. Seine Gastzimmer (eines von ihnen das Schmaer Zimmer) sind auf das modernste behaglich und bequem eingerichtet. Der Fremde, der eintritt, ist überrascht von dem, was hier auf Bergeshöhe geschaffen worden ist. Herrlich ist auch die Lage der Fremdenzimmer des Hauses, von denen aus man wundervolle Blicke in den grünen Fichtenwald hat.

Ein reger Verkehr herrscht hier zu allen Jahreszeiten. Touristen, Schulen und Vereine kommen herbei, um die prächtige erzgebirgische Natur zu bewundern.

Auch der Wintersport kommt hier oben zu seinem Recht. Seit Jahrzehnten wird er eifrig betreut, und ein ideales Gelände fördert seine Ausübung. Auf dem Bärenstein selbst ist eine musterghltige Sprunganlage geschaffen worden, an der wiederholt schon größere Sportfeste veranstaltet worden sind, wobei die einheimischen Sportler sich immer wieder ausgezeichnet haben.



Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

E. C. Flader * Jöhstadt i. Sa.

Fabrik für Feuerlöschgeräte

Das Unternehmen wurde im Jahre 1860 von dem verstorbenen August Flader gegründet und wurden seit jeher im großen Umfange **Handdruck-Feuerspritzen** hergestellt sowie **Leitern, Schlauch- und Hydrantenwagen, Armaturen usw.** und **Fäkallienabfuhrgeräte, Spreng- und Wasserwagen usw.**, bis später der Bau von **Dampfspritzen** aller Größen aufgenommen wurde, die infolge ihrer vollendeten Konstruktion im In- und Ausland großen Absatz fanden. Am nachfolgenden **Benzin-Motorspritzen-Bau** hat das Unternehmen großen Anteil genommen und sind **Flader-Motorspritzen** weltbekannt. In der Fabrikation von **Kleinmotor-spritzen** besonders wurden die Pionierarbeiten geleistet und gilt heute die „**Siegerin**“ als die **weitverbreitetste Motorspritze** ihrer Type. Außerdem werden **Automobilespritzen** und sonstige **automobile Feuerwehrrfahrzeuge** in neuzeitlichster Ausführung hergestellt. Das Unternehmen entwickelte sich im Laufe der Zeit unter der Leitung des jetzigen Inhabers Hans Flader zu einer der führenden Firmen der Feuerwehrrgerätebranche und ist weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. — In Pleiß-Sorgenhals b. Weipert (C.S.R.) befindet sich ein Zweigwerk unter der Firma Hans Flader, in welchem ausschließlich Motorspritzen und automobiler Feuerwehrrfahrzeuge hergestellt werden. Lieferungen dieses Werkes erfolgen ausschließlich nach der Tschecho-Slowakei. In beiden Werken werden ca. 260 Arbeiter beschäftigt.

F. A. Anger & Sohn

Möbelfabriken

Jöhstadt * Annaberg * Leipzig

Umfang des Unternehmens

20000 qm Fabrikkomplexe
4500 qm Arbeitssäle
350 PS Dampfkraft
75000 Watt elektrische Kraft
450 Arbeiter
170 Holzbearbeitungs-Maschinen
3 Schnellfrocken-Anlagen
3 eigene Sägegatter
3 eigene Möbelauflos

Eigenes Verkaufshaus in Annaberg
Verkaufsbüro und Auslieferungslager
in Leipzig

Wichtige Daten aus der Geschichte der Fabrik

1850 Gründung durch Friedrich August Anger
1878 Uebnahme durch Julius Ottomar Anger
1880 Uebersiedlung nach der sogenannten Lohmühle am Dürrenberg
1891 Einführung von Dampfkraft, elektrischer Beleuchtung und Dampfheizung
1905 Uebnahme durch den jetzigen Inhaber Georg Kurt Anger
1906 Errichtung eines viergeschossigen, 48 Meter langen Fabrikneubaues, Anschaffung neuer Dampfkessel und einer großen Zwillingsdampfmaschine
1918 Bau einer Gleisanschluß-Anlage
1925 Kauf einer Reihe modernster Holzbearbeitungs-Maschinen
1926 Errichtung eines 30 Meter langen Verwaltungs- und Lagergebäudes

Fabrikations-Programm

Büromöbel in Eiche
Kartemöbel in Eiche
Herrenzimmer in Eiche
Speisezimmer

Sprechmaschinen-Gehäuse
Radioapparate-Gehäuse
Lautsprecher-Gehäuse
Radiomöbel

Nähmaschinenmöbel
Patronenkoffer

Möbelverkaufshaus
F. A. Anger & Sohn
Annaberg, Buchholzer Strasse 6

**Größtes Spezialhaus
im oberen Erzgebirge**

Besichtigung ohne Kaufzwang erbeten

Odeon-Musikhaus
Annaberg, Buchholzer Strasse 6

**Sprechmaschinen
Schallplatten**

und sämtliches Zubehör in größter Auswahl

Lieferung ins Haus durch eigene Lastautos

Annaberg
Zweiggeschäft

F. Leo Melzer

Jöhstadt
Fabrikgeschäft

Meine Spezialitäten:

Leibwäsche
Tischwäsche
Bettwäsche
Schürzen aller Art

Stickereien, Klöppelspitzen usw.

größte Auswahl zu billigsten Preisen

Gardinen, Stores, Steppdecken, Tisch- und

Divandeen, Wandbehänge etc.

Herrenartikel, Unterzeuge, Strümpfe und Socken

Morgenröcke, Schlafanzüge

Extra-Größen sowie Anfertigung nach Maß bereitwilligst



Tel. 2551 u. 2552

**Bahnspedition - Kohlen
Möbeltransport**

EMIL ALTMANN CROTTENDORF

Fernsprecher: 44 und 102

Tel.-Adr.: Kunstseidezwirn

Gegründet im Jahre 1908

Über 500 Arbeiter

KUNSTSEIDEN-
VEREDELUNGSWERKE

Camillo Schreiber, Crottendorf i. E.

Blech- und Aluminiumwarenfabrik

Unter den in Crottendorf ansässigen Unternehmen der Haus- und Küchen-
geräte-Branche steht die Firma Camillo Schreiber mit an erster Stelle.
Im Jahre 1903 war es, als der Gründer und Inhaber dieser Firma,
Herr Camillo Schreiber, sich mit bescheidenen Mitteln selbständig machte
und zunächst im väterlichen Hause mit der Herstellung von Teigausstech-
formen begann. Die Waren fanden sehr bald Abnehmer und schon nach
kurzer Zeit erwies sich der kleine Betrieb der eingehenden Nachfrage nicht
mehr gewachsen, so daß mehrere Leute eingestellt werden mußten, nachdem
die Betriebsräume durch einen Anbau vergrößert worden waren. Gleich-
zeitig ging man allmählich zur Herstellung verwandter Artikel über und
legte damit den Grundstock zu neuen Betriebserweiterungen. Von nun
an ging es unablässig vorwärts. Im Jahre 1906 erhielt das Wohnhaus
einen zweistöckigen Fabrik-Anbau, in dem der gesamte Betrieb untergebracht
wurde. Zum Antrieb der gleichzeitig aufgestellten Erzeugerpresse und
sonstigen Maschinen wurde zunächst ein Gasmotor in Betrieb genommen.
Mit der zunehmenden Belastung desselben machte sich jedoch schon nach
wenigen Jahren die Anschaffung einer stärkeren Antriebskraft notwendig,
die in Gestalt einer Heißdampf-Lokomotive den Gasmotor ersetzte. Neben
den Blechwaren nahm Herr Schreiber damals noch die Herstellung von
Aluminium-Kochgeschirren auf, um sich die Vorteile dieser rasch aufblühen-
den Industrie ebenfalls nutzbar zu machen. So erfuhr das Unternehmen
bis zum Kriegsausbruch dank der damals so günstigen Konjunktur einen
ständigen Aufschwung, der in der Vergrößerung der maschinellen Ein-
richtung, in den baulichen Erweiterungen der Arbeitsräume und in der
wachsenden Arbeiterzahl (höchste Belegschaftsziffer 136) am deutlichsten
zum Ausdruck kam. Während des Krieges und der folgenden Jahre litt
das Unternehmen hauptsächlich unter der Beschlagnahme der Rohmateri-
alien. Erst dann, als der Metallhandel wieder in normale Bahnen geleitet
worden war, konnte sich der Betrieb aufs neue entfalten, so daß die Fabri-
kation nach Überwindung der unglücklichen Inflationsjahre bis heute auf
gleichmäßiger Höhe geblieben ist. Zurzeit werden rund hundert Arbeiter
und Angestellte beschäftigt, von denen eine Anzahl schon viele Jahre dem
Betriebe angehört. — Ein Teil des Betriebes wurde vor einigen Jahren
in dem neuerbauten Fabrikgebäude auf dem Grundstück der ehem. oberen
Ziegelei untergebracht. Die Erzeugnisse, die zum größten Teile im Inland
abgesetzt werden, sind folgende: Teigausstechformen, Back- u. Springformen,
Frucht- u. Kartoffelpressen, Garnier- u. Konfektspritzen, Leibwärmer u. Wärm-
flaschen sowie sonstige einschlägige Artikel. Aluminiumkochgeschirre werden
ebenfalls noch hergestellt, doch ist die Nachfrage bedeutend zurückgegangen. —
Als neuer Zweig der Blechwarenfabrikation ist die Herstellung von Sprech-
apparaten aufgenommen worden. Dieselben werden unter der Marke „Messa-
gela“ D.M.S.M. in den Handel gebracht und finden sehr gute Aufnahme.

Moritz Martin, Crottendorf i. E.

Baubeschläge-Fabrik und Eisengießerei

Das Unternehmen wurde im
Jahre 1876 von Herrn Moritz
Martin gegründet und nach dessen
frühzeitigem Tode von 1886 bis 1915
von seinen beiden Söhnen gemeinsam
in erfolgreicher Arbeit weitergeführt. In
diesem Zeitpunkte trat der ältere Bruder, Herr
Max Martin, anderer Unternehmungen wegen
aus. Alleiniger Inhaber ist seitdem Herr Alfred
Martin. — Der Betrieb hat sich in den 53 Jahren
seines Bestehens mit zu einem der leistungs-
fähigsten Werke der Branche entwickelt. Mit
Hilfe neuzeitlicher, maschineller Einrichtungen
werden in der Fabrik und der damit verbun-
denen Eisengießerei hauptsächlich eiserne
Fenster- und Türbeschläge, aber auch
sonstige Massenartikel hergestellt.
Dank des Grundsatzes, nur Qualitätsware
zu liefern, hat sich die Firma einen
guten Ruf bei ihren Abnehmern
gesichert, deren Kreis sich über
ganz Deutschland erstreckt und
sich ständig erweitert.

Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

Ernst Scharf

Schleittau  Erzgebirge

Likör-Fabrik

Spezialfabrikation von feinsten Edellikören

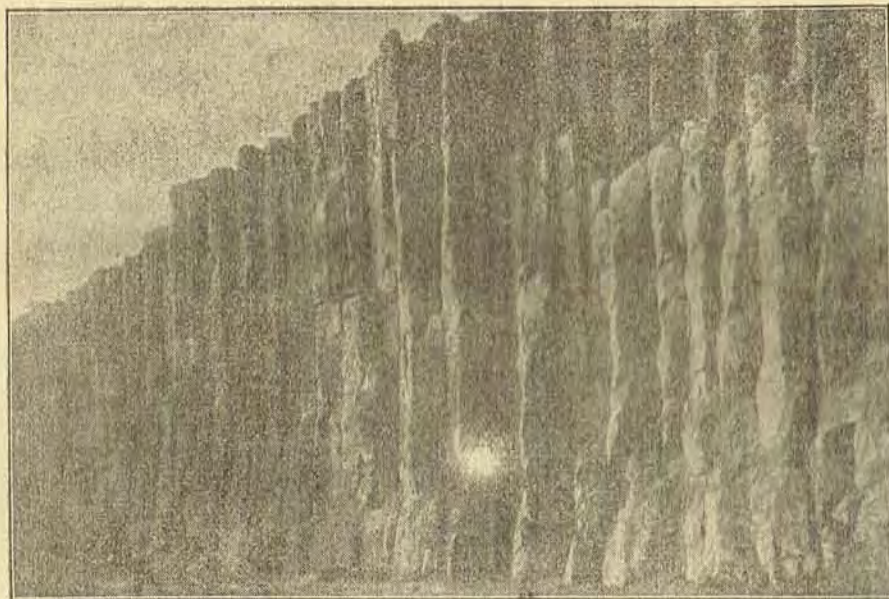
Hausmarken:

Schleittauer Schloßtropfen / Fichtelberg Gold / Bärensteiner Edelbitter

Höchste Prämiierungen in Dresden, Chemnitz, Eilenburg, Altenburg etc.

H. KREBS

SCHOTTER-, PFLASTER- UND SANDWERKE



Granitwerk Oberschlema

Fernruf Nr. 337 Amt Schneeberg

Basalt- und Sandwerk Scheibenberg

Fernruf Nr. 37 Amt Scheibenberg (Steinbr.)

Fernruf Nr. 337 Amt Schneeberg

Grünsteinwerk Neumark i. Sa.

Fernruf Nr. 2

Grünsteinwerk Triebes (Thüringen)

Fernruf Nr. 2413 Amt Gera (Thüringen)

Fernruf Nr. 34 Amt Triebes (Steinbruch)

Grünsteinwerk Tharandt

Fernruf Nr. 466

Grünsteinwerk Rodewisch

Fernruf Nr. 2 Amt Neumark

Syenitwerk Riesa

Fernruf Nr. 183

Mittweidaer Granitwerke A.-G.

Fernruf Nr. 11

Dioritwerke Passau

Fernruf Nr.

Steinbruch Wünschendorf (Elster)

Fernruf Nr. 2413 Amt Gera (Thüringen)

Etwas von der Strassenbaustoff-Industrie im Erzgebirge

Die Firma H. Krebs, begründet zu Neumark i. Sa. im Jahre 1855, hat seit fast zwei Jahrzehnten ihr Tätigkeitsfeld nach dem Erzgebirge zu ausgedehnt.

In Scheibenberg

hat diese alte Firma durch den Abbau der Orgelpfeifen einen Strassenbaustein gewonnen, der, unter Ausschaltung erheblicher Frachtkosten, den Bau guter und billiger Strassen ermöglicht und ein einheimisches Material an die Stelle setzt von ausländischem, das bis dahin den Markt beherrscht hatte. Die anfängliche Befürchtung, der Steinbruch würde das Landschaftsbild zerstören, ist verflogen angesichts der Tatsache, dass die Säulen höher und ragender geworden sind und frei dastehen und ein imposanteres Bild geschaffen haben als man je für möglich hielt.

In Oberschlema

dem Radiumbad, nahe der alten Bergstadt Schneeberg, baut die Firma H. Krebs Granit und Hornfels vom Glesberg ab. Während am Scheibenberg seit etwa 75 Jahren Steinbruch betrieben wird, ist der Bruch am Glesberg wesentlich älter. Er ist durch manche Hand gegangen, ehe die Firma H. Krebs ihn ihren Unternehmungen angegliedert hat.

Wird in Scheibenberg nur Hartschotter, Grobsplitt, Feinsplitt und Sand erzeugt, so in Oberschlema neben diesen Brecherprodukten auch noch ein beliebtes Kleinpflaster und Bruchsteinsockel für den Hausbau.

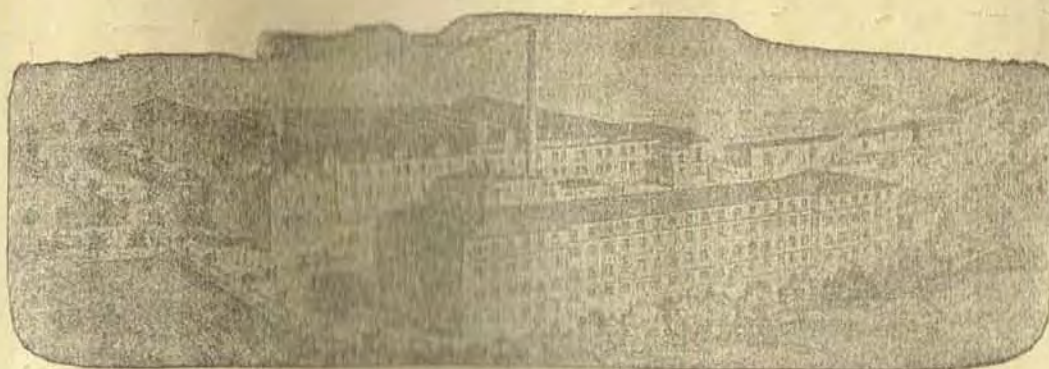
Ehe die Firma H. Krebs eigene Steinbrüche in Scheibenberg und Oberschlema betrieb, hat sie aus ihren Vogtländischen, Thüringischen und Lausitzer Werken schon Basalt und den sehr beliebten Diabas für Erzgebirgs-Strassen geliefert — wenn auch in sehr erheblichem Ausmass — jetzt kommt die Frachtersparnis den Abnehmern zugute.

„Dienst am Kunden“

ein Wort, das heute zum Schlagwort geworden ist, ist seit Bestehen der Firma H. Krebs ihr leitender Gedanke, die Richtschnur ihres Handelns. Sie ist sich voll bewusst, welche volkswirtschaftliche Mission ein solches Unternehmen hat und hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Steinverbrauchern nur geeignetes Material bester Beschaffenheit zu liefern. Das Vertrauen ihrer Kunden ist ihr die beste Genugtuung für ihr Schaffen.

Erzgebirgische Textilwerke Aktiengesellschaft, Cranzahl Erzg.

Fernsprecher:
Amt Annaberg Nr. 2641 und 2642
Amt Cranzahl Nr. 71



Telegramm-Adresse:
Textilwerke Cranzahl

Kunstseiden-Zwirnerei / Trikotstoff-, Tüll- und Netzfabrik / Eigene Färberei und Appretur



Harnisch & Co.
G. m. b. H.

Neudorf i. Erzg.

KNOPFFABRIK

Knöpfe, Gürtelschnallen, Agraffen und verwandte
Artikel aus Kunsthorn hergestellt.
„Gemma“ Eingetragene Fabrikmarke

Das im Jahre 1919 gegründete Unternehmen hat sich aus kleinen Anfängen heraus entwickelt und nimmt heute eine führende Stellung der Branche ein. Zuerst galt es der Fabrikation von Druckknöpfen und kunstseidenen Tressenknöpfen, doch wurde im Jahre 1920 die Fabrikation von Knöpfen, Gürtelschnallen und Agraffen, aus Kunsthorn hergestellt, aufgenommen. Zur Verarbeitung gelangen nur die qualitativ besten Kunsthorn-Marken. Die Qualitätsware der Harnisch & Co. vermochte sich im harten Konkurrenzkampf nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande erfolgreich durchzusetzen und genießt heute Weltruf.



Gebrüder Göbel Cranzahl

Posamenten-Fabrik

Gegründet 1899

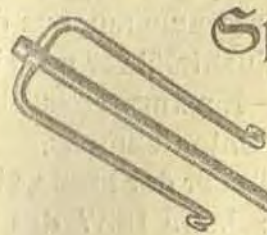
Spezialitäten:

Tressen, Schnuren, Ligen, Spitzen

Besatzartikel und Galons



Spindel- und Spinnflügelfabrik Aktiengesellschaft Neudorf i. Erzgeb.



Größte
Spezialfabrik
für Spindeln und
Flügel jeder Art, sowie
sonstige Ersatzteile für Spinn-
ereien und die Textilveredlungs-
Industrie

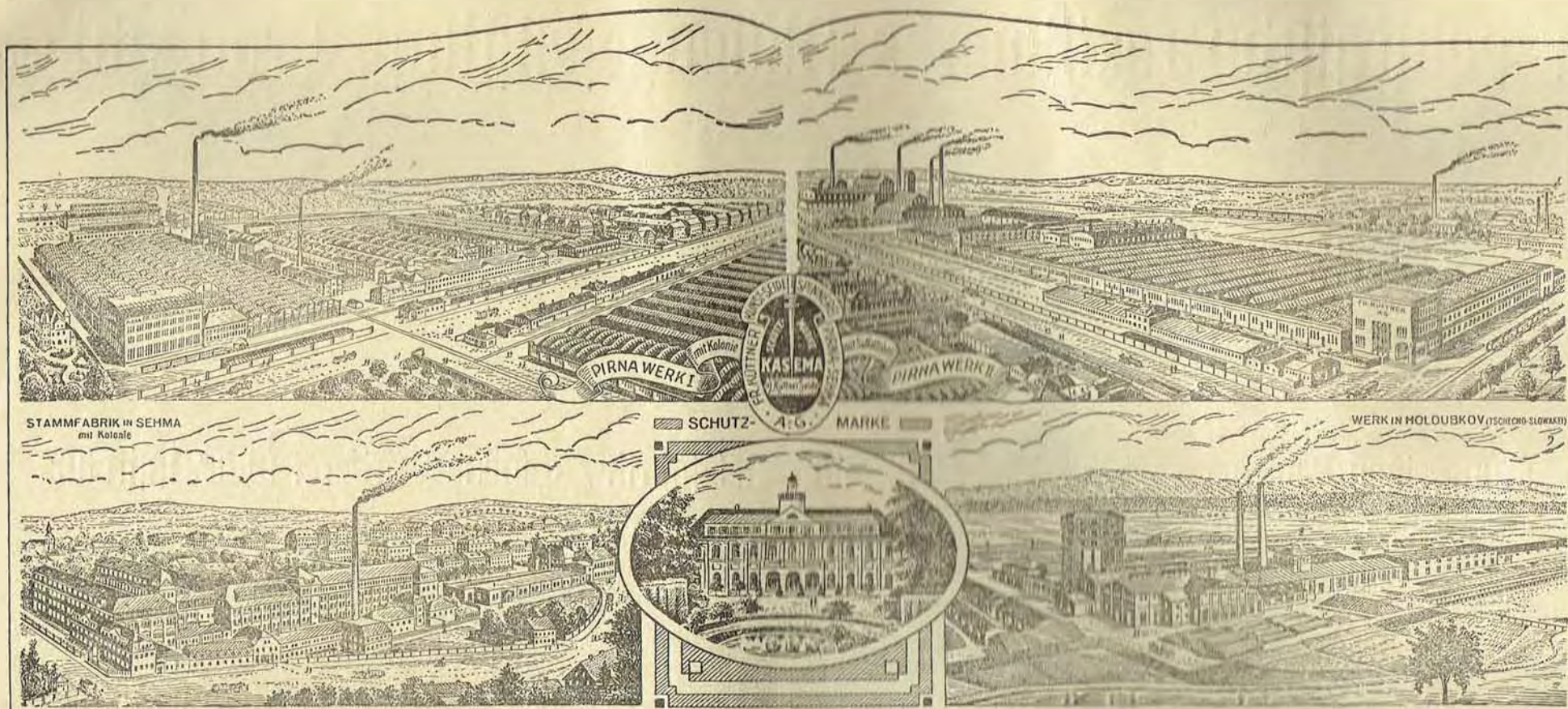
Langer & Beyreuther • Cranzahl i. E. Posamenten- und Besatzartikelfabrik

Telegrammadresse: Beyreuther Cranzahl
Telefon Amt Annaberg-Buchholz Nr. 2777

Gegründet im Jahre 1908

Spezialität: Kunstseidene Tressen, Spitzen, Lacets, Soutaches

Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges



FR. KÜTTNER A.G.

KUNSTSEIDEN-SPINNEREIE NACH DEM VISCOSE-U. KUPFERVERFAHREN IN PIRNA / E. GEGRÜNDET 1820 KUNSTSEIDEN-ZWIRNEREI - SPULEREI U. FÄRBEREI IN SEHMA I/ERZG.

Die Firma Fr. Küttner, Sehma kann demnächst auf ihr 110jähriges Bestehen zurückblicken. Ein ehrwürdiges Alter im Industrielieben eines Landes, dessen sich nur wenige Firmen erfreuen können! Wohl kaum hat sich der Gründer Friedrich Christian Küttner in Gedanken vorgestellt, welche Ausdehnung seine kleine Zwirnmühle dereinst gewinnen, und zu welcher Bedeutung die von ihm gegründete Firma im Wirtschaftsleben der engeren und weiteren Heimat einst gelangen würde! — Tempora mutantur! — Aus der durch ein Wasserrad im Sehmabach betriebenen kleinen Spulerei und den beiden hölzernen Zwirnmaschinen, welche die erzgebirgische Spitzenklöppelei mit Leinenzwirnen versorgte, wurde ein Weltunternehmen, aus dem bescheidenen Fabrikanten von ehemals Industrieführer mit einer Verantwortung für viele tausend Arbeiter. — Ein kurzer geschichtlicher Rückblick zeigt die Entwicklung des Unternehmens. Nach Friedrich Christian Küttner, dem Begründer der Firma, übernahm dessen Sohn, Friedrich Wilhelm im Jahre 1837 das Geschäft, das sich, als mit der Krinoline die Posamentenindustrie in Blüte kam, mehr und mehr entwickelte. Eine Generation lang leitete Friedrich Wilhelm seine Fabrik durch gute und schlechte Jahre hindurch, und als bei seinem Ableben sein Sohn Friedrich Richard 1870 die Firma übernahm, war diese durch die wiederholten Erweiterungen zu einem bedeutenden Unternehmen des Obererzgebirges herangewachsen. Unter der schöpferischen Leitung Richard Küttner's gewann die Firma Küttner in dem dem deutsch-französischen Krieg folgenden Jahrzehnt immer mehr an Boden. Neben der Baumwolle wurde Seide aufgenommen und um 1890 herum auch Kunstseide, das damals noch neue Material für die Posamentenindustrie. — Rasch dehnte sich das Handelsgeschäft in roher Strangkunstseide und die Veredlung zu gezwirnten und gefärbten Garnen zu Stickerei und anderen Zwecken aus, und als im Jahre 1906 Friedrich Richard Küttner seinem Sohn Hugo die Weiterführung der Fabrik überließ, waren in rastlosem Schaffen die Mittel angesammelt worden, ohne welche die genialen Pläne des Sohnes nicht hätten verwirklicht werden können. Hugo Küttner hatte mit weitschauendem Blick erkannt, daß der Kunstseide die Zukunft gehört, was ihn bewog, in den Jahren 1908/09 in Pirna eine eigene Spinnerei ins Leben zu rufen. Diese wurde für das Chardonnet-Verfahren eingerichtet, doch ergab sich nach Vollendung der Anlage, daß sich im Welthandel die Viscose-Kunstseide nicht allein infolge ihrer geringeren Gestehungskosten und ungefährlicheren Herstellung, sondern auch ihrer Schönheit wegen den Vorrang vor der Chardonnet-Kunstseide erobert hatte. Schnell entschlossen wurde die schon in Betrieb gesetzte neue Spinnereianlage auf das Viscoseverfahren umgestellt; gewiß eine enorme technische Umwälzung angesichts dessen, daß fast sämtliche

Spezialmaschinen und Apparate entfernt und durch neue ersetzt, die Bauten erweitert und die Dampfkesselanlagen vergrößert werden mußten. Aber schon Mitte 1910 konnte die neue Küttner-Fabrik als die älteste deutsche Viscosespinnerei mit einer guten Viscose-Kunstseide auf dem Markt erscheinen, und von da ab begann der Siegeszug der Küttner-Seide, der „Kasema“, auf dem Weltkunstseidenmarkt.

Kaum ist einem Artikel ein größerer Erfolg beschieden gewesen, als dieser Kunstseide, die sich in Gemeinschaft mit den besten Konkurrenzmarken in der kurzen Zeit, — wenn man von den Kriegsjahren, die eine allgemeine Einschränkung der Kunstseidenfabrikation brachten, absieht — fast alle Gebiete der Textilindustrie erobert hat. Heute wird Küttner-Kasema-Seide als eine der führenden Qualitätsmarken in einer Jahresmenge von über 3000000 Kilogramm in der Weberei, Wirkerei, Strickerei, in der Posamentenherstellung, in der Stickerei, Band- und Gardinenfabrikation verwendet.

Durch die großen Erfolge auf dem Gebiete der Viscosekunstseidenfabrikation ermutigt, hat Herr Küttner vor einigen Jahren seinen Werken in Pirna eine neue Spinnerei angegliedert, wo nach dem Kupfer-Ammoniak-Verfahren gesponnen wird. Seitdem ist auch in dieser neuen Anlage die Produktionskapazität infolge des stark steigenden Bedarfs nach Küttner-Kupferseide-Zellvag dauernd vergrößert worden. Dieses feinfädige, unendlich weiche, trameseidenähnliche Gespinnst wird heute mit Vorliebe zur Herstellung hochwertiger Damenstrümpfe verwendet, die den reinseidenen Strümpfen sowohl was Glanz, als auch Haltbarkeit beim Waschen anbetrifft, kaum nachstehen. Ueberall in der Damenwelt sind heute diese Strümpfe bekannt und beliebt. Auch wird aus Küttner-Kupferseide elegante Damenwäsche, die sich beim Tragen als sehr hygienisch erwiesen hat, fabriziert. Mit der gewaltigen Ausdehnung der Spinnereianlagen in Pirna hat auch die Erweiterung des Veredelungswerkes im Stammhaus Sehma gleichen Schritt gehalten. Hier werden in der Färberei, Zwirnerlei und Spulerei mehr als 1000 Arbeiter beschäftigt. Sehma ist auch Verkaufszentrale geblieben, von hier aus spinnen sich die weitverzweigten Fäden des Kunstseidenhandels nach allen Teilen des Erdballes.

So sehen wir das Küttner-Werk im oberen Erzgebirge mit den ihm angeschlossenen Spinnereien in Pirna als Mittelpunkt einer noch nicht abgeschlossenen Entwicklung. Möge dem Werk Hugo Küttner's und seiner Väter, die es begründeten und im Geiste unserer engeren erzgebirgischen Heimat fortführten, eine weitere gedeihliche Entwicklung beschieden sein!

Crescat et floreat!

Buchholz, 8. September 1929
Nummer 210 * 13. Beilage

Aus der Bezirksstadt Annaberg

Es muß ein Bild vom alten Meister Menzel sein, das mir immer vorleuchtet, wenn ich an die Buntheit deines Lebens und Treibens denke, liebes, altes Annaberg: Ein Markt, eingerahmt durch hochragender Patrizierhäuser schirmende Bedächtigkeit und angefüllt mit demunterbuntesten Durcheinander von Farben, — Wochenmarktsfarbenausschlag und bunte Schülerröten, und dann die kleinen Mädels! Duftig, lustig, alles in Bewegung, alles in Freude. So schaust du aus, erlebnisreicher Marktplatz, wenn sommerlich' Glänzen von St. Annens Turmkopf herunterspringt in dein Gewühl, und die gute Barbara verstehend-weise die süßen Geheimnisse des Jungvolkes, das sich „zufällig“ an ihrem Brunnen trifft, für sich behält. — Wie lockst du aber auch, wenn im Glitzerglanz des Christmarktes ein grüner Wald von Weihnachtsbäumen die Budenreihen säumt und schenkungsseelige Menschenlein durch die engen Brettergassen sich drängen, wo Meister Lahl und die vielen anderen guten Bekannten für Weihnachtsberg und Pyramide Himmel und Erde bereit halten in köstlicher Auswahl. Erzgebirgszauber, der nie wunderbarer aufleuchtet als ums Christfest! — Und dann die „Buchholzer“ dazu! Die enge Straße, die unsere Alten respektvoll die „Buchholzer Gasse“ nennen, und in der sich das ganze Deutschland, ja die ganze Welt treffen, soweit sie an Posamenten und Fransen und Gort Freude haben, s'ist keine Ueberhebung, wenn man stolz Annaberg als Welthandelsplatz bezeichnet für diese Dinge! Nur daß Paris, die „Konkurrenz“, ein klein wenig größer sein soll und ein wenig mehr Vergnügen bietet; das ist aber auch gleich alles. Wenn es aber auf die Güte der Erzeugnisse ankommt, braucht sich unsere Industrie wahrlich nicht zu verstecken! — Die „Buchholzer“! Wie sich doch alle, Männlein und Weiblein, durchzwängen, als ob es nicht auch breitere Straßen in der Stadt gäbe! Aber nein, ohne „Buchholzer“ kein Annaberg! Was schiebt sich da nicht alles durcheinander: begüterte Fabrikanten knattern mit dem Auto durch die Mitte, unerwünscht oft gehindert durch rasselnde Lastwagen oder fluchende Kutscher, die die vielen Läden und Läden mit neuer Ware füllen sollen. Auf den Bürgersteigen aber eilen die ewig keine Zeit habenden „Verleger“ mit großen und kleinen Paketen hin und her und können es nicht verstehen, wie sich immer wieder Menschen stauen vor den Schaufenstern, und wie immer wieder halbflüggiges Jungvolk flirtend inmitten der arbeitssamen Stadt sich sorglos seiner Jugend freut. Und dazwischen mit großer Ruhe und großen Markttaschen die Leuten „vom Lande“, die in der Hauptstadt der Heimat große und kleine, nötige und — auch sehr unnütze Einkäufe besorgen. Nach gelaner „Arbeit“ aber trifft sich Stadt und Land in den verschiedenen altbekannten Gaststätten, als da sind — doch nein, sucht sie selbst euch zusammen; den Reiz dürft ihr euch nicht entgehen lassen. — Und über allem Gewimmel wacht Tag und Nacht die gewaltige St. Annenkirche getreulich und unterstützt von den kleineren Schwestern am Markt und draußen am Friedhofe. Ehrwürdiges Alter und leuchtende Schönheit im Innern klingen zusammen zu einem unvergleichlichen Eindruck, der immer neu und gleich wuchtig auch den überkommt, der jahrelang jeden Sonntag in der Hauptkirche weilte. Annenkirchen-Romanik aber lockte mit tausend Widerhallen und jubelte auf mit tausend Stimmen, als jüngst Anton Bruckners Werk in ihr widerklang! Ich glaub', der alte Meister Anton droben hat den Gottvater selbst bei der Hand genommen und ihn hinuntergewiesen auf das schneeüberbräunte Bergstädtel, aus dessen Kirche goldene Fülle herausschwang aus Menschenmund und Orgelbrausen und Orchesterklang: Gottesdienst, wie er hehrer und feelenerfassender nicht gedacht werden kann. Und als ich am Abend heimfuhr, den zadengeisternden Greifensteinen zu, da lag die liebe Stadt weißverschneit an der Brust des dunkelverdümmerten Böhmerberges, wie ein braves Kind nach wohl-erfüllter Arbeit am Mutterherzen sich freut. Aus dem Häuserdunkel aber winkten tausend Lichter Abschiedsgruß, und wie eine Perlenkette lief die beleuchtete Böhmerbergstraße gerademwegs in den blaueschwarzen Himmel hinein! Mir aber ward's zum Gleichnis dafür, wie die Stadt des emsigen Gewerbseiles es versteht, den schönen, alltagsaufleuchtenden Künsten eine Heimatstatt zu geben und dadurch selbst sich mit tausend Ketten an den Himmel zu binden.

Guido Wolf Günther.

Die Reichs- und Staatsbehörden Presse und Justiz

Von Amtsgerichtsdirektor Reichert, Annaberg.

Jeder gewissenhafte Leser einer Tageszeitung sollte zuerst die amtlichen Bekanntmachungen lesen, beeinflusst doch vielfach ihr Inhalt sein Vermögen, seine Handlungen, sein gesamtes Verhalten. Unter ihnen nehmen die Veröffentlichungen der Justizbehörden einen wichtigen Platz ein, vornehmlich Bekanntmachungen in Konkurs- und Vergleichsverfahren, von Zwangsversteigerungen, von Eintragungen ins Handelsregister. Namentlich die letzteren sind wichtig, weil sich an ihre Kenntnisnahme oder an ihr Nichtwissen vielfach bedeutsame rechtliche Folgen knüpfen. Doch berühren diese Veröffentlichungen in der Regel nur einen beschränkteren Kreis von Personen. Allgemeines Interesse

Im Namen der Stadt Annaberg

Die Obererzgebirgische Zeitung begeht in diesem Jahre die Feier ihres 75 jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß möchte ich im Namen der Stadt Annaberg Ihrer geschätzten Zeitung herzlichste Glück- und Segenswünsche zum Ausdruck bringen. Möge auch die fernere Zeit der Entwicklung Ihres Unternehmens günstig sein.

Wenn ich zurückschaue auf die letzten 10 Jahre, in denen ich Gelegenheit hatte, mit der Obererzgebirgischen Zeitung in freundlicher Beziehung zu stehen, so möchte ich dankbarst anerkennen die jederzeit wohlwollende und fördernde Einstellung Ihres Blattes zu den Geschehnissen in Annaberg. Ihre Berichterstattung über die Vorkommnisse in Annaberg, insbesondere auch über die städtische Verwaltung in Annaberg, ist jederzeit freundlich und anerkennend gewesen. Besonders anerkennen möchte ich Ihre Unterstützung bei unserem Stadttheater, das wir in den letzten 10 Jahren auf eine beachtliche Höhe als Provinzbühne geführt haben. Dank der Rührigkeit Ihrer Mitarbeiter haben Sie bei den zahlreichen Kongressen, die hier abgehalten worden sind, immer mit an erster Stelle Ihre Zeitung für die Berichterstattung zur Verfügung gestellt, sodaß die zahlreichen Fremden aus allen Gauen unseres engeren Vaterlandes, die in den letzten Jahren Annaberg aufgesucht haben, den denkbar besten Eindruck von unserer herrlichen Gegend dank Ihrer Berichterstattung mit fortgenommen haben und gern wiedergekommen sind.

Möge das gute Einvernehmen zwischen der städtischen Verwaltung von Annaberg und der Obererzgebirgischen Zeitung auch fernerhin bestehen bleiben und sich vertiefen.

Das ist mein Glückwunsch zu Ihrer Jubelfeier!

Mit Hochachtung

Dr. Krug, Erster Bürgermeister.

Die Wünsche des Finanzamtes und Hauptzollamtes Annaberg

Anlässlich des 75 jährigen Bestehens der „Obererzgebirgischen Zeitung“ erlauben wir uns Ihnen die herzlichsten Glückwünsche des Finanzamtes und Hauptzollamtes Annaberg auszusprechen. Wir dürfen daran die Hoffnung knüpfen, daß die guten Beziehungen zwischen den örtlichen Behörden der Reichsfinanzverwaltung und der zur Veröffentlichung ihrer amtlichen Bekanntmachungen bestimmten Obererzgebirgischen Zeitung für alle Zukunft fortbestehen mögen.

Annaberg.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung

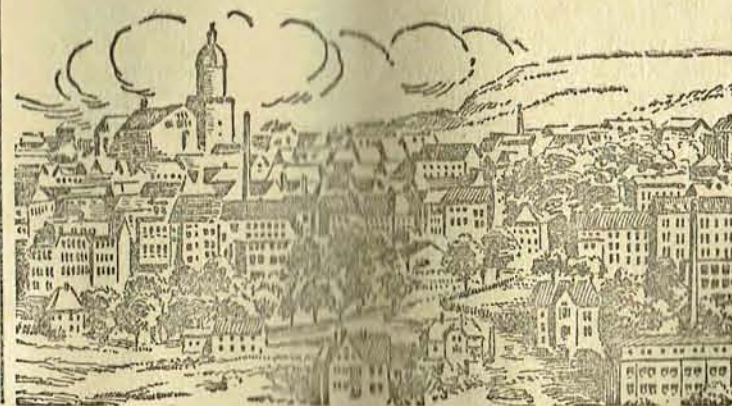
Edler v. d. Planitz, Reg.-Rat. J. D.: Hempel, Reg.-Rat.

bringen die Leser der Zeitung den Berichterstattungen über die großen Strafprozesse entgegen, die sich gerade in den letzten Jahren bis in die jüngste Vergangenheit gehäuft haben. Wenn bisher manche Hausfrau, nachdem sie die Familiennachrichten und die Geschäftsanzeigen auf günstige Einkaufsgelegenheiten hin durchgesehen hatte, sich der Bektüre des Romans mit Spannung hingab, so kann sie jetzt kaum den Bericht über den jüngsten Verhandlungstag des gerade schwebenden, interessanten Prozesses erwarten. Das hat den Vorteil, daß mancher den Gang eines Prozesses, der ihm bisher ein Buch mit sieben Siegeln war, nun kennenlernt, aber auch erfährt, mit welchen Schwierigkeiten die Erforschung und Ermittlung der Wahrheit und damit die Fällung eines gerechten Urteils verbunden ist. Er wird in Zukunft manche ungerechtfertigte Kritik einer gerichtlichen Entscheidung

ohne Kenntnis des festgestellten Tatbestandes unterlassen. Die ausführliche Berichterstattung über gerichtliche Verhandlungen hat aber auch den Nachteil, daß das Aufrollen von Familien- oder geschäftlichen Verhältnissen in aller Breite dem Unschuldigen oder anderen an der Straftat Unbeteiligten schwere, nicht wieder gutzumachende Schäden verursacht. Der Bericht bereitet aber auch den Boden, auf dem die unheilvolle Saat in unreifen, innerlich nicht gefestigten Menschen und verbrecherisch veranlagten Naturen aufgehen kann, ganz zu schweigen von den Verwüstungen, die das Lesen von Berichten über Sexualprozesse in den Seelen der heranwachsenden Jugend anrichten kann. Wohl von diesen Erwägungen ausgehend, berichtet die fogen. Provinzpresse von den großen großstädtischen Prozessen nur auszugsweise und von den bei den Provinzgerichten zur Verhandlung kommenden Straffällen nur ausnahmsweise.

Da der Allgemeinheit leider bisher in der Regel die Kenntnis der Gerichtsverfassung und der wesentlichen Grundbegriffe der Prozeßverfahren fehlt, so wäre es sehr erwünscht, wenn in der Presse volkstümlich geschriebene Aufsätze über wichtige, alltäglich vorkommende Fragen des Rechtslebens erscheinen würden. Was die Richter anlangt, so steht ihrer Befähigung in dieser Richtung einmal die allgemein bekannte starke amtliche Belastung entgegen, dann aber auch in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle das Fehlen der journalistischen Begabung, da der Richter von Berufs wegen an einen knappen und streng sachlichen Stil gewöhnt ist.

Vor nicht allzulanger Zeit spielte das Schlagwort von der Vertrauenskrise der Justiz eine große Rolle in Tagespresse und Parlament. Ob das damit über die Rechtspflege gesprochene harte Urteil gerechtfertigt war, oder ob nicht Einzelfälle in un-





Wiedertilgung der für die veranschlagten Zinsen. Band 100 100